H
464 A
-6-

von Halder
N. 927.

Vertraute Briefe

über die innern

Verhältnisse

am

Preußischen Hofe

seit dem Tode

Friedrichs II.

[Verf.: Gg. Frdr. Willib. Ferd. v. Cölln]

Sechster Band.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

[Leipzig]

Amsterdam und Cölln 1809.

Beytrag zur Geschichte des Krieges in Preußen, Schlesien und Pohlen in den Jahren 1806 und 1807.

Von dem Verfasser der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.

Fünfter Band.

Amsterdam und Cölln 1809.

Inhalt.

Erster Brief.

S. 1.

Des Verfassers der Vertrauten Briefe Rechtfertigung gegen die ihm gemachten Beschuldigungen.

Zweyter Brief.

S. 5.

Verhältniß der Preußen zu den Franzosen. — Anhänglichkeit des schönen Geschlechts an die Sieger. — Galanterie der Franzosen, — lobenswerthe Eigenschaften derselben, — Mittel sie zufrieden zu stellen.

Dritter Brief.

S. 17.

Ueber Staatsdiener und deren Besoldung im Civile und Militair. — Vorschlag, die preuß. Officiere welche außer Dienst sind, zu versorgen.

Vierter Brief.

S. 21.

Repartition der Kriegslasten. — Ideen zu einer zweckmäßigen gleichen Vertheilung. — Plan über die neue Verpflegung der kais. königl. französ. Truppen in Breslau. — Beytrag zu der möglichst gleichmäßigen Vertheilung der Kriegslasten und Schäden. — Aufforderungen, die im Königreich Sachsen gegebenen Verordnungen mitzutheilen.

Fünfter Brief.

S. 52.

Reorganisation des preuß. Staats. — Reduktion der Armee. — Immediat-Commission. — Civil- und Militair-Commissaire. — Aufhebung der Erbunterthänigkeit. — Bemerkung über die Abschaffung der Leibesstrafen bey dem preuß. Militair. — Privilegirter Gerichtsstand des Militairs. — Point d'honneur. — Innere Organisation. — Ueber Kastengeist im Militair. — Parallele des Militairs unter Friedrich und dem französischen Militair. — Ueber den Aufstand in Masse. — Die Franzosen zur Zeit der Revolution. — Ueber die Entstehung der verschiedenen Waffenarten. — Taktik. — Montirungsspielerey. — Stehende Armeen. — Conscription. — Militairgeist. — Erfordernisse zu einem guten General. — Civilverfassung in den preußischen Staaten. — Comiteen. — Gesetzgebende Gewalt. — Ausübende Gewalt. — Gerechtsame des Adels in Beziehung auf Erbunterthänigkeit.

Sechster Brief.

S. 101.

Deutschland in seiner Verwandlung, oder Betrachtungen eines deutschen Patrioten über die gegenwärtige Lage seines Vaterlandes. Zur Erweckung der Trägen, zur Ermunterung der Kleinmüthigen und zur Berichtigung einseitiger Urtheile. — 1. Wodurch ist Deutschland gefallen? — 2. Hatte Deutschland Ursache, die Fortdauer seiner alten Verfassung zu wünschen? — 3. Was wird Deutschland überhaupt bey seiner gegenwärtigen Verfassung gewinnen? — 4. Was wird es durch die neuen Verhältnisse an Wohlstande gewinnen? — 5. Was wird Deutschland durch die neuen Verhältnisse an Cultur gewinnen?

Siebenter Brief.

S. 220.

Das Bombardement in Kopenhagen nebst Schilderung der Dänen. — Reise des Verfassers von Danzig nach Kopenhagen. — Beschreibung desselben. — Bevestigung der Stadt. — Charakter der Dänen. — Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche derselben. — Luxus. — Münze. — Ankunft der Engländer. — Vertheidigungsanstalten der Dänen. — Löschanstalten. — Matrosenpressen. — Gewaltthätigkeiten gegen Fremde. — Militaircorps. — Mißtrauen der Dänen. — Unglücklicher Ausfall auf die Engländer. — Vergleichung der Vertheidigungsanstalten in Kopenhagen mit den in Danzig statt gefundenen. — Seegefecht. — Mangel an Lebensmitteln. — Trauriger Zustand der Stadt. — Commandant Peymann. — Flucht nach

Dragoe. — Plünderung. — Dragoe wird beschossen. — Strenge eines dänischen Marine-Officiers. — Polizeyliche Anstalten wegen Ertheilung der Pässe. — Anstalten des Commandanten. — Bombardement. — Kühnheit der Dänen. — Beschreibung der Brandraketen. — Brand in der Stadt. — Organisation der Löschungs-Commission. — Härte der Dänen gegen Deutsche. — Betragen des Meisters der deutschen Loge, Friedrich zur gekrönten Hoffnung. — Heftiges Bombardement. — Verwüstungen in der Stadt. — Es wird Kriegsrath gehalten. — Verhandlungen in demselben. — Waffenstillstand. — Capitulation. — Aufruhr der Matrosen. — Besetzung des Castells und des Holms — Wegnahme der Flotte. — Zahl der durch das Bombardement getödteten Bürger. — Verlust der Stadt. — Anekdoten. — Schilderung der Engländer. — Parallele zwischen den Engländern und den Dänen. — Musterhaftes Betragen der Engländer. — Bemerkungen über die Vertheidigung Kopenhagens.

Erster Brief.

Schlesien.

Ehe ich den sechsten Theil dieser Briefe anfange, muß ich mir und Dir Rechenschaft über den Inhalt aller dieser Briefe geben.

Es giebt wohl wenig Bücher, die mit größerer Begierde gelesen worden sind, als diese Briefe, das müssen selbst meine zahllosen Feinde eingestehen, denn der große Absatz derselben, der sie vorzüglich ärgert, beweist es.

Es sind viele sogenannte Patrioten öffentlich gegen mich aufgetreten, und haben meine Absicht boßhaft, meine Materialien schlecht, die gezogenen Resultate irrig, und meine Ansichten verkehrt genannt; sie haben a posteriori geschlossen: wenn die preußische Staatsverfassung nicht gut gewesen wäre, wie hätte sie die Preußen so lange beglücken können? Man hat mich öffentlich beschimpft, entehrt, und zu entehren gesucht, man hat gesagt, ich wollte revolutioniren, ich wolle mich zum Minister hinaufschwingen, es mache mir Freude alles zu tadeln, zu persifliren, zu lästern; man müsse aber einen Staat, der in ein so großes Elend gestürzt sey, nicht noch mehr beschimpfen, sondern man müßte so viel als möglich alle geschehenen Fehler zudecken und beschönigen, kurz man müßte alles anwenden, um die so lange gegoltene Täuschung zu erhalten. Afflictis non adficiatur afflictio. So sprechen die trägen Schläfer,

wenn man sie zur Arbeit weckt, man rüttelt und schüttelt sie vergebens, sie toben und schimpfen, weisen jeden, der sie ermuntern will, auf die gröbste Weise von sich.

Armes Volk der Preußen, selbst der Donner der Kanonen bey Jena hat dich nicht erwecken können! Alle Leiden, welche die Geisel des Kriegs, und der noch drückendere Frieden über dich gebracht haben, sind unvermögend, dich dahin zu bringen, zu untersuchen, zu forschen und zu prüfen: warum und wodurch du so unglücklich bist. Du verdienst also dein Schicksal, eben so wie der Schlaftrunkene, dem man das Haus über dem Kopfe angezündet hat, und der es ruhig brennen läßt.

Was habe ich denn gethan, daß ich den Unwillen so vieler mir zugezogen habe? Wenn ich auch noch so tief in mein Innerstes greife; so finde ich schlechterdings nichts von einem Vorwurfe darin. Ich spreche dann zu mir selbst: Hättest du unrichtige Thatsachen aufgestellt, und falsche Resultate daraus gefolgert; so würde man dein Buch nicht gelesen haben: da aber der größte Theil des Publikums es verschlungen hat; so muß es doch im Wesentlichen richtige Thatsachen und daraus gezogene Schlüsse enthalten haben. Gehe ich nun weiter, und frage mich: War es auch Recht, diese Thatsachen aufzudecken, konnte es etwas nützen, wird es frommen? hättest du nicht auf diesen und jenen Rücksicht nehmen, deine Raisonnements vorher am rechten Orte anbringen sollen? so finde ich die Antwort: Wahrheit frommt zu jeder Zeit. Richtig ist es aber, daß es jedes Staatsbürgers Pflicht ist, die Mängel seines Staats nicht vor das große Publikum zu bringen, so lange er noch in seiner ihm gegebenen Form glänzend da steht, so wie es mit Preußen der Fall war. Dann muß man suchen, die Oberhäupter zu gewinnen, und ihnen Vorschläge zum Besten des Staats geben.

Was mich anlangt; so habe ich vor dem 14. Octbr. 1806 mündlich und schriftlich dahin vergebens zu wirken gesucht. Man hat mich zum Dank einen exaltirten, verbrannten Kopf, einen Phantasten u. dgl. genannt, und ich habe, wie so viele andere, nichts ausgerichtet. Man hat mir vorgeworfen: die von mir vor dem 14ten Octbr. im Druck erschienenen Schriften widersprächen in manchen Stücken den nachher herausgegebenen, also müsse ich doch einmal Unrecht gehabt haben. Das ist wahr, geht aber ganz natürlich zu, denn vor dem bürgerlichen Tode unsers Staats habe ich zwar auch Mängel genug bey uns gefunden, daß aber das Innere des Staatsgebäudes so gänzlich vermorscht wäre, das habe ich nicht geglaubt. Als ich aber nun dem völligen Einsturz des Ganzen zusah, und die einzelnen Theile untersuchen konnte, da fand ich denn auch einleuchtend genug die Ursachen unsers Verfalls. Man wird sagen: das war keine Kunst; dafür gebe ich es auch nicht aus. Wer weiß aber, ob sich viele solche Mühe gegeben haben, jene Untersuchungen anzustellen, wie ich. Haben wir doch heute Gelehrte und Ungelehrte genug, welchen es nicht Recht ist, daß diese Prüfung angestellt worden ist. Ein jeder Einzelne kann aus einem ihm zugestoßenen Unglück mehr Erfahrungen ziehen, als aus einem zehnfach grössserem Glück, warum sollte es nicht ein Staat können? oder der, welcher für den Staat denken und handeln will?

Die Genugthuung bleibt mir, daß keiner meiner Feinde mir in meiner Dienstlaufbahn Vorwürfe wegen ausgeübter Verbrechen machen kann; wäre es möglich, wie lange wären meine Vergehen öffentlich bekannt und mit grellen Farben aufgetragen! Man sollte schon dieserwegen schließen, daß ich kein so moralisch verdorbenes Wesen wäre, welches von dem Unglück des Staats profitiren und

sich solches zu Nutze machen wolle, wie so viele behauptet haben. Warum habe ich denn die Vertrauten Briefe geschrieben? Um meinen Landsleuten zu sagen: Ihr habt in diesem oder jenem Stücke gefehlt, ihr habt dafür gebüßt, nehmt euch Lehren aus eurem Unglück und bessert euch.

Ich habe dabey so lange als möglich die handelnden Personen geschont, und nur dann, wenn es die Nothwendigkeit erforderte, sie mit ihrem wahren Namen genannt. Bis jetzt hat noch keiner von mir Genugthuung verlangt; sie mögen kommen.

Man kann mir nicht vorwerfen, daß ich die geheiligte Person des Königs geschmäht hätte. Man kann nicht sagen, daß ich sie lächerlich gemacht oder bespöttelt hätte. Ich habe Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin die größte Achtung gezeigt. Ich bin daher nicht als Pasquillant zu betrachten, sondern wer über meine Briefe richtig urtheilen will, der muß auch widerlegen und den preußischen Staat kennen. Dieß ist noch nirgend geschehen, meine Gegner haben geschimpft, gespottet und gelästert, aber nichts widerlegt, und diejenigen, welche es versucht haben, sind immer selbst dahin gekommen, Fehler und Gebrechen aufzufinden, und das ist ganz natürlich: denn es müssen doch Gründe vorhanden seyn, welche die Vernichtung des Staats herbeyführten, und sie sind nicht anders als in der fehlerhaften Verfassung oder in der mangelhaften Verwaltung aufzufinden. Man hat mir besonders vorgeworfen, daß ich ganze Stände (das Militair und den Adel) beschimpft und verfolgt hätte. Daß in beyden, so wie sie beschaffen waren, unser Unglück aufzusuchen ist, macht meine innerste Ueberzeugung aus, und daß nur die Minorität Achtung verdient, liegt am Tage. Darüber will ich mich in den folgenden Briefen näher ausweisen.

Die Tendenz dieser Briefe ist keine andere, als alle unsere Fehler aufzudecken und zu rügen, (denn man wird nur dann besser, wenn man seine Fehler erkennt), und für die Geschichte Materialien zu liefern.

Zweyter Brief.

Jedes besiegte Volk, jede Nation, wenn sie so, wie die preußische, in einem Nu erdrückt wurde, verliert die Achtung der Sieger, dieß liegt in der Natur der Sache; denn da die Franzosen, so wie die Römer, alles auf den Muth, auf die Geschicklichkeit und Bravheit des Soldaten setzen, da sie von sich selbst mit Recht sagen können: wir haben unser Vaterland von der gänzlichen Vernichtung im Entstehen der Republik gerettet, wir haben nachher alle unsere Feinde auf dem Continent nicht nur gedemüthigt, sondern gänzlich besiegt, unterjocht und ihre Herrscher zum Theil vertrieben, und jetzt geben wir allen Völkern, die uns am nächsten liegen, Gesetze; so können sie gar keine Achtung gegen die Preußen hegen, die ihnen den Sieg so leicht machten, ja durch die feige Vertheidigung so vieler Vestungen den Kaiser (was ihm vorher nicht einfiel) vermochten, seine Armeen über die Weichsel zu führen. Daher kommt es denn, daß in den preußischen Provinzen, wo jetzt noch die Franzosen stehen, das ehemalige Militair von ihnen verachtet, das Volk nur bemitleidet wird, von dem sie recht gut wissen, daß in ihm nicht Kraft genug war, zur Zeit des Kriegs in Masse aufzustehen, und, von dem Militair verlassen, sich

selbst zu helfen, so wie es in Frankreich unter ähnlichen Umständen geschehen seyn würde. Aus Verachtung und Mitleiden entsteht nun der Druck von selbst, und wenn man auch nicht sagen kann, daß Mißhandlungen und Excesse von dem französischen Corps ausgingen; so liegt er doch in tausend andern Verhältnissen, worin Sieger und Besiegte sich berühren.

Wer Deutschland bereist hat, wo die Franken jetzt als Sieger sich aufhalten, findet, daß sie vor den Hessen die größte Achtung hegen, weil es das einzige Volk war, welches zwar einen unglücklichen, aber doch einen kraftvollen Versuch machte, den Siegern zu widerstehen, und seine alte Verfassung und die Rechte seines Regenten-Stammes aufrecht zu erhalten, und wäre aus diesem nur einer vom alten berühmten hessischen Muthe belebt gewesen, und an der Spitze seiner Getreuen im Volke erschienen, wer weiß, welches der Erfolg gewesen wäre.

Bey uns im Preußischen machen wir also allgemein an den Siegern die Bemerkung, daß sie besonders gegen das männliche Geschlecht in einer gewissen Gradation im Innersten ihres Herzens Verachtung fühlen. Zuerst trifft diese den Militair, dann den Civilbeamten, ihm folgen Adel, Bürger und Bauer.

Bekannt ist es, daß der Franzose von jeher den Deutschen wegen seines linkischen steifen Benehmens in der Gesellschaft, wegen seines Phlegmas, wegen seiner tölpischen Manieren, wegen seiner affenartigen Nachahmungssucht, wegen seiner Charakterlosigkeit als Nation, über die Schultern ansah. Seit dem siebenjährigen Kriege hatte aber das preußische Militär sich bey ihnen Achtung zu erwerben gewußt, und vor der Schlacht von Jena war diese noch nicht gesunken; wir haben selbst aus Napoleons Munde seinen Soldaten

die Warnung geben hören, sich vor der Cavallerie zu hüten. Die preußischen Fähndrichs, besonders der Berliner Garnison, hatten durch ihre Fanfaronaden dafür gesorgt, daß der französische Soldat vom General bis auf den Tambour die höchste Erbitterung auf das Schlachtfeld brachte, und nun der Erfolg! daher in allen französischen Bulletins die Rüge so vieler Prahlereyen preußischer Officiere. Jeder französische Soldat kennt die Thatsachen, welche in Berlin dem 14. Octbr. 1806 vorausgingen.

Man muß es aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß die Franzosen den unter ihnen lebenden preußischen Officieren es nie in der Gesellschaft fühlen lassen, daß sie Gefangene und Besiegte sind, sie werden anständig aber kalt behandelt; man sieht ungern die preußische Uniform, aber man spottet nie öffentlich darüber. Man wird nie hören, daß ein Officier oder Gemeiner den Preußen von seinen Heldenthaten vorsprach, die ihnen nie angenehm seyn können.

Dagegen bemerkt man in dem preußischen Militair eine gewaltsam unterdrückte Wuth, welche es in seinem Innern gegen seine Sieger empfindet, und nur mühsam unterdrücket. Auch diese Empfindungen sind verzeihlich, da sie natürlich sind, denn die Preußen haben Brod, Ehre, Ansehn und Wirksamkeit durch ihre Sieger verloren.

Die preußischen Civilbeamten, wenn sie in Dienstverhältnisse mit den Franzosen gerathen, und die Miene annehmen wollen, als hätten sie nach dem Frieden von Tilsit wieder etwas zu sagen, werden ausgelacht; auch frägt man manchen: Ob er denn nicht dem Kaiser den Eid der Treue geleistet habe? Den Adel respektirt man gar nicht, da man nur den Adel anerkennt, der durch das von Napoleon in der französischen Armee gekrönte Verdienst vorhanden ist. Wahrlich, der preußische

Adel, wenn man auf den eigenthümlichen Sinn des Prädikats eingeht, hat auch wohl nie eine traurigere Rolle gespielt, als jetzt. Bey Bürger und Bauer findet man die den französischen ganz unähnlichen Sitten und Gebräuche närrisch. Die Franzosen geben sich daher nur mit den Frauenzimmern ab, und man hat es so leicht noch nicht bemerkt, daß eine intime Freundschaft zwischen einem deutschen und französischen Mann existirt hätte. Die Weiber sind es also, die den Franzosen ihren Aufenthalt angenehm machen, in so weit dieß in Deutschland möglich ist. Doch auch hier fanden die Sieger nach den ersten Versuchen (bis auf das rein-sinnliche) keine Befriedigung, und ein sehr gebildeter Officier sagte mir einst auf einem Balle: Wie ist es möglich, daß das zweyte Geschlecht hier so ganz verdorben seyn kann? Ich kann es nicht beurtheilen, ob es mehr verdorben ist, als in Frankreich, aber das weiß ich, daß unsere Weiber den Franzosen sehr bald zum Eckel werden mußten, weil der Eitelkeitsteufel sie plagte, mit Gewalt sich zu französiren. Sprach ihr Einquartierter gutes Deutsch, und die Frau Wirthin nebst Töchtern schlecht Französisch; so kam doch kein deutsches Wort über ihre Lippen.

War schon, ehe die Franzosen kamen, die Sucht in unsern Weibern, dem Militair vorzugsweise zu gefallen; so rissen sie sich jetzt um die französischen Krieger, und setzten dagegen die unter ihnen lebenden preußischen Officiere so merklich zurück, daß unter diesen und dem zweyten Geschlecht ein offenbarer Krieg zu befürchten ist, wenn jene abgehen sollten.

Dabey haben nun auch die Weiber die lächerliche Sucht, die französischen Sitten und Gebräuche unvollkommen nachzuahmen. Sie kochen französische Gerichte; sie geben Gesellschaften in französischer Manier; sie lernen Françaisen tanzen,

kurz sie befleißigen sich auf alle Weise den Siegern zu gefallen. Doch dieß gelingt ihnen nicht ganz. Aus Ekel an dem Genuß so gewöhnlicher Freuden, haben sie sich an Kinder vom 12ten bis zum 15ten Jahre gemacht, welche sie für ihren Geschmack ausbilden; die Mütter, begierig, ihre Kindlein von den französischen Kriegern geachtet, geliebt und vorgezogen zu sehen, finden große Ehre in diesem Vorzug, worüber aber die älteren Koketten rasend werden möchten, da sie sich Kindern nachgesetzt sehen. Besonders trifft dieß harte Loos die Regimentsdamen (jedes ehmalige preußische Regiment hatte einen eignen Cirkel von solchen Damen, welche in demselben beliebt waren), verlassen von ihren ehemaligen uniformirten Rittern, deren Kunst jetzt nach Brod geht, sind sie in Verzweiflung, keine neuen oder doch nur sehr alltäglichen Bekanntschaften machen zu können. Selbst manche Ehefrauen preußischer Officiere, die theils in Frankreich in der Gefangenschaft im Elende schmachten, oder zu Hause an ihren Wunden leiden, sind nichtswürdig genug, mit den Siegern Buhlschaft zu treiben, ja sich zu den gemeinsten Metzen herabzuwürdigen. So wie in allen unmoralischen Dingen und Niederträchtigkeiten aller Art, die Residenz, das hochgepriesene Berlin, immer voranging, so auch hier. Eine Liste von feilen Weibern, selbst aus den höheren Klassen, die sich hingaben, und deren Männer abwesend waren, habe ich schon angefertigt, und öffentlich werde ich sie einst als ein Dokument über den Verfall der Preußen im Jahr 1806 der Welt bekannt machen.

Doch auch Ehen haben wir unter französischen Officieren und preußischen Mädchen schließen sehen. Wer wird das Unrecht finden, da es keineswegs unter den Franzosen an braven Männern fehlt?

Wundern muß es aber deutsche und besonders preußische Männer, daß diese Verbindungen

so häufig geschlossen werden, daß unsere Mädchen so gern Vaterland und Familie verlassen, und dem französischen Krieger folgen, der, ein wahrer Ball des Schicksals, heute in Schlesien, und vielleicht übers Jahr am Po oder am Ganges weilt. Ich wenigstens erinnere mich nicht eines einzigen Falls, daß ein Preuße im Jahre 1792 ein französisches Weib aus Frankreich mitgebracht hätte.

Auf dem Lande, so wie in den Städten, suchen die Franzosen die Gesellschaft, finden sie hin und wieder, und man muß es ihnen zum Ruhme nachsagen, sie benehmen sich in diesen Gesellschaften, mögen sie auch zusammengesetzt seyn, wie sie wollen, höchst anständig. Ihre Unterhaltung erstreckt sich aber nur größtentheils auf den weiblichen Cirkel und auf ein Hazard-Spiel, welches Aehnlichkeit mit unsern Grobhaus hat (boullot).

So gern wie mancher von ihnen auch Tabak raucht, so geschieht es doch nie in Gesellschaft der Damen, wenn selbst die Männer derselben die Tabakspfeife im Munde haben. Dagegen raucht der französische gemeine Soldat, außer dem Dienst, in der Nähe seines Generals sein Pfeifchen ohne Zwang, was im preußischen Militairdienst unerhört war.

Recht schmerzlich empfinden die Franzosen den Druck, der von ihnen instruktionsmäßig auf das Land und seine Bewohner ausgeht, und da sie alle mehr, wie andere Nationen, die Geselligkeit lieben; so fühlen sie es wohl, daß man sie bey aller ihrer Höflichkeit und Humanität nicht gern sieht und sehen kann, da die wohlhabendsten Familien zu Grunde gehen, wenn es noch lange so fort dauert. Im Ganzen haben sie daher ein unangenehmes Leben. Entfernt vom Vaterlande, von Verwandten und Freunden, in einem ihnen ungewohnten Clima, über ihr künftiges Schicksal stets ungewiß, unterhalten von Unglücklichen, die sie ungern bey sich sehen, täglich bey der Armuth zu Gaste, wie schwer lastet

da der Ruhm auf ihnen, alle Nationen besiegt zu haben! Fremd mit den Sitten, mit der Sprache des Landes, ohne Lektüre, sind sie auf ihre Cameradschaft und die französischen Zeitungen eingeschränkt, welche ihnen sehr spät zu Händen kommen. So thatenreich ihr Leben im Kriege war, so langsam gehen sie jetzt im Frieden mit der Zeit fort. Von Natur heftig zur Liebe und Wollust geneigt, was ist bey ihnen natürlicher, als daß sie sich nur zu oft in die Arme liederlicher Weiber werfen, und ein Gift einsaugen, welches sie aufs Krankenlager wirft, wo ihnen alle Pflege fehlt? Warlich das Schicksal dieser Krieger ist nicht beneidenswerth.

Nichts widersteht dem Franzosen, wenn er jemandes Zutraun und Liebe gewinnen will, besonders wenn es auf die Weiber abgesehen ist. Hat es sich ein Franzose vorgenommen, auf ein deutsches Weib Jagd zu machen; so widersteht sie ihm selten, und vielleicht nur dann, wenn sie ohne alles Temperament oder ohne alle Eitelkeit ist, oder ihr Verstand diese Leidenschaften überwiegt, und wie selten finden wir das! Es verdrießt ihm keine Mühe, kein Geld, kein Nachdenken, um zum Ziele zu kommen; er opfert ganze Nächte hindurch seinen Schlaf, scheut weder Wind noch Wetter, wenn es darauf ankommt, seiner Dame aufzupassen, wenn sie vielleicht im Finstern aus der Comödie oder aus einer Gesellschaft zu Hause geht. Er erforscht alle kleine Wünsche der Angebeteten, und erfüllt sie auf der Stelle; ihre Umgebungen und das Dienstpersonale besticht er durch Complimente und Geld; den ganzen Charakter, alle schwachen und starken Seiten der Geliebten weiß er zu erforschen. Er weiß den rechten Augenblick zu benutzen, um seine feurige Liebeserklärung, in schönen Worten gefaßt, der Geliebten vorzutragen und sie zu Thränen zu rühren.

Wehe aber dem deutschen Weibe, welche sich schnell hingiebt, eben so schnelle Verachtung nach dem Genuß ist ihr Lohn; hält sie die Belagerung länger aus; so wird ihr doch am Ende Mitleiden zu Theil. Begegnet sie aber allen Stürmen mit natürlicher Unschuld, mit weiblicher Schaam, Bescheidenheit und Zurückgezogenheit, vergiebt sie der weiblichen Sittsamkeit nichts, begegnet ihrem Verehrer mit Achtung; so hat sie das Schicksal desselben, wenn er sie liebt, in ihrer Hand. Der französische Liebhaber nimmt alle Gestalten an, und ich habe es beobachtet, daß ein bekannter junger Wüstling unter ihnen ein sehr achtbares geschätztes Mädchen dadurch gewann, daß er sich als reuigen Sünder darstellte und bekannte: Er sey ihrer Liebe und Achtung unwerth, er wünsche nur ihr Mitleiden zu erlangen, und durch ihren Umgang sich zu bessern.

Es ist höchst lächerlich, Deutsche, besonders Ehemänner, darüber urtheilen zu hören; nichts erregt ihren Haß mehr, als solche Liebschaften; sie sehen sich und die ganze deutsche Nation dadurch beschimpft; sie begreifen nicht, wie man einen Franzosen lieben, auf der andern Seite begreifen es diese wieder nicht, wie ein deutsches in ihrem Sinn gebildetes Weib es mit einem deutschen Mann aushalten könne. Selbst die verständigsten Weiber haben mir aber versichert: Es sey sehr schwer, einem Franzosen zu widerstehen. Die Ursache habe ich oben zu erklären mich bemüht.

Am aufgebrachtesten über diese Liebeshändel oder wohl gar Ehestiftungen sind die Juristen; sie haben den Code Napoleon gelesen, und gefunden, daß das französische Eheweib von dem Gesetz weit weniger Rechte, als das deutsche genießt. Doch alle ihre weitläuftigen Erörterungen haben bey den Weibern nichts geholfen.

Die Sensation, welche das französische Officiercorps unter den gebildeten Weibern gemacht hat, eben so sehr weiß sich der gemeine Soldat unter den Mädchen der gemeinen Klasse geltend zu machen. Sey es in Pommern oder Pohlen, in der Mark Brandenburg oder in Schlesien, der Franzose ist beym Tanz im Kruge der erste und der letzte; so viele Mühe es ihnen auch macht, eine pommersche oder pohlnische Bauerdirne im Tanz sich drehen und Figuren machen zu lassen; so lassen sie doch nicht davon ab, und es kann in der Welt nichts drolliger gesehen werden, als eine von Franzosen und pommerschen Mädchen getanzte französische Quadrille.

In Schlesien gelingt es ihnen weit besser damit, da hier das Volk gebildeter ist, und sollten hier die Franzosen noch lange weilen; so dürfte sich ihre Sprache und Lebensweise dem Volke sehr mittheilen.

Es ist dem Franzosen eigen sich mitzutheilen, weil er viel Eigenliebe besitzt, und seine Nation, sein Vaterland, seine Sitten, Sprache und Gebräuche, allen übrigen vorzieht; dazu kommt in ihm ein hoher Grad von Gutmüthigkeit, welche ihn veranlaßt, das Gute, was er kennt und genießt, auch andern zu Theil werden zu lassen. Er macht daher unaufhörlich auf die höflichste Art von der Welt den Lehrmeister. Der Deutsche ist dagegen sehr lernbegierig, die ihm anklebende Nachahmungssucht treibt ihn an, die Sitten, Sprache und Gebräuche der Fremden anzunehmen. Daher mag es besonders in Schlesien kommen, daß man hier wenig oder gar nichts von Excessen hört, daß die Franzosen in jedem Dorfe den Ton angeben, und daß man allenthalben bemerkt, wie das Volk französische Sitten annimmt; besonders wenn der Bauer mit seinem vornehmeren Landsmann zu thun hat, zeigt er gar zu gern, was er schon von den Fran-

zosen gelernt hat. Es ist sonderbar, daß die Deutschen immer eher fremde Sitten annehmen, als daß andere Nationen bey ihnen die ihrigen sich zu eigen machten.

Als die Preußen einen Theil von Pohlen eroberten, lernten die Pohlen von ihnen in dieser Rücksicht wenig oder nichts, und jetzt, da die Franzosen bey uns einheimisch sind, nehmen wir ihre Sitten an, lernen ihre Sprache, und selbst diejenigen unter ihnen, welche erträglich Deutsch sprechen, verstehen sich nur im höchsten Nothfall dazu. Spricht diese Thatsache für die Originalität der Deutschen? Ich glaube es zu meiner eignen Schande nicht.

Die Franzosen haben im Preußischen ihre Sitten, Gebräuche und Sprache beybehalten. Sie nehmen um 11 Uhr Vormittags ihr Frühstück, um 5 Uhr ihr Mittagsessen ein; sie geben ihre Thees, Bälle und Assemblees wie in Frankreich. Es ist wahr, daß in dergleichen Gesellschaften die größte Fröhlichkeit und Ungebundenheit herrscht, ohne daß die guten Sitten verletzt würden. Sind auch die Franzosen sehr begierig nach dem physischen Genuß in der Liebe; so muß man doch zugestehen, daß selbst der größte Wüstling unter ihnen sich nie in der Gesellschaft anderer eine Unanständigkeit gegen eine Dame, noch viel weniger je eine Zweydeutigkeit erlaubt. Auf der andern Seite verschwinden bey ihnen in der Gesellschaft alle Dienstverhältnisse, die wir Deutschen sogern dahin übertragen, und ich bin Augenzeuge gewesen, daß ein Divisionsgeneral, als man nach einem Balle sich zum Mahle setzte, und die Damen entfernt waren, zu den Schildwachen sagte: „Kinder, setzt das Gewehr weg, und kommt mit zu Tische." Diese lieberalen Gesinnungen heben keineswegs die militairische Strenge auf; sobald der Soldat oder Officier unter'm Gewehr steht, tritt diese wieder in ihre Rechte.

Bey den französischen Gastmählern herrscht eben solche Ungezwungenheit wie überall. Jeder Anwesende nimmt sich von dem Gerichte, welches ihm am besten schmeckt, und es wird keines nach Stand und Würden und in der Reihe herum präsentirt.

Den Franzosen, welchen so viele vaterländische Genüsse abgehen, machen herumziehende deutsche Schauspieler-Gesellschaften viel Vergnügen, sie besuchen jedes Stück, obschon sie kein Wort davon verstehen; sie nehmen alles als Carrikatur, finden daran Unterhaltung, lachen darüber, und unterhalten sich so laut, daß man selten ein Wort davon versteht, was die Schauspieler sagen.

In der Unterhaltung sind die Franzosen äusserst vorsichtig, sie sprechen öffentlich nie von Politik und Krieg; sie hegen gegen die Deutschen immer viel Mißtrauen, denn sie beurtheilen sie nach sich; sie glauben, so wie sie handeln würden, wenn man in Frankreich das verlangte, was sie in Preussen fordern, so könne der Deutsche auch handeln. Großer Irrthum! So lange der Deutsche noch ein Stück Brod hat, wenn er auch sonst in bessern Umständen täglich mehrere Gerichte aß, so lange erträgt er aus Liebe zur Ruhe jeden Druck. Abstrahirt man von dem Druck, der instruktionsmässig von den Franzosen ausgeht, so kann man im Allgemeinen nicht über die Einzelnen klagen.

Ganz besonders human ist der gemeine Soldat in Verhältniß zu allen übrigen europäischen Truppen, eben so ist er weit rechtlicher, und es ist keiner, der nicht vom Ehrgefühl durchdrungen wäre. Man hat kein Beyspiel von einem Diebstahl, der durch einen französischen Soldaten begangen wäre. Manchmal entstehen Streitigkeiten zwischen den französischen Soldaten und ihren Wirthen, weil sie sich unter einander nicht verstehen,

oder weil sich letztere nicht zu benehmen wissen. Davon eine Anekdote:

Mein Wirth hatte 4 Dragoner so eben bey sich einquartiert erhalten, es war Mittag, die Herren wollten essen, er ließ ihnen Portionen vom Traiteur holen, das Essen war reinlich und gut gekocht, es war hinreichend, und bestand aus Bouillon, gebacknes Obst und Braten. Doch die Dragoner lermten und tobten, waren im Begriff meinen Wirth zu mißhandeln, als ich hinzutrat, und sie sehr höflich um die Ursache ihres Zorns fragte. Heftig erwiederten sie: „Wie kann unser Wirth so wenig Zutrauen zu uns haben, daß er uns den Braten wie kleinen Kindern vorlegt und jedem sein Stück giebt? Er soll uns den ganzen Braten hinstellen, und wir werden ihn nicht aufessen oder mitnehmen.“ Als ich ihnen den Zusammenhang erklärte, daß der Wirth die Speisen vom Traiteur holen lasse, wo man nur Portionen erhielte, baten sie ihn herzlich um Verzeihung. Es giebt unter den französischen gemeinen Soldaten Menschen von Erziehung und Kenntnissen, besonders sind die Sergeants-majors oder Maréchal des logis sehr unterrichtet und gesittet. Dieß hat seinen Grund mit darin: daß in Frankreich niemand vom Soldatendienst ausgeschlossen ist, und jeder von unten auf dienen muß. Der Deutsche, der mit dem Franzosen, der bey ihm einquartiert ist, gut auskommen will, befolge folgende Regeln:

Er empfange den Officier mit großer Artigkeit, und gebe ihm ein reinliches Zimmer, ganz besonders sehr reine Bettwäsche; er bewirthe ihn wo möglich mit Fleischbrühe, viel kalte Küche mit Zwiebeln, Knoblauch, Sallate, ordinairen rothen Franzwein, Caffee mit Rum; er verberge vor ihm nicht (selbst nicht vor dem Gemeinen) seine Pretiosen, Geld oder Briefe, kein Franzose mißbraucht das ihm geschenkte Zutrauen; er lasse ihm freyen

Zutritt

Zutritt in seinen Familienzirkel: sind seine Leute gut erzogen; so werden sie gleich gute Behandlung erfahren. Der Franzose nimmt sehr schnell etwas übel, und ist auffahrend, man muß ihm kaltes Raisonnement entgegen setzen, und er wird bald wieder zu sich kommen. Er versöhnt sich so schnell, als er in Hitze kam. Fordert der Franzose etwas, wozu er kein Recht hat, was seinen militairischen Befehlen entgegen ist; so darf man es ihm nur kalt und in bestimmten Ausdrücken abschlagen und ihm merken lassen, daß man das Gesetz kennt; man darf nicht fürchten, er werde Gewalt brauchen.

Jedoch setze man nie und unter keinen Umständen die Höflichkeit aus den Augen; ich bin Zeuge gewesen, daß man einen Betrunkenen, der im Begriff war, Excesse zu begehen, durch Höflichkeit davon abhielt. Man sagte: Es ist bekannt, daß ein Franzose, wenn er auch ein Gläßchen über den Durst getrunken hat, nie seine Ehre aus den Augen setzt.

Dritter Brief.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in den Provinzen, wo im Preußischen das französische Militair sein Standquartier hat, die Noth sehr groß ist, da die Verpflegung von den Unterthanen geschieht. Es ist richtig, daß besonders die unglücklichen Officiere leiden müssen, welche (mögen sie das Unglück des Staats mit verschuldet haben oder nicht) jetzt wirklich dem Hungertode nahe sind, da sie wenig oder gar keinen Sold ausgezahlt er-

halten. Eben so geht es in Berlin den Officianten des ehemaligen Generaldirektoriums und der Oberrechnungs Kammer.

Zuerst über die Staatsdiener und deren Besoldung; vom Militair oder Civile, gleichviel.

Es ist hart, wenn der, welcher dem Staate Gesundheit, Kenntnisse, Vermögen und Ehre geopfert hat, den Hungertod sterben soll. Dieß ist jetzt in Preußen bey den Officieren und Civilbedienten der Fall. Will man von den Officieren behaupten: daß es an ihnen gewesen wäre, entweder bey Jena zu siegen oder zu sterben, und wenn sie jetzt verhungern müßten, so sey dieß ihr gerechtes Loos; so ist dieß die Sprache der Leidenschaft: denn gesetzt, daß der Geist, welcher das preußische Officiercorps belebte, durchaus nicht gut zu nennen war; so hat doch ein großer Theil von ihnen in und nach der Schlacht von Jena gethan, was sie in dem Geiste der Organisation und Anführung des preußischen Heers zu leisten im Stande waren. Ja die Minorität dieses Standes hat vielleicht mehr wie seine Schuldigkeit gethan, und es würde jetzt hart und liebloß gehandelt seyn, es an Allen vergelten zu wollen, was Einzelne verbrochen haben. Zudem sind diese Einzelnen gewiß längst abgegangen, und vorzüglich die ärmeren Staabs- und Subaltern-Officiere übrig geblieben, welche gewöhnlich schon um deshalb die bravsten waren, da ihre ganze Existenz von ihrer Aufführung abhing. Wie könnte ihnen geholfen werden?

Man hat zwar schon in den verschiedenen Provinzen Schlesiens einen Versuch gemacht, den nöthigen Unterhalt für sie auf die Wohlthätigkeit der vermögendsten Mitbürger ankommen zu lassen; allein jetzt, wo ein jeder mit der Bestreitung seiner eignen Bedürfnisse genug zu thun hat, ist es nicht Zeit, an die Wohlthätigkeit anderer zu appelliren. Dennoch höre ich mit Freude, daß die braven

Pommern ein ansehnliches Capital zur Unterstützung der Nothleidenden gesammelt haben; wie viel man in Schlesien bereits zu diesem Behuf zusammengebracht haben mag, ist mir zwar unbekannt, dennoch kenne ich viele Familienväter unter den Unglücklichen, welche, vorher im Wohlleben, jetzt auf das Allernothdürftigste eingeschränkt sind.

Ich glaube, daß es sehr geringen Schwierigkeiten unterworfen seyn würde, die noch übriggebliebenen, sich außer Dienst und in Armuth befindenden, preußischen Officiere nothdürftig zu unterhalten.

Ich will einmal bey der Provinz Schlesien stehen bleiben. Hier befanden sich zur Zeit des Friedens

11	Regimenter Infanterie, geben	564	Officiere,
6	Füsilir-Bataillone, geben	120	"
60	Eskadrons Cavallerie, geben	240	"
		944	Officiere.

Die Anzahl der Artillerie ist mir unbekannt.

Nimmt man, die Artillerie mit eingeschlossen, 1000 Officiere an; so ist nichts gewisser, als daß die Hälfte theils geblieben, theils in Frankreich, theils verabschiedet ist; ¼ befindet sich aber bestimmt entweder selbst im Stande sich zu ernähren, oder wird von reichen Eltern oder Verwandten unterhalten, und darf daher keine Ansprüche auf Wohlthaten machen.

Ich nehme ungefähr 200 Officiere an, welche zu unterhalten seyn würden. Sobald solche nach Köpfen zu 300 Rthlr. Courant Unterstützung pro Anno angesetzt werden; so beträgt dieß eine Summe von 60000 Rthlr., welche aufzubringen sind: rechne ich 30000 Rthlr. den Städten, und 30000 Rthlr. dem platten Lande, oder vielmehr den contribuablen Guthsbesitzern an; so kann niemand diese Eintheilung zu hart finden.

Schlesien zahlt jährlich 1,850000 Thaler Contribution und Nahrungsgeld; schlage ich auf jeden Thaler ½ ggr. zu jenem wohlthätigen Behuf, so macht dieß 32500 Rthlr. aus, und wie wenig diese 2 Gröschel dem, der 1 Rthlr. bezahlen muß, derangiren, ist klar. Wer 1000 Rthlr. jährlich an Contribution bezahlen muß, giebt in jenem Fall 13 Rthlr. 10 ggr., und wer soviel an Steuern in Schlesien giebt, ist wahrlich sehr wohl im Stande, 13 Rthlr. 10 Sgr. auf wohlthätige Zwecke zu verwenden.

Was die Städte anlangt; so ist ihnen seit dem 1. März der Servis (um ihn zu ihren eigenen Bedürfnissen zu verwenden) erlassen. Es dürfen also nur aus diesem Fond jene 30000 Rthlr. angewiesen werden, oder man legt zu diesem Behuf eine kleine Consumtionabgabe auf Luxoriosa an; so wird diese Summe leicht aufgebracht werden. Findet man, daß die Städte zu sehr, und weit mehr wie das platte Land, mitgenommen worden sind; so könnte man eine Tranksteuer auf die Brau- und Branntweinbrennereyen der begüterten geistlichen Stifter legen, welche ja überdieß den Zweck der Wohlthätigkeit haben. Ich sehe nicht ein, warum diese Herren sich mästen sollen, unterdeß mancher brave Mann unverdient hungert.

Ich kenne einen Officier, der im Kriege 1792 bey Pirmasens sieben Wunden erhielt, der stets brav war, auch 1806 seine Schuldigkeit that, und nun von allen Menschen verlassen, ohne Vermögen und Sold, täglich dem Hungertode nahe ist; ich kenne Familienväter, welche mit 8 und 9 Kindern an den Bettelstab gebracht sind; ich kenne Staabsofficiere von den Regimentern, welche in Pohlen in Garnison standen, die selbst ihr kleines Vermögen, oder ihr Silber und ihre Pretiosa nicht einmal von dorther nach Schlesien ziehen können, da

die Ausfuhr aller Pretiosen im Herzogthum Warschau verboten ist.

Es würde, sobald diese Einrichtung in allen preußischen Provinzen getroffen würde, ein jeder armer Officier seinen Unterhalt nothdürftig haben, und man würde freylich nicht jedem ohne Unterschied 300 Rthlr. geben dürfen, sondern dem Familienvater mehr bestimmen müssen, als dem Unverheyratheten; man würde auf den Kranken und Blessirten mehr rechnen, als auf den Gesunden, und diesem ankündigen: daß er innerhalb Jahresfrist auf irgend eine Art seinen Unterhalt erwerben müsse.

Das Detail dieses Plans auszuarbeiten, ist hier nicht der Ort; es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß eine Provinz, wie Schlesien, Mittel in sich hat, auf jene leichte Art einige hundert Unglückliche zu unterstützen; eben so wenig liegt es an dem guten Willen der Schlesier, sondern bloß an dem Quo modo. Bis jetzt hat man wohl nicht daran gedacht, solches sobald als möglich zu bestimmen, da man täglich den Abmarsch der französischen Truppen erwartet hat: da diese Aussicht aber immer ungewisser wird; so dürfte es doch nun wohl Zeit seyn, daran zu denken.

Vierter Brief.

Die Einquartierungslast der französischen Truppen, mit welcher ihre Verpflegung verbunden ist, so wie die Aufbringung der baaren Kriegscontribution, sind so drückend, daß es zu verwundern ist, warum man in den verschiedenen Provinzen besonders in Schlesien, nicht längst daran gedacht

hat, sie gleichmäßiger zu vertheilen, und dadurch leichter zu machen.

Als im Jahr 1806 der Feind einrückte, da fehlte es an der Besinnung, um einen Plan zur richtigen Vertheilung zu entwerfen, und es war verzeihlich, daß es nicht geschah. Der Feind verlangte schnelle Befriedigung und Aufbringung der nöthigen Summen; man nahm also Geld und Sachen da, wo man sie zuerst antraf. Nun erschien die Akte des Friedensschlusses von Tilsit, und die Behörden glaubten und hofften nun bald von den fremden Truppen befreyt zu werden; man dachte also abermals an keine Repartition, und auch da noch war es verzeihlich. Nachdem aber seit dem 1. Octbr. 1807 die französischen Truppen im Preußischen stehen geblieben sind; nachdem man deutlich einsehen mußte, es sey des Kaiser Napoleons Wille, daß sie hier noch länger stehen bleiben sollten, da war es wohl ein großer Fehler, wenn man immer noch nicht an gleichmäßige Vertheilung der Kriegslasten dachte, und ich glaube selbst, daß es von den französischen Behörden ein Fehler war, wenn sie nicht auf diese Vertheilung hinwirkten. Höre meine Gründe zu dieser Behauptung:

Nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens sollten die russischen Truppen eben so bald die Moldau und Wallachey räumen, als die französischen sich rückwärts bewegten. Es geschah nicht; sie sollten den Engländern die russischen Häfen verschließen, Schweden zur großen Allianz bewegen; es geschah nicht sogleich. Preußen sollte seine rückständigen Contributionen bezahlen; es geschah nur zum Theil. Die französischen Truppen blieben also stehen, und zwar aus richtigen politischen Gründen. Friedrich sagt schon in seinen hinterlassenen Werken:

Einem versöhnten, vorher zu nachdrücklich geschlagenem Feinde, ist nie zu trauen!
Wie konnte Napoleon Rußland und Oestreich trauen?

So sehr Rußland in der Folge dabey gewinnen müßte, wenn es die englischen Handelskonnexionen aufgebe, und andere mit Frankreich einginge, wie ich im zweyten Theil dieser Briefe bewiesen habe, so wenig vortheilhaft ist seinen Kneesen das veränderte System für den Augenblick.

Die russischen Großen, unter deren Einfluß der Kaiser und sein Hof stehen, sind zu sehr an die englischen Goldstücke, welche sie für ihre rohen Produkte bezahlt erhielten, auf der einen Seite, und auf der andern zu sehr an die englischen Colonialwaaren und Fabrikate gewöhnt. Mit ihnen verbindet sich die Kaufmannschaft, welche mit englischen Waaren Handel trieb, und jetzt durch das neue System in ihrer Nahrung leidet.

Die schlesischen und sächsischen Tücher sind allein wegen des Bruchs zwischen Rußland und England um 5 Procent im Preise gestiegen. Beweis genug, daß das veränderte russische Staatssystem, so vortheilhaft es auch auf unsere Industrie zurückwirkt, den russischen Handlungshäusern nachtheilig ist.

Sollte nun Alexander jenem Einfluß nachgeben, den die russischen Großen auf ihn sich anmaßen, und von neuem, wider seine eigne bessere Ueberzeugung, Frankreich den Krieg erklären müssen; so würden die Franzosen wohl sehr thöricht gehandelt haben, wenn sie die Weichsel und Oder mit ihren festen Punkten verlassen hätten, besonders da Oestreich (dem französischer Seits eben so wenig zu trauen war) durch die Stellungen in Schlesien und Warschau in Respekt gehalten wird.

Wenn nun diese politische Conjunktur so lange dauern wird, bis der allgemeine Friede geschlossen

ist; so muß den französischen Behörden selbst daran gelegen seyn, die preußischen Provinzen, worin sie ihre Verpflegung finden wollen, nicht gänzlich zu Grunde zu richten, wenn sie nämlich ferner Mittel für die Zwecke Napoleons seyn sollen.

Unausbleiblich muß aber ihre gänzliche Erschöpfung das Resultat der Unregelmäßigkeit seyn, welche, in einer Provinz zwar mehr wie in der andern, aber dennoch im Allgemeinen, bey der Vertheilung der Kriegslasten an der Tagsordnung ist. Bis jetzt galten folgende irrige Grundsätze:

1) An eine allgemeine Verbindung der Contribuenten in einer Provinz wurde nicht gedacht, sondern eine jede Commun, wohin das französische Gouvernement Truppen zu legen, aus militairischen Gründen für gut findet, muß sie aus ihren Mitteln erhalten.

So ging z. B. in Schlesien seit 1806 die große Militairstraße von Berlin nach Breslau auf der Post-Straße dahin, alle Ortschaften, welche an derselben lagen, wurden ungeheuer belastet und erschöpft. Im schlesischen Gebirge sah man aber vom 2. November 1806 bis im August 1807 wenige oder gar keine Truppen, mithin wurde diese Gegend gegen jene begünstigt.

2) In der Commune besteht ein wahres blinde Kuhhaschen bey der Vertheilung der Last, man greift nach dem Wohlhabenden zuerst: weiß er durch Verwendung oder andere Mittel sich zu eximiren; so hascht man einen andern. Braucht man Geld; so borgt man, so lange es gehen will, ohne an Ersatz oder Zinsenzahlung zu denken, und bekommt man nichts mehr geborgt, so schreibt man Beyträge nach dem Servis- oder Contributionsfuß, oder nach willkührlichen Classifikationsgrundsätzen aus.

Daß ich hierin Recht habe, wird durch die Aufsätze in den Neuen Feuerbränden und in den In-

telligenzblättern derselben bewiesen, worin von der Besteurung der Geistlichen in der Chur- und Neumark, so wie in der Altmark, die Rede ist.

Ich glaube, daß folgende allgemeine Grundsätze in Anwendung kommen sollten:

1) Viele tragen, innigst verbunden, wenn sie alle für einen, einer für alle haften, eine Last, die eben so wenig getheilt werden muß, viel leichter, als wenn man die Last in ihre einzelnen Theile auflößt, und diese Theile den Individuen aufbürdet. Aus diesem Grundsatze folgt:

a) daß sich alle Einwohner einer Provinz in eine Societät vereinigen, und ein hinreichendes Geldquantum aufbringen müssen, um die Last zu tragen;

b) daß man daher in den Städten das französische Militair in die Kasernen lege, und ihm täglich so viel zahle, als hinreichend ist, um sich selbst zu verpflegen; und daß sämmtliche Officiere ebenfalls für ihre Beköstigung baares Geld bekommen, wofür sie essen können, wo sie wollen, und daß ihnen nur Natural-Quartier gegeben wird, wofür ihr Wirth seine Vergütigung erhält.

c) Wo auf dem Lande und in den Städten keine Kasernen sich befinden, muß der Soldat von seinem Wirth verpflegt werden, wofür dieser seine Vergütigung baar erhält; wo Cavallerie einquartiert ist, giebt auch der Wirth die Fourage, und empfängt sie aus den Magazinen entweder in natura oder wenn er will, giebt er sie selbst, und bekommt dafür den Marktpreis. Die Officiere speisen auf dem Lande ebenfalls bey ihren Wirthen; in den Städten in Gasthöfen, oder machen zusammen Menage.

d) Was den Maaßstab betrifft, wornach die nöthige Contribution zu der Verpflegung auf-

gebracht werden soll; so ist die Consumtion dazu die beste Grundlage, wie bey allen Steuerzahlungen. In den Städten existirt schon die Accise; man erhebe also mit jedem Thlr. Accise einen Uebertrag, der zu jenem Zweck bestimmt ist, und fange bey dem Satz von 4 Gr. an: wenn zum Beyspiel der Thaler 14 Gr. Uebertrag giebt; so tragen 4 Gr. Accise 2 Pfennige. Da auf dem platten Lande die rohen Produkte keine Consumtionssteuer tragen; so erhebe man Trank-, Mühlen- und Schlacht-Accise.

e) Die Accise-Kassen sind zugleich die Organe für die Erhebung und Auszahlung der Kriegskosten; sie werden mit Officianten zu diesem Behuf vermehrt, und in den Landkommunen stellen sie Accise-Einnehmer an, welche sie beaufsichtigen. Besser ist es, wenn die neue Landaccise-Einnahme an die Dominia oder an sichere Unternehmer verpachtet wird.

f) Zur Fouragelieferung werden die Grundeigenthümer vor wie nach verpflichtet bleiben, eben so zum Vorspann; beyde Leistungen werden aber vergütigt. Vorspann erhält aber niemand, der nicht von dem commandirenden General des Armeecorps einen Paß aufweisen kann.

2) Man muß eine Last, welche so ungeheuer drükkend ist, als diese Kriegslast, in kleinere Theile theilen; diese Theile aber nicht etwa den Individuen, sondern dem Ertrage künftiger Jahre aufbürden, und so die Einkünfte der folgenden Zeit mit zu Hülfe nehmen, um die jetzige Noth übertragen zu helfen. Daraus folgt:

a) Die Societät aller Klassen von Einwohnern einer Provinz nimmt den Charakter einer moralischen Person an, und wird durch ein Collegium aus ihrer Mitte repräsentirt, welches für seine Verwaltung der Kriegskosten ver-

antwortlich ist, und den zu erwählenden Repräsentanten der Societät jährlich Rechnung ablegt.

b) Da die zu erhebenden Consumtionssteuern nicht so ansehnlich seyn können, daß sie der Einquartierungslast die Stirn bieten, und das Gleichgewicht halten können; so läßt die Societät Papiergeld (Pfand-Scheine) ausfertigen, womit sie alle Bedürfnisse bezahlt; für die Gültigkeit dieses Papiergeldes haftet die ganze Societät, es wird von allen ihren Bureaus für Courant angenommen und ausgegeben, trägt aber keine Zinsen.

c) Es wird zur Ablösung dieses Papiers ein Amortisationsplan gemacht, und wenn zum Beyspiel der neue Accise-Fond ein Verhältniß zu den Kriegskosten hätte, wie 1 zu 5, d. h. die Kriegskosten überstiegen diesen Fond um fünfmal; so könnten jene Pfandscheine in fünf Jahren getilgt seyn.

d) Um diesen Pfandscheinen guten Cours zu geben; so müßten an Hauptörtern Realisationskassen angelegt werden.

e) Müßte die Societät baare Capitale aufnehmen, und allenfalls mit acht vom Hundert verzinsen, und Obligationen über diese Anleihen ausstellen, um so viel baares Geld, als nur möglich wäre, in die Hände zu bekommen, damit das Realisationsgeschäft Fortgang hätte.

Es wird Mancher gegen diesen Plan Vieles einzuwenden haben. Er scheint mir aber vor allen andern der zweckmäßigste und bessere zu seyn, besser wenigstens, als alle diejenigen Pläne, welche die nämliche Tendenz haben: Ausgleichung; zu deren Ausführung man aber direkte Steuern angenommen hat. Von dieser Art ist der folgende:

Plan über die neue Verpflegung der kaiserl. königl. französischen Truppen in Breslau.

Nach der Beseitigung aller Hindernisse ist die von der löbl. Bürgerschaft so sehnlich gewünschte Einkasernirung der in hiesiger Stadt befindlichen fremden Truppen endlich zu Stande gebracht worden, so daß binnen kurzem die Truppen die Kasernen beziehen werden. —

Zu diesem Behuf ist von dem Plan die Rede, welcher über die Aufbringung und möglichst gleichmäßige Vertheilungskosten sämmtlicher hierselbst befindlichen fremden Militair- und Civilpersonen aller Grade, unter der Direction des Herrn Kriegs- und Domainenraths von Goldfus, der Stadt Verordneten und Deputirten der Bürgerschaft, ausgearbeitet worden, und die Approbation der königl. Kammer erhalten hat.

1) Alle Einwohner ohne Unterschied des Standes und Gewerbes, die geistlichen Stifter mit eingeschlossen, sind nach Verhältniß ihres Vermögens verbunden, die Verpflegungskosten aufzubringen. Zu dem Ende soll eine allgemeine Militair-Verpflegungskasse errichtet werden. Sie soll von dem Hauptmagazin-Kassen-Rendanten und Kriegscommissarius Gilling, unter Aufsicht und Leitung vorbenannter Behörde und der Deputirten verwaltet werden. Der bisherige Sublevations-Fond hört auf.

2) Um die Verpflegungskosten aufzubringen, ist das Grundeigenthum, das auf städtischen und vorstädtischen haftende hypothecarische Capitalsvermögen auf Grundstücke endlich das Gewerbe der Einwohner der Besteuerung unterworfen.

3) Unter dem Grundeigenthume sind nicht allein die in der Stadt und den Vorstädten gelegene Häuser, sondern auch alle sogenannte Gerechtigkeits- und grundfeste Bauten, überhaupt aber

die Realitäten zu verstehen, welche bey Vertheilung der Kriegscontribution der Besteuerung unterworfen werden.

4) Der Werth des Grundeigenthums ist nur allein bey den Gerechtigkeits = grundfesten Bauten, und bey den Häusern, welche keinen Miethzinsenertrag gewähren, nach dem letzten Erwerbspreise bestimmt und angenommen worden, wiewohl vorbehältlich der nachträglichen Abschätzung, wenn solcher nach den heutigen Zeitumständen gar zu verhältnißlos seyn sollte; bey den Häusern aber, welche ihrem Eigenthümer einen Miethzinsenertrag gewähren, ist deren Werth nach dem heutigen Miethzinsenertrage mit 4 Procent zum Capital gerechnet, zwar ohne Abzug der onerum, dagegen aber auch ohne Anrechnung der eigenen Benutzung, von Seiten des Eigenthümers beurtheilt, ausgemittelt und festgestellt.

5) Jeder Grundeigenthümer zahlt von seinem reinen, d. h., unverschuldeten Eigenthume $\frac{1}{6}$ Procent oder 4 gute Groschen vom Hundert, von seinem verschuldeten Vermögen oder Eigenthume $\frac{1}{8}$ Procent oder 3 gute Groschen vom Hundert monatlich. Dieses Achtel-Procent fällt den Hypothecariis zur Last, der Eigenthümer leistet blos den Vorschuß, und wird ausdrücklich autorisirt, jedem seiner hypothecarischen Gläubiger die für dessen Rechnung gezahlten Beyträge bey der jedesmaligen Interessenzahlung in Rechnung und Abzug zu bringen. Die Grundeigenthümer, welche von Kirchen und Schulen und milden Stiftungen Capitalien erborgt haben, können diesen Abzug nur dann machen, wenn das erborgte Capital nur 4 Procent Zinsen hat: ist das nicht der Fall; so müssen sie das Achtel-Procent selbst tragen.

6) Außer der Abgabe vom Grundeigenthume trägt jeder in Rücksicht des Gewerbes, welches er treibt, zu den Verpflegungskosten bey. Die Beytragssumme ist für jede Gewerbsklasse sorgfältig ausgemittelt worden, und wird der christl. Kaufmannschafts- und Reichkrämer-Societät, so wie der Judenschaft und jeder Zunft, so wie jedem nicht zünftigen Contribuenten der monatlich zu zahlende Beytrag bekannt gemacht werden.

7) Die auf jeden Gewerbsstand repartirte Summe vertheilen die Vorsteher jeder Corporation auf ihre einzelnen Glieder nach Maaßgabe des Vermögens und Nahrungsbetriebes eines Jeden. Die einzelnen Beyträge werden wöchentlich durch die Mittelsboten eingezogen, und liefern dann die auf die Corporation allmonatlich repartirte Hauptsumme in halbmonatlichen Ratis von 14 zu 14 Tagen an die Militair-Verpflegungskasse ab; für fehlende Beyträge bleibt die Corporation verantwortlich.

8) Alle Officianten, königliche, städtische, weltliche oder geistliche, so wie das zum Theater gehörige Personale, vom ersten bis zum letzten, sollen die allgemeine Last mit tragen. Jeder, der mehr als 300 Thaler jährliches Einkommen hat, es bestehe im fixen Salario oder zufälligen Emolumenten, zahlt $\frac{1}{2}$ Procent, von 150 bis 300 Thlr. $\frac{1}{4}$ Procent, der 150 Thaler und weniger hat, $\frac{1}{8}$ Proc. monatlich. Jedes Bureau soll die Beyträge seiner Beamten, sowohl hohen als niederen, durch einen Unterbeamten monatlich einsammeln, und an die Militair-Verpflegungskasse abliefern lassen.

9) Alle Handlungsdiener, Handwerksgesellen, alle männliche und weibliche Dienstboten müssen beytragen. Jeder Handlungsdiener zahlt von jedem Thaler seines fixen Gehalts 3 Denar. Der Dienstbote, der vierteljährlich mehr als 5 Tha-

ler Lohn hat, zahlt 5 Sgr., der 3 Thaler hat, 3 Sgr., die übrigen 2 Sgr. monatlich. In Ansehung der Handwerksgesellen bleibt es bey den bisherigen Beytragssätzen. Die Beyträge der Handlungsdiener werden durch den Boten des Handlungsdiener-Instituts monatlich eingesammelt. Die Beyträge der Handwerksgesellen und Dienstboten ziehen die Meister und Brodherren ab, d. h. wöchentlich vom Lohne. Wer sich widersetzt, soll nachdrücklich bestraft, die Gesellen aber als Störer der allgemeinen Ordnung aus der Stadt verwiesen werden. Die Meister und Brodherrschaften, die ihren Gesellen und Dienstboten die Abzüge nicht machen, bleiben mit ihrem eigenen Vermögen für jeden fehlenden Beytrag der Kasse verantwortlich. Die Gesellen-Beyträge werden von den Meistern an die Zunft-Aeltesten abgeführt. Die Beyträge der Dienstboten werden monatlich abgeliefert.

10) Alle Miether, welche unter die genannten Klassen nicht gehören, und kein bestimmtes Gewerbe treiben, zahlen ihre Beyträge nach den bisherigen Sätzen, wiewohl mit Vorbehalt einer ihren Vermögensumständen angemessenen Erhöhung.

11) Die Einzahlung aller Beyträge muß von 14 zu 14 Tagen erfolgen. Die Verpflegung nimmt mit dem Tage ihren Anfang, an welchem die fremden Truppen die Casernen beziehen. Jeder kann seinen monatlichen Beytrag auf einmal abführen; zur Erleichterung ist die halbmonatliche Zahlung gestattet.

12) Diejenigen, welche mit Dragonern bequartiert gewesen, zahlen von dem Tage an, an welchem das Dragonerregiment eincasernirt wird.

13) Nicht alle hieselbst befindliche Militair- und Civilpersonen können eincasernirt werden, folglich werden einige Einwohner immer bequartiert

bleiben. Diese erhalten täglich für jeden Kopf 10ggr. baares Geld.

Ein Obrist wird gerechnet für		12 Köpfe;
ein Chef de Bataillon für	=	9 —
ein Capitain für	• • =	4 —
ein Lieutenant für	= = =	3 —
ein Secretair und Employé für		3 —
ein Gensd'armes für	= •	2 —
ein Guide für	• = •	2 —

Diese Bonification findet jedoch nur dann Statt, wenn der Einquartierte keine Tafelgelder empfängt, und folglich vom Wirthe verpflegt werden muß. Für ein Pferd werden wöchentlich 2 ggr. bonificirt.

14) Jeder naturaliter Bequartierte muß bey Verlust der Bonification am Schluß eines jeden Monats ein Attest der Servis-Commission über seine Natural-Einquartierung dem Magistrate einreichen, und wird sodann die Assignation und Bezahlung seines Bonificandi erfolgen; auch soll zum Soulagement unbemittelter Contribuenten schon im laufenden Monate dießfällige Abrechnung auf ihre unmittelbar zur Kasse zu zahlenden Beyträge gestattet werden.

15) Da indeß die naturaliter bequartierten Einwohner durch solche Bonification nicht vollständig entschädigt werden dürften; so soll so viel als möglich mit der nothwendig bleibenden Natural-Einlegung von Zeit zu Zeit gewechselt, und die Last vertheilt werden.

16) Der feststehende Haus-Exemtions-Servis soll vom 1. Juny an, wieder wie ehemals, eingehoben werden, indem die Ueberschüsse der Serviskasse bey Anlegung der Hauptberechnung mit in Anrechnung gebracht werden, und an die Militair-Verpflegungs-Kasse monatlich abgeliefert werden sollen.

17) Reste können nicht geduldet werden; jeder, der seinen Beytrag nicht prompt bezahlt, wird auf der Stelle mit so viel Mann bequartiert, als von seinem Beytrage verpflegt werden können.

Das Mühsame dieses Geschäfts spricht an, Mißtrauen und vorschnelle Urtheile über diesen Plan ist also an der unrechten Stelle; ganz vollkommen ist und kann nach der Natur der Sache, zumal in dieser Zeit der Unruhe, kein Plan seyn, der die gleichmäßige Vertheilung allgemeiner Lasten zum Gegenstande hat; es ist genug gethan, wenn er, so viel als möglich, der Vollkommenheit nahe gebracht wird.

Unter ausdrücklicher Approbation der K. Kriegs- und Domainen-Cammer und der Directores, Bürgermeister und Rath zu Breslau.

Ende May 1808.

Diese Pläne haben alle das Nachtheilige, daß sie das Bezahlen des Beytrags direkt bestimmen, und nicht der Willkühr der Contribuenten überlassen, so wie Letzteres bey den Consumtionssteuern der Fall ist. Eine Menge von Menschen müssen bey der direkten Besteurung übergangen werden, als z. B. alle Armen, Bettler, welche nicht durch Gewalt zur Bezahlung anzuhalten sind; andere, die man herangezogen hat (als das Gesinde), haben in der Regel kein Geld, noch weniger Objecta Executionis; die Fremden, Reisenden, sind gänzlich übergangen. Alle diese von der direkten Steuer Ausgeschlossenen werden durch Consumtionsabgaben besteuert, ja sie trifft selbst diejenigen, um derentwillen die Last existirt, die Feinde selbst. Wenn bey der direkten Besteurung inexigibile Reste unvermeidlich sind; so können diese bey der Consumtionsabgabe nie Statt finden.

Man hat mir dagegen eingewendet, daß, da alle Lebensmittel schon ungeheuer im Preise gestiegen wären; so müsse man sie durch Consumtions-

abgaben nicht noch theuerer machen. Die Theurung oder Wohlfeilheit einer Sache hängen von der Nachfrage und von der Concurrenz der Commerzirenden, nicht von der Accise ab *). Kann und vermag es der Kaufmann, der Bäcker, Fleischer und Brauer; so werden sie suchen, ihre direkten Kriegsabgaben ebenfalls auf die Waare zu schlagen, welche sie dem Publikum verkaufen. Was schadets aber auch, wenn die Lebensmittel um so viel theurer werden, als die Accise gestiegen ist, es kann doch nicht nach einem ungleich höheren Maaßstabe geschehen, und in dieser Erhöhung steckt ja die Kriegslast?

Man hat mir ferner eingewendet: Es läge diesem Plane kein rechtliches Prinzip zum Grunde. Als ich fragte, warum nicht? antwortete man: Da sehr viele, als z. B. Fremde, die Last zu tragen mit verpflichtet würden, die dazu keine Verpflichtung übernommen hätten. Hierauf wußte ich weiter nichts zu antworten, als daß das Prinzip des Rechts sich schwerlich auf den Krieg und seine Folgen anwenden ließe; da die Fremden, um irgend eines Zwecks willen, die Provinz besuchten, möge es Vergnügen oder Erwerb seyn; so wäre es keine Frage, daß sie mit Recht dafür einen Beytrag zu der Kriegslast geben müßten. Endlich wäre bey der Vertheilung einer direkten Steuer die Ungleichheit so schwer zu vermeiden, und der Erwerb, welcher die Grundlage ausmacht, so wenig genau auszumitteln, daß die Consumtionssteuer, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, schon um deshalb den Vorzug verdiene, weil das Viel oder Wenig der Willkühr überlassen sey.

Völlig lächerlich war mir aber der Einwand: daß, wenn die Kriegslast bezahlt sey; so würde der König diese Abgabe beybehalten. Wenn er das

*) Jetzt ist die Theurung durch die schlechte Münze veranlaßt worden.

wollte; so hinderte ihn auch niemand, die direkten Steuern ferner einzuziehen und beyzubehalten.

Endlich meynt man: die Franzosen würden die Pfandscheine nicht annehmen. Sobald wie der Credit derselben durch Realisation und Annahme bey den Accise-Aemtern gesichert ist, man also dafür Sachen eintauschen kann, werden sie diese Pfandscheine eben sowohl annehmen, als sie in Wien Bankozettel angenommen haben. Was wollen sie auch dagegen sagen, wenn kein baares Geld mehr zu haben ist?

Wir werden einmal sehen, wenn man nur aufhören wollte, statt das Individuum zu drücken, die Last auf das Ganze zu werfen, ob man nicht zufriedener werden wird. Es kommt ja nur bloß darauf an, die Franzosen zu übertragen, welche, wo sie im preußischen Staate stehen, nicht arbeiten, sondern nur consumiren; es ist also die Aufgabe: Wie man am leichtesten und bequemsten diese Consumenten überträgt? Indem man den Franzosen ihre eigne Verpflegung oder Consumtion in Entreprise giebt, d. h. wenn man ihnen Geld dafür zahlt, und die Consumtion mit Abgaben belastet, besteuert man sie ja selbst, und läßt sie mit contribuiren. Man muß nicht glauben, (wenn von bloßer Einquartierung und Verpflegung die Rede ist) daß dem Lande der ganze Kostenaufwand entzogen würde, welcher für diese Verpflegung bezahlt wird. Nein! Ein Theil wird durch eine anzulegende Consumtionssteuer von den Franzosen wieder gewonnen, ein anderer wird von den Franzosen für einländische Produkte der Industrie bezahlt, und dabey gewonnen, da der Kunstfleiß jetzt überdieß darnieder liegt; und nur der Theil wird verloren, den die Franzosen wirklich consumiren, ohne zu produciren: arbeiteten oder producirten sie alle, so wie ein Theil von ihnen in den Fabriken großer Städte es thut; so würde gar nichts verloren werden.

Will man noch einwenden: es würde große Schwierigkeiten haben, diese Vertheilung der Kriegslast in der vorgeschlagenen Art zu bewerkstelligen; so gebe ich dieß in Ländern wohl zu, wo bisher das Accisewesen nicht eingeführt war, da dieß aber im Preußischen der Fall seit längerer Zeit war; so kann ich keine Schwierigkeiten auffinden. Was eine Trank-, Schlacht- und Mehlsteuer auf dem platten Lande betrifft; so ist nichts leichter, als den jährigen Betrieb einer Mühle, eines Brau- und Brennhauses auszumitteln, und solchen dann an Unternehmer zu verpachten. Von Bedrückung kann nicht die Rede seyn, denn es muß ein Tarif publicirt werden, worin die Accisesätze genau angegeben sind. Eben so würde man sehr leicht den Bedarf an Fleisch nach Mittelsätzen herausbringen können.

Wenn man mir nun noch einwenden will: daß verschiedene Accisesätze durch einen Uebertrag zu hoch gespannt werden würden, da überhaupt im Preußischen die Accise nach falschen Prinzipien angelegt sey; so kann ich nichts dagegen einwenden. Es bleibt ja aber immer der Ausweg übrig, ganz neue Accisesätze zur Kriegscontribution anzuordnen, und viele Gegenstände hinzuzufügen, welche bis jetzt frey waren, und doch Gegenstände des größesten Luxus sind; als unter andern in Schlesien Tanzmusik, Theater, Equipagen, Reitpferde, Hunde, die nicht zu einem nothwendigen Behuf gehalten werden u. a. In den übrigen preußischen Provinzen sind diese Gegenstände, die Tanzmusik ausgenommen, eben so wenig mit Steuern belegt.

Ehe ich schließe, will ich Dir noch Vorschläge mittheilen, welche mir, um sie bekannt zu machen, übersandt sind.

Etwas über die möglichst gleichmäßige Vertheilung der Kriegslasten und Schäden.

Der letzte Krieg, so groß und drückend das Gefolge seiner Schrecknisse war, hat zugleich auch Erfahrungen herbeygeführt, die für den Menschenfreund, wie für den philosophischen Beobachter der Fortschritte des Menschengeschlechtes in höherer Ausbildung, nicht anders als erfreulich und tröstlich seyn konnten. Ueberall bemerkte man ein reges Bestreben, die Last zu mildern, indem man sie auf mehrere Schultern, so viel sich thun lassen wollte, gleichmäßig zu vertheilen suchte. Aus den Gegenden, auf welche der Krieg am härtesten drückte, fehlt es zu einem umfassenden Ueberblicke dessen, was geschah, noch an ausführlichen Nachrichten; in manchen konnte wegen der fortdauernden Anwesenheit der siegenden Heere überhaupt noch wenig geschehen, indeß in andern schon sehr viel geleistet wurde. So in den Ländern, die man unter dem allgemeinen Namen Sachsen begreift, und welche ich hier vornämlich im Auge habe. Die tiefen Wunden, welche der Krieg Preußens Provinzen, dem Hannöverschen und Mecklenburgschen Lande schlug, das einer Auszehrung ähnliche Uebel, welches seine Folgen an den Seeküsten hervorbrachten, und wofür nur ein allgemeiner Seefriede die Heilmittel allmählig herbeyführen kann, sind mir nicht bekannt genug, um mir Vorschläge zur Heilung anmaßen zu wollen.

Manche Länder litten durch den letzten Krieg nur mittelbar und, obgleich empfindlich, kamen sie doch dadurch nicht in so tiefen Verfall, wie Sachsen und mehrere andere durch den siebenjährigen. Oft hört man zwar die Klage: daß während des neuesten Krieges und der Zeit des Rückmarsches der Truppen, Geldmangel und nichts zu verdienen wäre, dahingegen während des siebenjährigen Krie-

ges Ueberfluß an Geld und Gelegenheit gewesen sey, leicht mehr, wie gewöhnlich, zu erwerben. Bey Einzelnen mag dieß der Fall gewesen seyn; im Allgemeinen war aber nach dem Ende jenes Krieges der Verfall Sachsens und mehrerer darin gelegener oder benachbarter Länder größer, wie gegenwärtig. Tief sanken damals die Grundstücken in ihrem Werthe, und viele, besonders kleinere, waren mit Kriegslasten so sehr beschwert, daß sie zur Tilgung derselben von ihren Besitzern hingegeben werden mußten. In einer so traurigen Lage befinden sich Sachsens Länder jetzt noch nicht, daher können auch jetzt zu Heilung der Wunden kräftigere und schneller wirkende Maaßregeln ergriffen werden, wie damals. Auch sah man bisher schon ein regeres und menschenfreundlicheres Bestreben, die allgemeine Last zu mildern und sie möglichst gleichmäßig zu vertheilen. Der König von Sachsen bestritt ein Drittel der, seinem Lande aufgelegten, Contribution aus seinem Privatvermögen: fast überall wurden sonst Privilegirte zur gerechten Mitleidenheit gezogen; die Einquartierung, hie und da auch die Vorspannfuhren, aus einer Kasse bezahlt, zu welcher jeder Staatsbürger verhältnißmäßig beytragen mußte. Indeß waren solche und ähnliche Kassen zur Bestreitung der durch den Krieg verursachten Ausgaben nicht ergiebig genug, und Staaten, wie einzelne Gemeinheiten, mußten einstweilen zu dem Palliativmittel der Anleihen ihre Zuflucht nehmen.

Die Zurückzahlung dieser aufgenommenen Summen wird erleichtert, je schneller man sie zu bewirken sucht; denn hierdurch verhindert man das Aufschwellen des Capitals vermittelst der Zinsen. Das Capital der im siebenjährigen Kriege gemachten Schulden wurde an manchen Orten durch säumige Zurückzahlung verdoppelt, ja verdreyfacht. Dieß jetzt zu verhüten, wird im Allgemeinen und in der

Folge sehr wohlthätig seyn, wenn auch die Mittel dazu etwas drückend, besonders für Einzelne, werden möchten. Wunden des Staates, wie des menschlichen Körpers, können nie ohne Schmerzen geheilet werden, mögen diese aber immer etwas empfindlicher seyn, wenn nur jene dadurch sicherer und schneller radical geheilt werden.

Länder, welchen die Schrecknisse des Kriegs schnell vorübergingen, litten späterhin nur noch theilweise durch die Last der Militairstraße. Was solchen Gegenden der Zufall aufbürdete, wird ihnen die gerechte Sorgfalt des Staates erleichtern, damit sie nicht im Mißverhältnisse gegen ihre Mitbürger leiden, vielleicht gar zu Grunde gerichtet werden. Im Königreiche Sachsen und in etlichen andern Ländern hat man dieses schon patriotisch erwogen, und dem Uebel entgegen gearbeitet; in einigen andern ist solches weniger geschehen, zunächst weil man von dem Grundsatze ausging: in einem kleinen Lande, wo fast jeder Einzelne leidet, sey nicht auszuführen, was in einem größern, das nur zum Theil von den Durchmärschen betroffen wird, geschehen könne. Dieser Grundsatz, so viel er auf den ersten Anblick für sich zu haben scheint, ist meines Bedünkens irrig, und wenn ein kleines Land verhältnißmäßig härter getroffen wird, als ein grösseres; so trösten sich dessen Bewohner um so mehr mit Recht einer möglichst gleichmäßigen Vertheilung der Lasten, weil diese sonst eine Menge Individuen gänzlich zu Boden drücken möchten, indeß sie andern kaum fühlbar wurden. Unstreitig ist aber der Verlust für einen Staat weit größer, wenn eine Menge minder bemittelter Bürger durch unerschwinglichen Aufwand zur Dürftigkeit herabsinkt, als wenn seine reichen und wohlhabenden Einwohner einen Theil ihres Ueberflusses oder ihres Entbehrlichen der allgemeinen Noth zum Opfer bringen.

Ueber die Kriegslasten sind folgende allgemeine Sätze wohl um so mehr aufzustellen, da sie schon in den meisten Gegenden als Norm gelten:

a) Niemand ohne Unterschied ist von der Einquartierung befreyt, als active Militairpersonen, solche Beamte, welche wegen ihrer geringen Besoldung zur Ausgleichungs- oder Kriegslastenkasse nicht beytragen, und Hausgenossen, welche sich in demselben Falle befinden. Diese allgemeine Mitleidenheit bestehet jedoch größtentheils nur darin, daß jeder nach dem Verhältnisse seiner Kräfte zu den Bedürfnissen des Ganzen beyträgt, um diejenigen, welche wirklich mit Einquartierung belegt werden, für den Aufwand dafür sattsam entschädigen zu können. Erleichterung für solche, welchen ihr Local verstattet, die einquartierten Soldaten bey sich selbst aufzunehmen, erfolgt daraus, daß jedes Individuum auf einmal immer so viel bekömmt, als ihm der Raum aufzunehmen gestattet. Vier Menschen z. B. sind mit 2 Rthlr. 16 Gr. leichter zu beköstigen, als einer mit 16 Gr., und der Bürger wird weniger in seinen Geschäften gestört, wenn er seltener Einquartierung bekömmt.

b) Lieferungen gegen einen festzusetzenden billigen Normalpreis werden nicht blos von Bauern geleistet, sondern in gleichem Verhältnisse von Rittergutsbesitzern, Domainen-, Ritterguts- und andern Pächtern, auch den Nutznießern solcher Felder, welche Besoldungspertinentien sind. Tritt der Fall ein, daß ein Etapenplatz eine Lieferung so schnell zu machen hat, daß sie nicht erst auf die gewöhnliche Weise herbeygeschafft werden kann; so würde sie ihm nach dem Marktpreise zu vergüten seyn, zu welchem ein Durchschnittspreis der Marktpreise 4 Wochen vorher und 4 Wochen nachher den richtigsten Anschlag geben möchte.

c) Spannfuhren und Botendienste werden ebenfalls allgemein und verhältnißmäßig vertheilt, erstere aber von Etapenplätzen nur im höchsten Nothfalle geleistet. In Betreff der Vergütung dieser Dienste könnten die Spannfuhren meines Ermessens, ungefähr nach dem Preise berechnet werden, welche bey den Postämtern Statt finden, wenn sie zur Aushülfe fremder Pferde bedürfen.

d) Die Kosten eines für nicht einheimische Soldaten bestimmten Lazarethes, sind ebenfalls aus der Kriegslastenkasse zu bestreiten, oder der Stadt, welche sie einstweilen getragen hat, zu vergüten.

Zu dieser Kriegslastenkasse steuert jeder erwachsene Bewohner des Staates nach dem Verhältnisse seines Vermögens oder Verdienstes. Um aber auch hier eine möglichst gleichmäßige Vertheilung der Last auszumitteln, würde es nöthig seyn, sämmtliche Ortschaften eines Landes in drey verschiedene Klassen zu theilen, als:

1) solche, welche durch die Invasion gelitten, auch weiterhin öfters Einquartierung gehabt haben;
2) solche, welche blos Einquartierung hatten, oder vorspannen mußten;
3) solche, welche ganz verschont blieben, oder nur wenigemal und in voller Ordnung Einquartierung bekamen.

Würde nun die Einrichtung getroffen, daß der Beytrag zu der Ausgleichungskasse von den Individuen der ersten Klasse nur einfach, von denen der zweyten anderthalbmal, von denen der dritten aber zweyfach entrichtet würde; so dünkt mich, wäre alles geschehen, was von einem Staate zur möglichst gleichen Vertheilung der Last geleistet werden könnte. Nur eine Luxussteuer, in sofern man es rathsam fände, diese zum Behufe der Ausgleichungskasse aufzulegen, würde von allen drey Klassen auf gleiche Weise zu entrichten seyn.

Ueber die Art der Vertheilung der Beyträge zur Ausgleichungskasse weitläuftig werden zu wollen, wäre hier wohl der unrechte Ort; auch ist es um so weniger nöthig, weil man deßfalls auf die musterhaften Einrichtungen verweisen kann, welche die Kreise der königl. sächsischen Lande in dieser Hinsicht getroffen haben, und in welchen sich der mildere Geist unserer Zeit so schön ausspricht. Ich erlaube mir nur einige allgemeine Bemerkungen mitzutheilen, um sie der Prüfung der Männer vorzulegen, welche sich mit jenem so wichtigen Gegenstande beschäftigen. Deutlicher zu werden, stelle ich sie der Reihe nach auf, wie sie sich mir eben zuerst darbieten, und überlasse es jedem, diese Reihenfolge nach einem andern System zu ordnen.

a) Meines Erachtens würde es billig seyn, Häuser und Realien, als Apotheker, Barbierstuben und andere Gerechtigkeiten niedriger zu besteuern, als Landgüter, Felder, Wiesen, Holzungen, Gärten- und Bergwerksantheile, weil letztere ein sichereres Besitzthum sind, wie erstere; auch die Besitzer derselben von der Last der Einquartierung unmittelbar weniger leiden, als die Häuserbesitzer. Diese möchten daher, wenn jene ein Drittelprocent geben, nur mit einem Viertel zu belegen seyn.

b) Der Steuerfuß ist wohl nicht der richtigste Maaßstab, nach welchem sich die Kriegssteuer berechnen läßt. Bekanntlich durfte es sonst geschehen, und in manchen Ländern geschieht es noch jetzt, daß durch Kauf oder andere Uebereinkunft die Steuern von einem Grundstücke auf ein anderes übertragen werden, woher es kömmt, daß eins weit mehr, ein anderes weit weniger steuert, als dieß nach einer genauern Würderung seines wahren Werthes der Fall seyn würde. Ueberhaupt ist es so bekannt, wie verhältnißwidrig mehrere Grundstücke belegt sind, daß es unnütze Wortverschwendung seyn würde, weitläuftiger darüber

werden zu wollen. Als ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art wurde mir vor mehreren Jahren sehr glaubwürdig erzählt: das damalige Schweizerische Haus in Naumburg habe, ich weiß nicht mehr gewiß, ob ein gangbares Schock mehr oder weniger, als der ganze, freylich arme, Flecken Osterfeld, zu entrichten. Bey jener bekannten Beschaffenheit des Steuerfußes würde es daher rathsam seyn, alle Grundstücke nach ihrem wirklichen Werthe zur Kriegssteuer beytragen zu lassen. Als solcher könnte aber freylich auch nicht allemal der letzte Ankaufspreis angenommen werden, weil vor zwey bis fünf Jahren viele Güther übermäßig theuer bezahlt wurden. Solche, wie andere, welche dagegen im Erbe zu niedrig angeschlagen wurden, wären nach ihrem wirklichen Werthe zu schätzen, und nach solchem zu belegen.

c) Vom wirklichen Werthe der Güter sind die hypothekarisch darauf haftenden Schulden abzuziehen, und diese Capitalien von dem Darleiher zu versteuern, in sofern er nicht bereits von seinem gesammten Vermögen eine Klassensteuer entrichtet, oder ein Ausländer ist.

d) Wollte man Ausländer zur Mitleidenheit ziehen; so würde dieses dem Kredit des Landes sehr schaden, und welches Land bedarf nicht jetzt eines guten Kredits höchst nöthig. Nur dann trägt ein Ausländer von seinen Capitalien zur Kriegssteuer billig bey, wenn er sie in Banken niedergelegt, oder Bergwerksantheile dafür gekauft hat *).

*) Hier ein Contrast zu diesen Grundsätzen: In einem der kleinen deutschen Länder, welche ihre Souveränität wohl zunächst dem Feldzuge Napoleons gegen die Russen zu danken haben, ist bey Anordnung der Kriegssteuer in Betreff der Capitalisten verfügt worden, daß sie ihre Capitalien mit ¼ Procent versteuern sollen, wovon aber diejenigen ausgenommen werden, welche sie außerhalb Landes untergebracht haben.

e) Der einheimische Capitalist steuert von seinem ganzen Vermögen, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob er vielleicht einen Theil desselben auch im Auslande versteuern muß. Deshalb aber ist es um so billiger, ihn niedriger zu belegen, als die Besitzer von Grundstücken, was auch die Billigkeit schon darum fordert, weil Capitalien nie ein so sicheres Besitzthum seyn können, wie liegende Güter. Unstreitig ist eine gerechte Besteuerung der Capitalisten unter allen die schwierigste, weil ihr wirklicher Reichthum nicht genau ausgemittelt werden kann, und eine gewissenhafte Angabe desselben auf der einen Seite so viel Lästiges, als auf der andern Unsicheres hat. Das beste Auskunftsmittel möchte seyn, für die Capitalisten gewisse Klassen einzurichten, in welche sie sich mit ihren Capitalien, so wie die Kaufleute mit ihren Handlungsfonds, begeben, indeß sie in Betreff liegender Güter nach gewöhnlicher Art contribuabel blieben. Solche Klassen sind wohl zunächst nach der Localität eines Landes zu bestimmen. Um aber hier einen festen Satz zu bekommen, nehme ich folgende an:

1te	Klasse	von	1	bis	5000,
2te	=	=	6	=	15000,
3te	=	=	16	=	25000,
4te	=	=	26	=	50000,
5te	=	=	51	=	100000.

Die höhern Klassen könnten nach 100,000 steigen, die höchsten nach Millionen, und jeder Staat setzte ein angemessenes Maximum fest. Jede Klasse würde um $\frac{1}{8}$ Procent höher belegt, so daß die erste $\frac{1}{4}$, die zweyte $\frac{3}{8}$, die fünfte folglich $\frac{3}{4}$ Procent gebe. Als Durchschnitt wäre am schicklichsten, die Hälfte der höchsten Summe, welche die Klasse bestimmt, anzunehmen. Ein Mitglied der ersten Klasse hätte demnach 6 Rthlr. 6 Gr., eins der zweyten 28 Rthlr. 3 Gr., eins der

fünften 662 Rthlr. 12 Gr. zu entrichten, wofür die runden Summen von 6, 28 und 660 Rthlr. anzunehmen wären, oder ein auf 5, 25 und 600, auch nach der Localität noch weiter zu mildernder Satz. Die Verbindlichkeit, sein Vermögen ganz genau anzugeben, ist jedem Capitalisten höchst lästig, dem Kaufmanne doppelt, weil er oft Rücksichten hat, seinen Fond nicht ganz genau wissen zu lassen. Dieses Lästige würde durch die Eintheilung in Klassen vermieden, und der Staat hätte vielleicht noch dabey den Vortheil, daß manche, des bessern Scheins wegen, in eine höhere träten. Dem Uebel, daß Niemand eine zu niedrige wählte, würde durch ein Gesetz vorgebeugt werden, welches einen solchen Betrug mit vierfacher Versteuerung bestrafte.

f) So wie der Reichere verhältnißmäßig mehr beysteuert, als der weniger Bemittelte, weil er von seinem Ueberflusse mehr entbehren kann, wie jener von seiner Nothdurft; so entrichtet auch billig der Beamte mehrere Procente, je höher sein jährliches Einkommen steigt. Menschenfreundlich ist es, Beamte, welche weniger als 300 Rthlr. Einkommen haben, nicht zu besteuern, doch könnte in Absicht der Unverheiratheten wohl eine Ausnahme Statt finden, welche diese mit der Abgabe von 1 Procent belegte, sobald ihr Einkommen 100 Rthlr. überstiege. Gewiß kann der ledige Mann zu dem allgemeinen Bedürfnisse von 1 oder 200 Rthlr. eher etwas beytragen, als der Familienvater von 300 Rthlr. Familien, die so oft mit Sorgen kämpfen müssen, zu erleichtern, ließe sich vielleicht auch die Einrichtung treffen, daß sowohl Beamte als Klassensteuerpflichtige, welche keine Familie hätten, den gesetzmäßigen Beytrag anderthalbmal oder doppelt entrichteten. Mit Absicht habe ich gesagt, keine Familie, da es bekanntlich mehrere Männer giebt, die

wohl unverheyrathet sind, dennoch aber für ihre Verwandten väterlich zu sorgen, und folglich Familie haben.

g) Die allgemeine Last denjenigen Staatsbürgern, welche die, für sich und die Ihrigen unentbehrlichen, Bedürfnisse nur mit Mühe zu erwerben vermögen, noch mehr zu erleichtern, möchte es rathsam seyn, zum Besten der Ausgleichungskasse eine Luxussteuer einzurichten. Diese würde nachstehende Gegenstände treffen:

1) Pferde, welche zum Luxus gehalten, oder nur zuweilen zur Arbeit, übrigens aber als Equipagen- oder Reitpferde gebraucht werden, wovon für letztere nur eine halb so hohe Abgabe zu entrichten wäre, als für die erstern.

2) Alle Hunde, welche nicht zu dem Gewerbe gebraucht werden, als Hauswächter an der Kette liegen, oder von öfters reisenden Personen zu ihrer Sicherheit auf der Straße gehalten werden.

3) Nachtigallen und andere Stubenvögel.

4) Billard und Kegelbahnen, gleichviel, ob sie von offenen oder geschlossenen Gesellschaften benutzt werden; nur solche, von welchen der Privateigenthümer kein Spielgeld nimmt, bleiben frey.

5) Karten, welche gestempelt, oder wo dieß bereits geschieht, mit einem doppelten Stempelimpost belegt werden. Daß diejenigen, wo die Fabriken den bestehenden Stempel gepachtet haben, von dem neuen nicht frey seyn könnten, bedarf wohl keiner Erinnerung.

6) Bälle, Schmäuse, mit Schmäusen oder Bällen verbundene Concerte, mögen sie nun öffentlich oder für geschlossene Gesellschaften seyn, wie auch alle mit Schmausereyen begleitete Hochzeiten und ähnliche Festlichkeiten.

7) Bediente beyderley Geschlechts, deren Lohn mit Einschluß der ausbedungenen jährlichen Geschenke in Mittelstädten 16 und mehrere Thaler, in großen eine nach dem Local zu bestimmende Summe beträgt, wären, außer dem Beytrage, welchen sie für sich selbst zur Ausgleichungskasse zu entrichten haben, füglich auch noch von der Herrschaft besonders zu versteuern. Blos die zur Besorgung der Wirthschaft nöthigen Knechte und Mägde auf dem Lande blieben billig davon ausgenommen. Doch nicht im Fall die ersten, wenn auch nur zuweilen, Livree tragen. Ausgenommen bliebe ferner alles Gesinde, welches zu Betreibung eines Gewerbes, als in Brennereyen oder von Gast- und Schenkwirthen gebraucht wird.

8) Alle in- und ausländische Likóre, d. h. solche Branntweine, wovon die Kanne 16 Gr. oder mehr kostet.

So mancherley Gegenstände des Luxus es auch noch, außer den hier genannten, giebt; so scheinen sie doch nicht geeignet, besteuert werden zu können. Einige möchte man in der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht belegen wollen, z. B. französisches Porzellan u. dgl.; andere sind zu allgemeinen Bedürfnissen und durch die Handelssperre ohnehin schon allzuhoch gesteigert worden. Bey der Belegung noch anderer möchte der freye Handelsverkehr leiden.

h) Privatsecretaire, Hofmeister, Handlungsdiener und ähnliche Personen, möchten auf zweyerley Weise, und ungefähr so zu besteuern seyn, daß sie, wenn sie in den Häusern ihrer Prinzipale wohnten, zwey Procent ihres baaren Gehalts, dagegen nur ½ Procent zu geben hätten, wenn sie schon als Hausgenossen contribuirten.

i) Porzellan-, Cattun- und andere Fabrikanten, auch Handwerksgesellen, würden wohl nach dem

richtigsten Verhältniß besteuert, wenn man die Hälfte ihres wöchentlichen Erwerbs von ihnen forderte, und die Besorgung dieser Abgabe den Fabrikherren und Handwerksmeistern überließe.

k) Daß solche Hausgenossen, welche den nach dem Local jeder Stadt zu bestimmenden niedrigsten Hauszins geben, von jedem Beytrage frey bleiben, fordert die Billigkeit, weil diese Personen größtentheils zur Klasse der Armen gehören, welche, statt daß sie dem Staate etwas geben könnten, wohl selbst der Unterstützung höchst nöthig bedürfen. Indeß befinden sich darunter doch auch manche, welche als Taglöhner, oder auf andere Art, so viel oder mehr erwerben, als mancher Aermere unter den Handwerkern. Solche wären denn auch verhältnißmäßig zu belegen.

l) Nach dem angenommenen menschenfreundlichen Grundsatze zu dem allgemeinen Bedürfnisse den Reichern, nicht bloß der Summe nach, sondern auch nach Verhältniß, mehr beytragen zu lassen, als den minder Bemittelten, steigt die Abgabe des Hauszinses progressiv mit dem höheren Zinse; hier aber sollten, meines Bedünkens, einige Beschränkungen gemacht werden. Mancher Handwerker braucht zur Betreibung seines Gewerbes weit mehr Raum, als mancher andere, ohne eben darum jährlich mehr zu gewinnen. Der Erste würde demnach wegen des höhern Betrags seines Zinses gegen den Letzten leiden. Nur dann nicht, wenn er in seiner größern Abgabe zugleich eine Art von Gewerbsteuer mit entrichtete, welche von dem Letzten auf eine andere Weise beygebracht würde.

m) Kuxe sind als 5 Procent zinsende Capitale zu rechnen, so z. B. gilt ein Kux, welcher jährlich 32 Rthlr. trägt, als ein Capital von 640 Rthlr., wovon dieselben Procente zu entrichten wären, wie von dem Capitalwerthe eines Grundstücks.

n) Wer

n) Wer seine Capitale in Banken oder bey andern Instituten, deren jährlicher Dividend den gewöhnlichen Zins von 5 vom 100 übersteigt, angelegt hat, zahlt nach dem Verhältnisse der höhern Benutzung seines Capitals. Wenn also z. B. der Dividend 7½ Procent beträgt, zahlt er vom Capitale, wenn die gewöhnliche Abgabe ½ Procent ist, ⅜.

o) Wegen chirographarischer und überhaupt aller andern, als hypothekarischen Schulden, kann auf irgend einem Capitalwerth deshalb nicht ein Abzug Statt finden, weil dieses leicht zu Unterschleifen Veranlassung geben dürfte.

p) Bey allen hypothekarischen Schulden findet, so lange der Beytrag zur Ausgleichungskasse dauert, ein Indult Statt, doch allerdings nur unter der Voraussetzung, daß die Zinsen richtig bezahlt werden, weil außerdem, um Eines zu schonen, ein Anderer allzuhart bedrückt werden würde.

In keinem Lande, wo man die hier benannten, zum Theil auch nur angedeuteten, Steuern einführen wollte, würde es sich im voraus mit einiger Gewißheit berechnen lassen, wie viel sie wohl jährlich einbringen möchten. Selbst das Einkommen von der Steuer auf die Grundstücke ist ungewiß, da man nicht vorher wissen kann, wie viel hypothekarische Schulden, zu welchen unbezahlte Kaufgelder ebenfalls zu rechnen sind, darauf haften. Auch das Einkommen des ersten Jahres würde noch zu keinem sicheren Maaßstabe dienen, denn die Schulden auf den Grundstücken können sich mit der Zeit vermehren, die Luxusabgaben hingegen vermindern. Es läßt sich daher auch in keinem Lande vorher mit Gewißheit bestimmen, wie lange es nöthig seyn möchte, die außerordentliche Kriegssteuer fortdauern zu lassen. Indeß darf man wohl ungefähr annehmen, daß in Ländern, welche, wie

Sachsen und einige benachbarte, nicht durch lange Gegenwart der Heere, noch durch wiederholte Contributionen und Requisitionen gelitten haben, zu Bezahlung sämmtlicher durch den Krieg verursachter Schulden das Einkommen von 4, 6 bis 8 Jahren hinreichen würde, je nachdem ein Land ein mehr oder weniger mildes Schicksal getroffen hat, je nachdem sich in einem Umfange mehr oder weniger Gegenden befinden, welche durch die Militairstraßen gar nicht litten. Daher werden im Königreiche Sachsen die Schulden eher zu tilgen seyn, wie in kleinern Ländern, welche, wie z. B. Weimar und Eisenach, und die Reussischen Herrschaften Gera und Schlaiz, beynahe nach ihrer ganzen Ausdehnung durch die Invasion späterhin durch lange fortdauernde Durchmärsche litten. Solche Länder fordern deshalb die Sorgfalt ihrer Landesväter um so mehr auf, ihnen durch die gleichmäßigste Vertheilung der Last möglichste Erleichterung zu verschaffen.

Williger, dünkt mich, würde jeder Einzelne das Seinige zu dem allgemeinen Bedarf beytragen, wenn man dem Ganzen in Betreff der Ausgabe und Einnahme die möglichste Publicität gäbe, hierdurch das Vertrauen des Publikums um so mehr zu gewinnen. Letzteres möchte besonders auch dadurch geschehen, wenn bey den untern Commissionen, deren in jedem Etapenplatze eine nöthig seyn dürfte, den zu Commissionsräthen ernannten Beamten, von den städtischen Bewohnern ein Literatus, ein Kaufmann und ein Handwerksmann, auch zwey Bauern aus den nächstgelegenen Dörfern zugesellt würden. Das Volk nimmt weit lebhaftern Antheil an Geschäften, bey welchen es selbst thätig mithandelt, und fügt sich williger dem Drucke der Zeitumstände, wenn Männer, aus seiner eigenen Mitte, es von der unerläßlichen Nothwendigkeit desselben überzeugen, ihm auseinan-

dersetzen können, wie wohlthätig Einrichtungen, die auf Einzelne freylich drücken, gleichwohl für das Ganze sind. Jene Einrichtung hätte zugleich den Vortheil, daß manches sofort gelegentlich und mündlich zur Kenntniß der Commission gelangte, was ihr außerdem nur durch Vorstellungen und Schriften, zuweilen wohl zu spät, bekannt wird. Vielleicht fänden sich zu Assessoren Personen, welche patriotisch genug dächten, für ihre Bemühung nichts zu fordern; wenn ihnen aber auch Diäten gegeben werden müßten; so würde dieß doch gewiß kein Aufwand ohne Nutzen seyn. Beyläufig bemerke ich, daß es wohlgethan seyn möchte, alle Diäten möglichst mäßig auszuwerfen, weil man schon aus mannichfaltigen Erfahrungen weiß, daß Commissionen durch zu reichliche Diäten nicht selten verlängert werden.

Schließlich füge ich noch einen Wunsch bey: Möchte es doch im Königreiche Sachsen Jemanden gefallen, die verschiedenen über den hier berührten Gegenstand erschienenen, ächt patriotischen Beschlüsse und Verordnungen, nebst allem, was vielleicht darin noch abgeändert werden möchte, nach ihrem Wesentlichen kurz zu sammeln, die Verschiedenheiten und Abweichungen eines vom andern zu bemerken, und sie so in diesen Blättern dem Publikum mitzutheilen. Sie verdienen so sehr allgemeiner bekannt zu werden, als dieß durch den Abdruck in einigen öffentlichen Blättern, oder durch den einzelnen Abdruck zum Behufe des Kreises, den sie zunächst treffen, möglich ist.

Fünfter Brief.

Wenn von der Reorganisation des künftigen preußischen Staats die Rede ist, und Du der Meynung bist, daß bereits große Schritte zu diesem Zweck gethan wären, da man

1) die Armee größtentheils reducirt;
2) das Cabinet und Ministerium durch die Immediat=Commission ersetzt, und in einander geschmolzen hatte, der man den Minister Baron von Stein zum Chef gegeben;
3) daß man die Departements durch Civil= und Militair=Commissaire verwalten lasse;
4) daß man die Erbunterthänigkeit aufgehoben hätte;

so glaube ich selbst, daß die preußische Regierung, die große Unvollkommenheit ihrer vorigen Organisation einsehend, durch jene Schritte öffentlich gezeigt hat, daß sie geneigt sey, Mißbräuche abzustellen, und sich eine einfachere und um so kräftigere Verfassung zu geben. Dennoch dürfte wohl noch vieles hinzuzufügen seyn, ehe man sagen kann: Wir haben nun eine Verfassung. Gehen wir einmal obige vier Gegenstände durch:

Die Armee; bis jetzt ist durch keine königl. Erklärung oder durch ein Gesetz festgestellt, daß für die Zukunft

1) ein jeder Soldat nicht nach dem Maaßstabe seines Standes, sondern nach seinem Verdienst befördert werden soll;
2) sind die Strafen, welche längst für grausam und unzweckmäßig gehalten worden, Stock,

Röhrchen und Ruthen öffentlich abgeschafft oder nicht? Darüber spricht die Anlage. Ich habe diese neuen Kriegsartikel noch nicht gesehen.

Bemerkungen über die Abschaffung der Leibesstrafen bey dem preußischen Militair.

Wenn wir uns das Zeitalter der Ritterschaft zurückdenken, bey der Treue, dem Muthe, der Gastfreyheit, der Artigkeit und so unendlich vieler andern Tugenden desselben stehen bleiben, und einen Blick auf uns werfen, wie müssen wir erröthen! Deutschlands Nationalsinn ist verloren, mit ihm der Werth, welchen selbst der gemeine Mensch auf seine Menschenwürde legt. Die Laster der Großen, welche fremde Sitten und Gebräuche, mit ihnen zugleich mehr Anhänglichkeit an das, was ihrem Vaterlande entgegen war, angenommen hatten, gingen auf den Geringen über: so wie erstere sich mehr durch List und Betrug zu schützen suchten; so sank der gemeine Mann zu einer so niedrigen Stufe der Gefühllosigkeit herab, daß nur viehische Strafen ihn in Zucht und Ordnung erhalten konnten. Daher entstanden so schreckliche Strafen, wie das Jagen auf die Spieße, das Steigriemen- und Spießruthenlaufen, Stockschläge und Fuchtel.

Warum aber in den Zeiten der steigenden Cultur diese Strafen nicht wieder abgeschafft worden sind, dazu mag die mächtige Gewohnheit und die Aufnahme so vieler Ausländer beygetragen haben, welche, weil von ihnen keine Thätigkeit aus Patriotismus zu erwarten war, durch gewaltsame Mittel zur Beobachtung ihrer Pflicht angehalten werden sollten. Die Deutschen wurden nämlich, da Rangsucht und Neid ihre Fürsten getrennt hatte, durch den immer mehr um sich greifenden Ehrgeiz der europäischen Fürsten, von welchen einer den andern beherrschen wollte, bald immer mehr und

mehr abhängig. Das Streben der Mächtigen nach Rang und Größe, das Dichten und Trachten des Schwachen, sich in seinen Besitzungen zu erhalten, gab die erste Veranlassung zu den stehenden Heeren, welche allmählig alle übrigen Staatskräfte verschlangen, den Staatsfond erschöpften, und dem Ackerbaue, den Künsten und Gewerben die nöthigen Hände raubte durch erneuerte Auflagen, dem andern durch Werbungen in andern Ländern ab. Die deutsche Reichsverfassung enthielt eine große Menge unabhängiger Fürsten, welchen das engbegränzte Gebiet nicht gestattete, ein stehendes Heer zu halten; diese füllten nun mit ihrem Ueberfluß an Menschen die Rotten und Glieder der Armeen größerer Mächte. Aber es waren auch nur durch diese Menschen die Lücken in den Gliedern gefüllt. Wie wenig Enthusiasmus für die Sache des Vaterlandes konnten solche Söldlinge haben! Mit Liebe zu seinem Vaterlande hat nur ein großer Grad des Leichtsinns, ja ich möchte sagen, der Verworfenheit, dazu gehört, sans rime et sans raison es zu verlassen, um ein freywilliger Sklav zu werden: so waren diese Lückenbüßer größtentheils schlechte Menschen, vielleicht Menschen, die der Galeere und dem Galgen entlaufen waren. Für sie mußten Züchtigungen und Strafen Statt finden, die das menschliche Gefühl empörten, die Verachtung über das Ganze zogen, und den Einländer mit verdarben.

Waren demnach Strafen dieser Art, als Stockprügel und Gassenlaufen nothwendige Uebel; so sind solche nur dadurch zu heben, wenn man die Ursachen aus dem Wege schafft, d. h. keinen andern Soldaten in Reih und Glied duldet, der nicht Landeskind ist; kein Landeskind mit dem Soldatenrock bekleiden läßt, das vermöge schlechter Aufführung unwürdig ist, diesen Stand zu zieren, das nicht ohne den Stock regiert werden kann.

Dieses Prinzipium, auf eine mehr humanere Bestrafungsart begründet, würde dann auch dem Officier gebieten, sich gemäßigter und moderater gegen den gemeinen Mann zu benehmen; das herabwürdigende Schimpfen, das Schlagen mit geballter Faust ins Gesicht, das Zähneeinschlagen, vielleicht weil der Unglückliche den Despoten nicht begriff, und manchen moralisch-guten Menschen zur Verzweiflung führte und zum Verbrecher machte, würde wegfallen.

Wird dieser schnelle Uebergang von Despotie zur Humanität, in der Lage, worin sich Preußen dermalen befindet, aber anwendbar seyn, wenn auch der Ausländer abgeschafft wird? Sollte in dem aufgelößten und verdorbenen Zustande, in welchem die Ueberreste der ehemaligen preußischen Armee zur Zeit noch vegetiren, eine Rückkehr der Ordnung, eine Umwälzung des Geistes vermöge sanfterer Mittel, als wie sie sonst gewohnt gewesen, denkbar seyn? Ich bezweifle es, und glaube, daß bey Nationen eine eigene Vorbereitung dazu gehört, wenn aus den Extremen von Bestrafungen und Belohnungen große Zwecke und Dinge hervorgehen sollen. Und so wie ich überzeugt bin, daß gleich den Franzosen jede andere Nation Sinn und Empfänglichkeit für sanfte Behandlung hat, wenn sie sich auf dem nämlichen Standpunkte der Bildung, des Ehrgeizes und des Nationalstolzes befindet, eben so sehr bin ich auch überzeugt, daß ein von aller Ordnung aufgelößter Haufe Menschen nur durch strenge Kriegszucht in Ordnung gehalten werden kann, die nach dem Grade ihrer Sittlichkeit und Bildung rauh und stark seyn muß.

Der Franzose, vom Ehrgeize impulsirt, duldet lieber den Tod, als ein herabwürdigendes Schimpfen oder einen Schlag mit dem Stocke von seinem Officier. Der Russe, welcher an Tapferkeit und Unerschrockenheit dem Franzosen nicht nach-

steht, ist dagegen nur vermöge einer viehischen Behandlung zum Zwecke zu lenken *).

Beym vierten Verbrechen, besagen die neuen preußischen Kriegsartikel, soll der Soldat mit der Kugel vor den Kopf bestraft werden. Wie ist dieß zu verstehen? Trifft den Soldaten bloß die Strafe des Arrestes, wenn er ein Verbrechen begeht, oder ist er demselben bey leichten Vergehungen auch ausgesetzt? Im ersten Fall kann das Verbrechen von der Beschaffenheit seyn, daß es sich zum erstenmal zur Todesstrafe qualificirt, z. B. Desertion, Feigheit vor dem Feind, Subordinations-Vergehung, Diebstahl, Meuterey; im letzten Fall würde die Strafe unter obgedachtem Gesetze wieder das Gepräge der Grausamkeit und der Tiranney tragen. Eine Distinktion von beyden muß daher durchaus Statt finden.

Wollte man ferner den Soldaten nur wegen Verbrechen mit Arrest bestrafen, und gegen andere menschliche Schwachheiten, als Trunkenheit, Schlägerey, Spiel, Dienstunachtsamkeit u. s. w. tolerant seyn; so würde unfehlbar die Kriegsdisciplin einen noch größern Stoß erleiden, der Officier würde seine ganze Autorität über den gemeinen Mann verlieren, und besonders da in Verlegenheit gerathen, wenn er, durch gerechte Ursachen und Leidenschaften gereizt, die Besinnung und das rechte Benehmen aus den Augen verlieren sollte; die ruhige Existenz des Bürgers würde durch Excesse mannichfaltiger Art gestört werden.

Doch diese Reflexion werden die Weisen, welchen der König das schwere Geschäft übertragen hat, vermöge kluger Strafgesetze einen bessern Gemeinsinn in die Armee zu bringen, gewiß auch gemacht haben. Dem Menschenfreund sowohl, als dem

*) Richtig! Der Deutsche steht zwischen beyden, den Russen und Franzosen, in der Mitte, also müssen die Strafen auch die Mitte halten.

Patrioten, zumal wenn im Preußischen das unumschränkte Conscriptions-System eingeführt werden sollte, wird und muß der Gedanke wohl thun, den Soldaten nicht mehr wie ein Vieh, sondern wie Mensch behandelt zu sehen *). Möge zuvor Spießruthe und Stock abgelegt werden, eine Sichtung in der Armee vorgehen; möge grösseres Bestreben von Seiten der Volkslehrer und Schulmeister den rohen Handwerksburschen und den rohen Bauerknecht mehr moralisch ausbilden; möge unser jetziges Unglück den Vortheil in sich fassen, daß wir zur Bescheidenheit und zur Gerechtigkeit zurückgeführt werden, und die Selbstsucht und den Eigendünkel ablegen; möge eigene Verantwortlichkeit den leidenschaftlichen Officier mehr an Ruhe und an Vernunft gewöhnen, und er dadurch zur Erkenntniß kommen, daß der Mensch in dem Menschen geehrt werden muß. Möge dann das schimpfliche Spektakel, den Vertheidiger des Vaterlandes durch Gliederreihen wankend, oder am Pfahle nackend angebunden, vor dem Pöbel ausgepeitscht zu sehen, uns nicht wieder erscheinen. Führte aber das sanftere Strafmittel nur dahin, uns noch elender und unglücklicher zu machen, indem die Anwendung desselben sich noch nicht mit der Natur unsrer Landsleute vertragen sollte; so laßt uns lieber unsre Reformatoren solche Maaßnehmungen ergreifen sehen: die langsamer aber desto gewisser zum Ziele führen.

Die Franzosen haben eine Maxime, schon in den Arrest eine mindere oder schwerere Strafe zu legen, die, wenn man sie auch bey den deutschen Armeen einführen wollte, gewiß strenger als die Stockprügel seyn würden. Der Arrest der Franzosen theilet sich in zwey Hauptklassen, in leichten und schweren Arrest, wovon jeder wieder mehrere

*) Grade dieses Conscriptions-System wird künftig den Stock im Militair unnöthig machen, da dadurch die gebildete Volksmasse mit in den Soldatenstand übergeht.

Gradationen und Unterabtheilungen hat. Beym leichten Arrest wird der Arrestant von seinem Wirth wie im Quartier verpflegt; er befindet sich auf der Hauptwache in der Gesellschaft seiner Cammeraden, und empfindet weiter keine Beschwerlichkeit, als die Schande der Strafe, worauf mancher gemeine Franzose schon ein großes Gewicht legt, und die isolirte Gezwungenheit, unter einem eingezwängten Willen mehrere Tage die Stube hüten zu müssen. Muß die Strafe fühlbarer seyn; so muß er sich in einer längeren Zeit blos mit Wasser und Brod begnügen. Beym schweren Arrest wandert er bey Wasser und Brod ins Stockhaus, in einen Thurm, oder sonst ein finsteres Loch. Erfordert das Verbrechen eine noch stärkere Züchtigung; so muß er neben dieser Stockhausstrafe noch eine Geldstrafe erleiden, z. B. für den ersten Tag 4 Gr., für den zweyten 8 Gr. u. s. w. erlegen, wobey sich die Strafgelder in den bestimmten Sätzen vergrößern, bis der Zeitpunkt zu seiner Entlassung herangenaht ist. Ist er unvermögend, diese Strafgelder zu entrichten; so werden sie ihm von dem Traktement abgezogen. Wer dreymal im Arrest saß, hat dadurch gleichsam auf seine Beförderung Verzicht geleistet.

---

3) Ist es noch nicht für immer entschieden, daß das Militair nicht seinen ehemaligen privilegirten Gerichtsstand behält, wodurch es in allen streitigen Fällen mit den übrigen Staatsbürgern so außerordentlich begünstigt wurde.

4) Hat man noch nichts von einer Bestimmung über das, was eigentlich militairisches Ehrgefühl sey, gehört. Die Stimme des Publikums hat darüber längst entschieden; nicht so die Stimme des Militairs. Es gab unter diesem Stande viele Raufer und Renomisten, welche das soge-

nannte militairische Ehrgefühl inne hatten, wie die Studenten den Burschen-Comment, ohne als moralische Menschen geachtet worden zu seyn.

5) Was die innere Organisation anlangt; so hat man noch nichts Bestimmtes von einer allgemeinen Conscription gehört; dieß wäre auch wohl noch zu früh. Ob man das alte Maschinen- und militairische Unwesen, welches v. Bülow mit dem Namen Trill, oder das Trang-, Klapp- und Knallsystem abgeschafft, dagegen mehr Beweglichkeit angenommen hat, weiß ich nicht gewiß. Die Kleidung ist geändert, die neuen grauen Hosen sind zweckmäßiger wie die alten, aber zu enge. An dem Rücken sind aber immer noch die schmalen Schöße geschmackloser, als vorher geblieben. Den überflüßigen nach Maaß und Gewicht bestimmten Zopf haben die verlorenen Schlachten und den zweckwidrigen Hut die russischen Jakow's verdrängt. Ob bessere Armatur angeschafft worden ist, da die alte zu gar nichts zu gebrauchen war, glaube ich nicht. Es möchte wohl dazu am Nöthigsten, nämlich am Gelde, fehlen.

6) Scheint es nicht, als wenn die gemachten traurigen Erfahrungen den Kastengeist des Militairs herabgestimmt hätten, und es ist vorauszusehen, daß es ihn nach der Wiederherstellung des Staats und der Armee ausüben werde, wie zuvor; es geht dem größten Theil der Officiere wie den französischen Emigranten, diese glauben heute noch an die Wiederherstellung der Bourbons auf den französischen Thron; jene glauben eben so fest, daß das alte Militairunwesen dem preußischen Staate nothwendig sey, und sie die nämliche Devotion der übrigen Staatsbürger, als Organe jenes Instituts, zu verlangen hätten, wie ehemals. Sie begreifen es nicht, daß sie jetzt, da der Staat seine Selbstständigkeit verloren hat,

ganz entbehrlich sind, indem seine Anstrengungen mehr auf sein Inneres als gegen Außen zu richten sind.

Dieses wahre durch den Krieg und den Frieden herbeygeführte Verhältniß des preußischen Staats erfordert jetzt eine ganz andere Zusammensetzung der Staatsmaschine, als die preußische unter Friedrich construirt war, worin das Militair künftig nur das letzte Rad ausmachen muß. Wird Frankreich oder Rußland nicht künftig das preußische Militair für seine Zwecke gebrauchen, wozu soll es sonst dienen? Zur Aufrechthaltung der innern Polizey, zu weiter nichts. Es war überhaupt von allen europäischen Mächten ein thörichtes Vorurtheil, daß man sich nicht von dem Unvollkommenen des alten Militairwesens, durch den französischen Revolutionskrieg belehrt, überzeugte, und es wegwarf. Die französischen Revolutionssoldaten waren gerade das Gegenstück von den ihnen gegenüber stehenden steifen Linientruppen, und schlugen sie häufig genug, um diese Erscheinung zu einem anpassenderen Militair-System zu benutzen. Je häufiger man aber besiegt wurde, je fester schloß man sich der alten Form an, bis sie zerbrach, und selbst jetzt noch ist man nicht geheilt. Denke ich mir den preußischen Staat mit seiner militairischen Tendenz seit 1789 Frankreich gegenüber, wie war es möglich, auch nur einen Augenblick sich zu bedenken, nach dem Feldzuge von 1792 der Armee eine andere Gestalt zu geben? Alle Lehren, welche die Preußen in diesem Kriege aus der Erfahrung hätten abstrahiren sollen, waren für sie verloren. Sie hatten zwar schon seit 1787 Füsiliere und Scharfschützen, sie waren aber weder zur Beweglichkeit eingeübt, noch gut armirte und richtig treffende Schützen. Sie waren so steif und ungelenkig, wie die schwere Infanterie. War bey den Franzosen alles auf Beweglichkeit begründet, in derem Gefolge sich das

Tirailleur-System, das Requisitionswesen, die Manöver auf Flanken und Rücken befanden; so blieb bey uns alles in steifen geschlossenen Linien: man drehte und wendete sich in schulgerechten mathematischen Figuren so lange, bis die von allen Seiten umherschwärmenden leichtfüßigen Franzosen diese Linien und Figuren verrückt und gesprengt hatten. Umsonst sprachen Bärenhorst und Bülow darein, man lachte, man spottete über sie.

Wollten wir damals uns weder durch Vernunftschlüsse, noch durch die Erfahrung belehren lassen: daß unsere Art, den Krieg zu führen, durchaus von der französischen Manier übertroffen wurde; so hätten wir doch wenigstens unsere alten Formen in ihrer größten Vollkommenheit erhalten sollen, aber auch das geschah nicht. Wir ließen die Cavallerie täglich schlechter werden, wir vermehrten unsere reitende Artillerie nicht, und die Musketen der Infanterie waren unbrauchbarer, das Pulver schlechter, als im siebenjährigen Kriege. Es ist sonderbar, daß, unterdeß die Franzosen praktisch stets neue Ideen in ihren Kriegen ausführten, unsere militairischen Schriftsteller solche theoretisch aufstellten, welche von keiner Macht befolgt wurden.

Wollte Deutschland über Frankreich von 1792 an siegen; so war dazu keine Möglichkeit anders vorhanden, als wenn entweder die großen Mächte vom Throne herab die nämlichen Reformen an ihrer innerlichen bürgerlichen und militairischen Verfassung ausgehen ließen, welche in Frankreich aus der Revolution hervorgegangen waren, oder es mußte in Deutschland ebenfalls eine Revolution ausbrechen, welche die nämlichen Resultate hervorbrachte, wie die französische. Darum habe ich nach den Schlachten an der Saale im Jahre 1806 sehnlichst gewünscht, daß ein Aufstand in Masse im Preussischen erfolgen möchte, wozu damals die schönste

Gelegenheit war, als Napoleon sich bis an die Weichsel gewagt hatte. In diesem Aufstande lag die einzige mögliche Bedingung zur Rettung. Ich weiß wohl, daß man mich wegen dieser Idee, welche ich im ersten Theil dieser Briefe aufgestellt habe, in kritischen Zeitschriften, unter andern in den Göttingschen gelehrten Blättern, sehr mitgenommen hat, ich bleibe aber bey dieser Behauptung aus guten Gründen noch heute. Hier sind sie:

1) Ein Aufstand in Masse duldet keine lästige Equipage, kein Magazin, Back-, Train- und Commissariats-Unwesen; man ißt und trinkt was man hat, wo, und wie man es bekommt.

2) Er erfordert Gleichheit, Beförderung nach Verdienst, Wahl der Anführer durch die allgemeine Meynung von der Tapferkeit desselben geleitet. Man wird durch die Nothwendigkeit, sich selbst zu vertheidigen, bestimmt, eher den Klugen und Tapfern zum Führer zu wählen, als den Feigen und Dummen. Ein jedes Talent kommt daher an seinen ersten Platz.

3) Man versteht nicht nach eingeprügelten Formen sich zu stellen und zu bewegen, sondern man ficht nach Regeln, welche die Natur eingiebt. Grade gegen Franzosen die beste Manier.

4) Verzweiflung muß den Aufstand hervorbringen, von ihr ist mehr Verachtung des Todes zu erwarten, als vom Zwange oder einem Phantom, welches die Menschen auf das Schlachtfeld treibt.

5) Der, welcher sich zuerst an die Spitze der Masse stellt, ist gewiß der Kühnste und Geistvollste, sonst wäre es nicht geschehen. Er muß mehr leisten, als ein anderer Feldherr, den Rang oder Convenienz auf seinen Posten hob.

6) Endlich sind die Waffen, welche man in der Verzweiflung ergreift, immer noch besser, als die Musketen und Pallasche unsrer deutschen Truppen, denn diese sind eitel Spielzeug. Unter je-

nen hat die Jagdflinte und die Kugelbüchse, in der Hand des mit ihr bekannten Jägers, den ersten Rang.

Vielleicht wäre die Welt in Erstaunen gesetzt worden, wenn 1806 in Schlesien der Aufstand, 5000 Jäger an der Spitze, durch acht Vestungen, das Riesengebirge, und das neutrale Oestreich zur Seite geschützt, zur Vollendung gekommen wäre, unterdeß Napoleon an der Weichsel stand.

Wenn es einst der Fall seyn sollte, daß die Franzosen von andern Völkern wieder besiegt würden; so ist es nur dadurch möglich, daß man die Beweglichkeit ihrer Soldaten noch übertrifft, daß man noch leichter, wie sie, Hunger und Durst, Kälte und Wärme ertragen lernt. Da die Deutschen und alle Völker zwischen der Elbe und Newa dazu wenig geschickt sind; so werden die Franzosen auch eben so weit ihre Herrschaft ausdehnen, bis sie auf die wilden Völker des Nordens und Südens stoßen, welche sie in jenen Eigenschaften noch übertreffen. Darum sagt auch Bülow irgend wo mit Recht: Er wolle mit den Tartaren Europa erobern; und französische Officiere, die den Feldzug in Egypten mitgemacht hatten, versicherten mich: es gebe nur eine Cavallerie in der Welt, welche die Franzosen zu fürchten gehabt hätten, es wären die Mamelucken gewesen. Darum war es von den Oestreichern und Preußen auch der vorzüglichste Fehler, daß sie ihre Cavallerie so wenig in Masse gebraucht haben, durch welche Waffe sie immer noch einen Vorzug über die Franzosen haben. Haben die Russen in dem letzten Feldzuge irgend etwas gegen die Franzosen geleistet; so haben sie es vorzüglich ihren leichten Truppen und den Cosaken zu verdanken. Tüchtige Schützen zu Pferde wurden in hinreichender Masse aufgestellt, die französischen Chasseurs à pied und à cheval zu besiegen. Ueber diesen Gegenstand schreibt mir K.

„Die Vergangenheit, geschwängert von der Gegenwart, gebiert die Zukunft," hat irgend ein weiser Mann gesagt, und das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleichen, den Wechsel der Dinge mit seinen Ursachen zu sehen, berichtiget unsere Urtheile, führt uns zur Wahrheit — es macht weise für die Zukunft! Wie ganz anders waren die Ansichten der Menschen vor funfzehn, zwanzig Jahren, und wer kann bestimmen, welche sie über zehn, funfzehn Jahren haben werden?

Wir erwarten, hoffen, fürchten nach Voraussetzungen, die, gleich den in der Stille modernden Leichen, nur noch ihre äußere Gestalt behalten haben, beym ersten Stoß aber in sich zusammen sinken, und beydes, die Hoffnungen und die Furcht der Menschen zu Schanden machen. Worauf sich alle Welt versah, erfolgt nicht, was niemand ahnete, geschieht.

Wenn ich mich zurück erinnere, als die preussischen und östreichischen Truppen zum ersten Mal gegen die republikanischen Neufranken an den Rhein hin, (den man noch den deutschen Rhein nannte) zu Felde zogen, wie ganz anders waren da die Erwartungen als der Erfolg!

Man wollte die innere Uneinigkeit und Theilung benutzen, und bewirkte Vereinigung; man wollte Frankreich schwächen, und hat es stark und furchtbar gemacht — Es geschah hier, was wir durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechts finden, und was uns zugleich aufrichten und demüthigen muß. Es erfolgte anders, als man glaubte! In der moralischen Oekonomie der Welt glaubt der Mensch ein Gebäude aufzuführen, und wie ein blindes Werkzeug des obersten Baumeisters zimmert er blos die Balken, der eine mehr wie der andere. Nicht fähig den Riß des Baumeisters zu übersehen, legt jeder seinen eigenen vor sich, zimmert und zimmert — und oft wird es

schon

schon die nächste Generation inne, daß er etwas ganz anderes zu Stande brachte, als er zu bauen glaubte und bauen wollte.

Keine geringe Hoffnung eines unfehlbaren Sieges baute man damals unter andern auch darauf, daß man sagte, was man jetzt schwerlich mehr sagen wird: „Der Adel ist ausgewandert, diese neuen Republikaner haben keine Generale, keine Officiere mehr, es fehlt ihnen an Anführern!“ — und nun malte man sich im Geiste schon die neuen Roßbachiaden; die Preußen verdroß es, daß die Oestreicher — die Oestreicher daß die Preußen an diesen leichten Siegen Theil nehmen sollten; jede Partie glaubte mit ihnen allein schon fertig zu werden — und was sah man? —

Zum Erstaunen von Europa erblickte man an der Spitze der zu gering geschätzten feindlichen Haufen, die man ungern Armeen nannte, einen ausgezeichneten General nach dem andern, Generale, die kurz vorher noch die Muskete trugen, oder wie der allgemein verehrte Moreau so eben erst die Feder mit dem Schwerdt, die Akten mit der Landkarte, das Civilkleid mit der Uniform vertauscht hatten; man sah sie Armeen schlagen, die sich nicht wenig, diesen Feinden gegenüber, darauf zu Gute thaten, in den Geheimnissen der Kriegskunst, in einer unfehlbaren Taktik eingeweiht zu seyn; man sah sich von denen, die man in das Innere des Reichs in Schaaren zu treiben gedachte, besiegt und beschämt in seine eigenen Grenzen zurückgetrieben. Wie viel Berichtigung falscher Voraussetzungen, die, während die Zeit ihr inneres Wesen zerstört, nur noch die äußere Gestalt behalten hatten!

Bis dahin glaubte man noch immer: daß stehende, wohlexercirte Armeen über jede Anzahl eines bewaffneten Volkes siegen müßten, und man sah, sie wurden besiegt; noch immer galt Taktik

mehr *), wie der Muth, den Patriotism einflößt, und sie zog gegen ihn den Kürzern; noch immer glaubte man, daß der Adel der Grundpfeiler einer monarchischen Macht sey, nach dessen Auswanderung nur Schwäche zurückgeblieben seyn könnte, und er war es, der die innere Schwäche bewirkt hatte und unterhielt, weil er unter Vaterland la noblesse und unter Vaterlandswohlfahrt die Privilegien der Comtes und Marquis begriff; noch immer glaubte man, daß die Fähigkeit, General und Officier zu seyn, an diesem Stande allein klebe, weil er bisher im alleinigen Besitz solcher Stellen gewesen war, und gerade mit ihm waren die schlechten Anführer, die weder Kenntnisse noch Lust, weder Muth noch Kraft hatten, dem Soldatenrocke außer dem Paradeplatze, auf dem Schlachtfelde nämlich, Ehre zu machen, ausgewandert, wie sie denn nicht säumten, unter dem verrufenen Namen: „Condeische Armee“ den Beweis für diese Wahrheit an den Tag zu legen; den Bürgerstand hielt man noch immer der obern Stellen im Civil und Militair für unfähig, weil in ihm (wie man zu erklären sich nicht scheute) der Begriff von „Ehre“ gar nicht existire; und er war es, der die Feldherren stellte, die den französischen Waffen die Ehre wieder gaben, die sie früher unter der Anführung der Comtes und Marquis verloren hatten! Das ist so die Natur aller Revolutionen, indem sie das

*) Die Grundsätze der reinen Strategie und Taktik sind von Trojas Belagerung und Zerstörung an bis auf den Untergang der preußischen Monarchie immer die nämlichen gewesen. Es kommt nur auf die Art und Weise — auf die Manier an, wenn man sie anwendet, eben so auf die Organe und Instrumente, welche man zur Ausführung gebraucht. Da man im alten militairischen Pedantenwesen zu viel künstelte, und die französische Revolution mit allen ihren kräftigen Geburten dem allen gegenüber trat; so folgte der Sieg. Der Muth kommt dabey zuletzt in Betracht.

Alte zerstören und das Neue schaffen, setzen sie durch neue und ungewöhnliche Erscheinungen in Erstaunen! „Umwälzung“ — ihr Name lehrt es schon.

Aus dem bisherigen Gleise, wohin eine Convenienz, und man weiß selbst nicht, was alles, die meisten Akteure brachte, wo der Unfähige mit dem Fähigen, der Unwürdige mit dem Würdigen so hinschlenderte; wo das Kräftige mit dem Schwachen, das Gute mit dem Schlechten gemischt, Mittelmässigkeit erzeugte, bis alles zu der Unbrauchbarkeit verbuttete, in welcher es nicht länger bestehen konnte, aus diesem Gleise ist man herausgeschleudert; Geburt, Rang, Familienverbindungen, die so Manchen zu Manchem macht, wozu er nicht taugt, reichen in solchen Zeiten nicht mehr aus; man muß seyn, was man vorstellt; eine Revolution also scheucht die kleinen Menschen, die Dilettanten und Figuranten, auf dem politischen Theater hinter die Coulissen, während sie die Kraftvollern auf die Bühne ruft; ohne Rücksicht auf Stand und Geburt giebt sie jedem Talente den seiner Fähigkeit angemessenen Platz (weil man dieses nur brauchen kann), der Drang der Umstände, die Anstrengung gebieten, befördert seine schnelle Entwickelung zur Vollkommenheit, und — wenn Gefahr und Ehre des Vaterlands zu den Waffen rufen, stellt sie es auch hier an die Spitze, und giebt uns das seltene Schauspiel großer Generale, die es weder durch Dienstalter, noch durch Stand, Rang und Geburt; sondern allein durch ihre Fähigkeit wurden.

Dieselben Ursachen bringen immer dieselben Wirkungen wieder hervor, in der moralischen, wie in der physischen Welt; nur die Verschiedenheit der Umstände erzeugen in den verschiedenen Jahrhunderten und unter verschiedenen Völkern einzelne Modificationen; daher kommen in allen Revolu-

tionen, die das in der moralischen Welt sind, was ein Gährungsprozeß im Physischen ist: „Veränderung des veralteten Stoffs“ fast immer dieselben Erscheinungen wieder vor, und werden in allen künftigen Zeiten wieder vorkommen.

Sie sind, so lange es besonders ein blos innerer Kampf ist, der Schauplatz menschlicher Leidenschaften, mit mehr oder weniger Ungebundenheit und Abscheulichkeit, je nachdem mehr oder weniger Moralität im Volke ist, und dasselbe, mit mehr oder weniger Phlegma begabt, leichter oder schwerer in den Zustand der Leidenschaft gesetzt werden kann.

Sie sind aber auch die glänzenden Perioden talentvoller Menschen, großer Köpfe, die in andern Zeiten und unter andern Umständen unbekannt und ungenützt würden geblieben seyn, weil sie nicht auf den Standpunkt hingekommen seyn würden, wo sie sich entwickeln und groß werden konnten.

Sie, die in solchen Zeiten unter keinem Volke mangeln werden, ersetzen in der Nation an intensiver Kraft, was ihr an äußerer Macht abgeht, und indem sie noch ungekannte Hülfsmittel entdecken, machen sie das Unternehmen über seine Schwierigkeiten siegen, sobald nur die allmächtige Einheit des Willens da ist.

Man denke nur an das für feige geachtete holländische Handelsvolk im Kampfe mit der stolzen spanischen Uebermacht, an das fast unbewaffnete schweizerische Hirtenvolk gegen die geharnischten Schaaren der Oestreicher, und an das nächstliegende Beyspiel, an die Franzosen in dem damaligen Zustande, Lage und Verfassung im Kampfe mit seinen überlegenen, wohlgerüsteten Nachbarn.

Sie sind die Zeiten, wo Familien durch die Kraft dieser ihrer neuen Stammväter zum Glanz sich emporheben, und wo die schwachen Urenkel kraftvoller Väter, die eben so sich heben, wieder

herabsinken! Sie sind endlich die Zeit der Sichtung und Corroborirung eines Volkes, und (was eigentlich hier meine Absicht war) das Fegfeuer der Armeen, und die Perioden, wo die Kriegskunst, an der Hand des Bedürfnisses, eine andere Gestalt annimmt, und wo das Neue schnell zur genialischen Vollkommenheit entwickelt wird, und über das durch die Zeit unbrauchbar gewordene Alte triumphirt.

Der Kampf der Schweizer und der Hussiten erzeugte, durchs Bedürfniß geleitet, das Infanteriegefecht, und die Infanterie beyder siegte durch die vom Genie sehr schnell zur Vollkommenheit gebrachte Neuheit dieses Kampfes über die geschlossenen Reihen eiserner Castelle, die unter ihrer unverletzlichen Schaale den Glauben an Unüberwindlichkeit mit aufs Schlachtfeld brachten. Die Schweizerische blieb noch lange berühmt, und wurde die Lehrerin der Burgunder und der Deutschen.

Im Kampfe der Holländer mit der spanischen Uebermacht erzeugte das Bedürfniß eine neue Bauart der Vestungen (wozu der Patriotismus brave Commandanten lieferte), die man nachher als die einzig zweckmäßigen überall nachahmte, und wodurch das Geniewesen einen neuen Schwung und eine neue Vollkommenheit erhielt.

Der Kampf der amerikanischen Republikaner für ihre Unabhängigkeit gab abermals, an der Hand des Bedürfnisses, die ersten Grundzüge einer neuen Fechtart, die das vom Drange der Umstände und vom republikanischen Feuer beflügelte Talent der Neufranken schnell vervollkommnete, und zur Siegerin über Armeen machte, die in der eisernen Vorliebe für das sonst erprobte Alte, das Neue und seine prophetischen Apostel entweder gar nicht achteten, oder nur mit Hohn betrachteten; sie hat diejenige ihr Uebergewicht am empfindlichsten

und zerstörendsten fühlen lassen, die als die Lehrerin des Alten am meisten auf dessen Unfehlbarkeit pochte! *) Das Blatt am jungen Eichbaum, das in dem Sommer grünte, für den es da war, vertrocknet allmälig, und schwirrt den Winter hindurch am Zweig mit großem Geräusch, von einem kalten Winde bewegt, bis die wiedererneute Naturkraft durch die Wärme des Frühlings ein neues erzeugt, und durch dieß Neue das Alte abstößt. Eben so ist es im Moralischen, und ein allgemeiner Fehler der Menschen ist, daß sie in einer trägen, gedankenlosen Vorliebe fürs Alte das keimende Neue nicht beachten.

Jede Zeitperiode hat ihr Zweckmäßiges und Brauchbares blos in Verbindung mit den vorhandenen Umständen, Bedürfnissen und dem Zeitgeiste, durch deren Zusammenwirkung es gefunden wurde, und es hört auf zweckmäßig zu seyn, und steht ohne Zusammenhang mit der übrigen Welt nutzlos da, sobald jene sich verändert haben. Da aber diese unaufhörlich sich verändern; so kann kein Regierungs- und kein Militair-, wie überhaupt kein menschliches System von langer Brauchbarkeit und Dauer seyn. Alles, was wir jetzt aus frühern Zeiten als herzlich einfältig und unsinnig verachten, war einmal brauchbar, und hatte seine Verfechter und Vertheidiger, und wurde nur durch die veränderten

*) Note der Red. Man muß es Friedrich Wilhelm dem Zweyten oder vielleicht seinem Günstlinge Bischofswerder nachrühmen, daß das in Amerika zuerst in Anwendung gebrachte Tirailleur-System richtig aufgefaßt wurde, und durch die Errichtung der Füsilierbrigaden und Scharfschützen in der preußischen Armee in Ausübung kommen sollte. Man fehlte aber darin in der Hauptsache, daß die Füsiliere und Schützen nicht schießen konnten, und ihre Gewehre nichts taugten. In neuern Zeiten ging man aber so wenig mit der Zeit fort, daß man zur Ausbildung einer größeren Beweglichkeit der Infanterie nichts weiter that, als den Quickmarsch einzuführen.

Zeiten und Umstände unnütz; mit Veränderung dieser aber auch irgend ein System ändern, heißt „mit der Zeit fortschreiten."

Dieß ist bey stehenden Armeen, wie bey allen Zünften und Gilden, nicht der Fall, besonders nicht, wenn eine Caste dazu privilegirt ist. In den Fesseln einer geistlosen Pedanterie gehen sie nicht mit dem Geiste der Zeit, sondern schleichen langsam hinter ihm her, und das bessere Neue muß ihnen immer erst durch Stürme, durch das traurige Besiegtseyn aufgedrungen werden. Bisher feuerte die östreichische Infanterie, wie die preussische, nach einer einmal hergebrachten Methode frisch weg darauf los, unbekümmert ob sie treffe; jetzt erst, nach traurigen Katastrophen, liest man, daß sie schießen lerne.

Es schmerzt, daß man es sagen muß, aber es scheint, als ob bisher ein Fluch über unsere stehenden Kriegsheere gewaltet habe, daß sie in kurzer Zeit, besonders wenn sie siegreich von Schlachtfeldern zurückkehrten, ausarteten, woran ihr isolirter, von dem übrigen Gemeinwesen loßgerissener, und dem geschäftigen Müssiggange hingegebener Zustand gewiß nicht wenig Schuld hat. Ihre Energie und Tapferkeit artet in Brutalität und wilde Laster aus, ihr edles Selbstvertrauen in einen Uebermuth, in einen blinden Glauben an Unfehlbarkeit, der ihnen bey dem nächsten Erscheinen auf dem Schlachtfelde das Spiel schon halb verloren macht, ihre Befehlshaber in Exercier- und Vexiermeister, und ihre Taktik sammt ihrer ökonomischen Verfassung in pedantische, unnütze Spielereyen, die unter den Namen Verbesserungen das Wesen der Sache, wo nicht ganz zerstören, doch überlasten, und im Grunde auch nicht für den ernstlichen Zweck, sondern blos für's Auge auf dem Paradeplatz berechnet werden.

Wer kennt nicht die Montirungsspielereyen, von der Hutform, dem Zopfe und der Zopfnadel an, bis auf den Rabattenschnitt und die Kamaschenknöpfe herab, die mit einer erstaunlichen Wichtigkeit betrieben wurden, und wodurch man zwey Erfolge herauszukünsteln so außerordentlich glücklich gewesen ist, die der Bestimmung des Soldaten geradezu widersprechen: halbe Nacktheit und ermüdende Beengung aller Glieder! Wer kennt nicht die Exercierkünsteleyen, alle die Tempos für das „Rechts- und Linksum," für das „Schultert" und „Präsentirt das Gewehr," fürs „Bajonet abzuziehen oder aufzustecken!" Wer hat nicht je einmal gelächelt, der es mit gesunden Augen ansah, über das auf den ganzen Mann Anschlagen, um in die Luft und (vorzugsweise des bessern Aussehens wegen) auf den halben Mann Anschlagen, um zehn Schritte vor sich in die Erde zu schießen, durch welches Manöver man für den halben und ganzen gegenüberstehenden Mann die größte Sicherheit bereitete! Wer kennt nicht dergleichen Künsteleyen mehr, von denen auf dem Schlachtfelde schlechterdings nicht die Rede seyn kann, und die also recht eigentlich als Verbildung des Soldaten angesehen werden müssen?? Dennoch fuhr man fort, mit der wichtigsten Miene von der Welt, den gemeinen Mann damit zu quälen, und durch die damit verbundenen Züchtigungen und pöbelhaften Schmähungen, die den Menschen empören und niederträchtig zugleich machen, zu entmuthen; während man durch eben diese Dinge dem Blick und dem Streben des Officiers theils eine falsche Richtung gab, theils Fesseln anlegte. Ein Theil derselben, der an diesem Stiefelettendienst gar keinen Geschmack fand, that gar nichts für seine militairische Bildung; der andere, der mit hohen Begriffen von seiner Wichtigkeit gleich den Käsemilben darin wühlte, mit gleichem Blick und gleichem

Effekt, verlor darüber das Wesentliche der Sache aus den Augen. Daher kamen bisher aus langen Standquartieren, die doch Vorbereitung zum Kriege seyn sollen, so selten Generale mit einem freyen Blick, so wenig vorbereitete Officiere und Soldaten, die zwar für Wachtparaden, nur nicht für den Krieg, geübt waren, die alle erst sich zu bilden anfangen mußten, weil sie Neulinge in einer Sache waren, der sie sich zwar ausschließlich widmeten, die aber ihrer Natur nach eine ganz andere war, als sie bis dahin von ihnen behandelt wurde.

Nimmt man zu diesem allen noch dieß, daß große stehende Armeen dem Staate eine Last, und als ein unproductiver Theil der Nation die Quelle seiner Armuth sind; daß sie, zur Geschäfts- und Ehelosigkeit verdammt, die Quelle des Sittenverderbnisses werden, als Miethlinge im Frieden eine Despotismus verrathende Scheidewand zwischen dem Regenten und dem Staatsbürger darstellen, und im Kriege selten für etwas mehr als eine gehaltlose Soldatenehre streiten; so kann man nicht anders, als sein Urtheil über stehende Heere (wie sie bisher waren), sehr herabstimmen, und den Ausspruch thun: sie sind bisher für das Glück des Staats viel zu groß, und für seine Sicherheit bey aller belastenden Größe unzulänglich gewesen.

Der Krieg ist nicht mehr ein Spiel am Schachbrete, für welches Türenne eine Zahl von 60,000 Figuren weder zu groß noch zu klein fand, womit man Jahre lang manövrirte, ohne das Spiel zur Entscheidung zu bringen; man wälzt jetzt große Massen mit mathematischer Berechnung ihres durch ihre Schnelligkeit verstärkten Drucks auf das feindliche Land hin. Durch Massen hätte man zu widerstehen suchen sollen! Während die innere, kleinliche Mechanik des Kriegs, aufs Gebot der nöthigen Beweglichkeit sich immer mehr auflöst, vom bloßen Mechanischen sich immer mehr entfernt, und

den Streitern ihre selbstthätige Kraft wieder giebt, scheint er sich immer mehr dem Zeitpunkte zu nähern, wo er nicht mehr Angelegenheit einer einzelnen Zunft im Staate, sondern, wenn das Beste des Vaterlands es fordert, Angelegenheit aller streitbaren Männer der Nation seyn wird. Es ist der Beruf eines jeden Staatsbürgers für Ehre und Freyheit seines Vaterlandes zu kämpfen, und um dieß mit Glück zu thun, bedarf es nicht jener Soldatenspielereyen, sondern des Muths, den Vaterlandsliebe und die Gefahr des eigenen Heerdes einflößt; es bedarf Körperkraft und körperlicher Gewandheit, Fertigkeit in irgend einer Waffe, nicht, um damit allerhand Sächelchen zur Ergötzlichkeit des Auges zu machen, sondern sie ihrer Bestimmung gemäß zu gebrauchen; das Uebrige findet sich unter einer klugen Anführung von selbst.

Ich behaupte keineswegs, daß man alles stehende Militair abschaffen könne und müsse! Ich verkenne den Nutzen nicht, den es in der Aufrechthaltung der innern Ordnung hat; einzelne Zweige, Artillerie und Cavallerie z. B. möchten auch wohl einer fortwährenden Uebung bedürfen; bey zweckmäßigern Uebungen kann eine stehende Armee eine vortreffliche Kriegsschule seyn; durch öffentliche Arbeiten, Straßenbau, Austrocknung der Sümpfe, Wasserleitung, Anlegung verschanzter Läger u. s. f. kann es für den Staat auch in Friedenszeiten ungemein nützlich gemacht werden, wodurch man ihm zugleich ein besseres Auskommen verschaffte, dem Müssiggange, der Verweichligung, und denen daraus entstehenden Ausschweifungen steuerte; nur dieß behaupte ich: daß die eigentliche Streitkraft, eine gewandte und geübte Infanterie, nicht ganz aus den übrigen Staatsbürgern herausgerissen, isolirt, und Jahr aus Jahr ein für thätigen Müssigang besoldet zu werden brauche, daß sie in allen waffenfähigen Männern erzogen werden könnte und

sollte, wodurch man vier Fünftheile ihrer bisherigen Zahl ersparen, und in der Zeit des Bedürfnisses neun Zehntheile mehr und brauchbarere haben würde!

Nur muß die Zeit ihrer Erziehung für diese ihre erste Bürgerpflicht nicht in das Alter fallen, wo sie in bürgerlichen Gewerben beschäftiget, für die Uebungen des Soldaten entweder schon zu verhärtet, oder schon verweichlicht sind, (das bisherige Verfahren ist mir immer wie die Kindererziehung solcher Eltern vorgekommen, die an ihren Kindern alle Ungezogenheiten dulden und verwurzeln lassen, bis, wie sie sagen, die Zeit komme, wo sie zur Schule gehen müßten, und wo das Verdorbene selten wieder gut gemacht werden kann), sondern in die Zeit, wo der menschliche Körper noch die größte Bildungsfähigkeit hat, wo man bisher in dem Knaben, auf glühendheißen Schulbänken, den Drang nach Bewegung, die Aufforderung der Natur, sich körperlich zu bilden, gewaltsam unterdrückte, und die eine Hälfte des künftigen Mannes, seine Grundlage, verpfuschte; in die Zeit endlich, wo Ausbildung der Körperkräfte die Ausbildung des Geistes unterstützt, und wo die dunkelgefühlte, von der Natur erhaltene Bestimmung des Mannes, Beschützer und Vertheidiger zu seyn, ohnedem schon in der Vorliebe für eine Waffe und für Soldatenspiele sich ausspricht!

Warum diese Zeit der größten Bildungsfähigkeit nicht benutzen? warum der Aufforderung der Natur nicht folgen, und zweckmäßig diesen Knabentrieb beschäftigen, um den Knaben zum wahrhaften Manne zu machen?

Die Vernachlässigung dieser Körperbildung rächt sich grausam durch eine auffallende Plumpheit und Schwerfälligkeit des Körpers und Indolenz an den untern Ständen, an den höhern durch eine

am Manne widerliche, schwächliche Unbeholfenheit, Zaghaftigkeit und Feigheit, von der man gewiß nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: sie sey nebst dem Egoismus, der das Ganze zu Grunde gehen sehen kann, wenn er nur mit einem blauen Auge wegzukommen gedenkt, die Quelle eines unmännlichen Sklavensinnes in den meisten neuern Nationen! Wer keine Waffe zu handhaben weiß, beugt sich auf eine unwürdige, dem Sieger selbst verächtliche Art, im Gefühl seiner Schwäche und Wehrlosigkeit, in den Staub, oder macht Gebrauch von der Politik der kleinen Hündlein, wenn sie das Zusammentreffen mit einem größern, von etwas zu ernsthafter Miene, nicht vermeiden können. Die Klugheit, welche die Furcht überwindet, schwänzelt mit erzwungener Freundlichkeit während der lästigen Ceremonien der Bekanntschaft, und schleicht sich je eher, je lieber, mit guter Manier wieder hinweg, herzlichfroh der Gefahr entgangen zu seyn!

Man theile die Zeit in den öffentlichen Schulen, und benutze den einen Theil zum Unterricht über die Pflichten des Christen und des Staatsbürgers, und den andern, der bisher einem gedankenlosen Stillsitzen gewidmet war, wende man zu körperlichen Beschäftigungen an, die diesen Unterricht unterstützen. Man beschäftige die Mädchen, und lasse sie für die Knaben, die künftigen Beschützer ihres künftigen Haushalts, spinnen, nähen und stricken; man beschäftige die Knaben, und übe ihre Muskelkraft, indem man sie balanciren, laufen, springen, schwimmen, sich zur Erde werfen und wieder aufspringen, sich in geschlossene Glieder versammeln, und wieder vertheilen lehrt; man gehe stufenweise mit diesen militairischen Vorübungen fort, gebe ihnen Waffen in die Hand, übe sie in jeder Jahrszeit und bey jeder Witterung; so wird man nicht nur Wohlthäter an der Gesundheit vieler Tausende werden, blühende Wangen, und jenes frohe, den Men-

schen so beglückende Gefühl der Körperkraft und der Körpergewandheit allgemeiner machen, sondern man wird auch ohne den mindesten Nachtheil für bürgerliche Gewerbe, ja zu ihrem größten Gewinn (denn jedes verlangt einen rüstigen gewandten Mann), eine Menge Streiter erziehn, die auf den ersten Ruf bereit seyn werden, das ihnen werth gewordene Vaterland und den eigenen Heerd zu vertheidigen! Sie werden es mit einem Muthe und mit einem Nachdruck thun, dessen unsere armen Vaterlandsvertheidiger aus unsern militairischen Zwingern nicht fähig sind. Die Armen! bey denen man damit beginnt, daß man sie wie Verbrecher aus dem Kreise ihrer Familien reißt, und sie nach der Garnisonstadt schleppt, wo sie vor ihren künftigen Despoten wie Verbrecher mit Furcht und Zittern und mit Verwünschung ihres Schicksals erscheinen! — denen man zur Entschädigung für tausendfältige Aufopferungen eine jämmerliche Idee in den Kopf prägt (so wie man ihnen, wenn man sie mit Ruthen peitscht, eine bleierne Kugel zwischen die Zähne giebt): „sie seyen nun Fürstendiener, und als solche weit über ihre unmontirten Brüder erhaben;“ — die man nun, geimpft mit diesem Blatterngifte militairischer Brutalität und in sklavische Drahtpuppen umgeschaffen, bey einem kärglichen Lebensunterhalt dem halben Müssiggange weiht, und durch Mißhandlungen und Herabwürdigungen aller Art moralisch verschlechtert!

Man sage mir, woher in diesen Menschen warme Vaterlandsliebe, williger Gehorsam und militairischer Muth aufs Gefühl des eigenen Werthes gegründet, woher der edle männliche Stolz bey ihnen kommen sollte, der den einzelnen beleben, und in ein harmonisches Ganzes, durch weise Führer vereiniget, den zweifelhaften Sieg erringen muß?

Vom Erringen des Sieges kann bey so gebildeten Truppen nicht die Rede seyn. Man läßt die Maschine los, der Soldat lauscht, ob der Versuch gelinge; sie stockt durch die Schuld ihrer Dirigenten, und er sieht sich als Individuum verloren *). Der Trieb der Lebenserhaltung ist stärker, als der durch den Stock erzwungene Gehorsam; die Stimme des Vaterlandes ist nie zu den Ohren dieser Miethlinge gedrungen; herzlos und für alles andere gefühllos, außer für ihre Lebenserhaltung, laufen sie davon.

Das ist die Geschichte unserer neuern deutschen Schlachten, nur dadurch und durch den Mangel an Achtung und Vertrauen des gemeinen Mannes zu seinen Führern, lassen sich so gänzliche Auflösungen erklären, wie wir nach dem 14. October sahen!

Wenn es im Einzelnen anders war, wenn es Ausnahmen gab; so beweist dieß nichts weiter, als daß einzelne Führer eine rühmliche Ausnahme machten, und daß der gemeine Soldat besser ist, als man ihn nahm und behandelte, daß er für etwas Besseres empfänglich war, als man bisher glaubte; es beweist: daß man mit aller der gesetzlichen Barbarey unserer militairischen Institute das nicht gänzlich unterdrücken und zerstören konnte, was der von allen Instituten unabhängig wirkende Zeitgeist

*) Daß die Infanterie der französischen Armee erst durch das Tirailliren geübt wird, ist gewiß vortheilhafter für ihre Bildung, als unsere Methode, den angehenden Soldaten sogleich in Reih und Glied einzupressen. Durch jene erweckt man den persönlichen Muth, durch diese unterdrückt man ihn. Gerade als wenn man den Soldaten nur hinter Verschanzungen üben wollte, der auf einem freyen Terrain agiren soll. „Auf sich selber steht der Mann ganz allein,“ dieß lernt der nicht, der zwischen Vorder-, Hinter- und Nebenmännern eingepreßt, sich nur in Verbindung mit diesen sicher und wirksam denken lernt. Wie viel würden auch hierin gymnastische Uebungen in der Jugend wirken!!!

aufgebaut hatte! Seine Macht, mächtiger als die aller Gesetze und Institute, ist noch der einzige Trost für den denkenden Menschen, dem die sittliche Vervollkommnung und überhaupt das Besserwerden in der Welt am Herzen liegt. Sein Wirken in der Stille untergräbt den gesetzten Damm, und verschlingt ihn endlich in seinem reissenden Strudel, nach dessen Vorübergang seine neue, im Stillen vorbereitete, Vegetation sichtbar wird.

Es läßt sich also auch erwarten, daß das bisherige militairische System in den deutschen Staaten durch seinen letzten, unglücklichsten aller Erfolge, den letzten Stoß erhalten haben, und daß man bey einer neuen Organisation des Preußischen vorzüglich auf Abschaffung aller der Barbareyen Rücksicht nehmen wird, die noch immer das Lieblingssystem einiger zu seyn scheinen, die, in ihrer eigenen Roheit, sich nur in Mißhandlungen ihrer Untergebenen groß und achtungswerth fühlen; es läßt sich um so mehr erwarten, da man allgemein versichert, daß ein besserer Geist bereits unter den Jüngeren des Officiercorps Wurzeln gefaßt habe.

Wie die preußische Armee im schlesischen Kriege bey Mollwitz z. B. manövrirte „wie auf dem Paradeplatze" und Schlachten gewann; so wird sie wahrscheinlich nie wieder manövriren, und bey der jetzigen Gestalt des Kriegs durchs Manövriren allein keine Schlacht wieder gewinnen. Noch einmal ein Schauspiel dieser Art darzustellen, was durch gleiche Mittel erzwungen wäre, ist vergeblich, und hat, genau betrachtet, wenig Werth. Es gehören Menschen von diesem niedrigen Culturgrade, von diesen Begriffen, von diesem sklavisch-frommen Sinn als Gemeine und Officiere von dieser bürgerlichen Imposanz dazu, wie sie damals beyde waren. Jene waren gerade nur fähig, mit Hülfe des Stocks,

der aufmerksam und willig machte, ohne zu empören, zur Maschine dressirt zu werden, die, ohne selbst recht zu wissen, was mit ihr vorgehe, (ohne ein moralisches Medium als Triebfeder) die eingebläute Mechanik übte, so wie der Bär, unbekümmert um den Beyfall seiner Zuschauer, bloß vom Stocke getrieben, im Kreise tanzt. Diese damals noch von einem mächtigen Zauber, Ehre, ergriffen, gewannen es über sich, dem Tod dreist ins Auge zu schauen, und ersetzten durch diese moralische Besonnenheit das zur Bewegung der Maschine nöthige Leben, und so ging es, wohlgemerkt, Feinden gegenüber von derselben physischen und moralischen Schwerfälligkeit. Keine dieser Bedingungen aber findet gegenwärtig mehr Statt; weise also ist es, diesen veralteten Kram aufzugeben.

Den größten Theil des französischen Militairs setzt ein moralisches Prinzip in Bewegung: Ehre der französischen Waffen, Ehre der französischen Nation. Es erhält Ordnung in Reih und Glied, es erstürmt Schanzen, es wiederholt die zurückgeschlagenen Angriffe; den russischen Soldaten treibt der Stock und die Aussicht auf ein Glas Brauntewein; auf ihn paßt noch unsere heutige Militairerziehung, der sie an den Ufern der Weichsel keine Schande gemacht haben; der deutsche Soldat steht in Rücksicht seines Culturgrades zwischen beyden, und, wie ich glaube, in den meisten, hauptsächlich nördlichen Provinzen, dem Franzosen ziemlich nahe; auf ihn paßt jene alte Barbarey nicht mehr! Sie kann nur dazu dienen, seine moralischen Qualitäten zu unterdrücken, während sie zugleich die Absicht jener blos mechanischen Erziehung vereitelt, folglich etwas erzeugt, was weder kalt noch warm ist. Man muß ihm Achtung und Liebe einflösen, seinem Ehrgefühl und seiner Vaterlandsliebe unter die Arme greifen, auf diesem Wege muß man ihn wieder Schlachten gewinnen lehren;

wer

wer dieß nicht einsehen kann, muß selbst noch hinter seinem Zeitalter zurück stehen.

Es fällt von selbst in die Augen: die Hauptsache beruht auf dem Corps der Officiere, der Bildner und Führer des gemeinen Soldaten. Man sagt: ein guter General könne bald eine gute Armee bilden; aber umgekehrt sey es nicht der Fall! Man hat Recht: Von der Güte und Brauchbarkeit des Officiercorps (einzelne können nur Ausnahmen machen, den Geist des Ganzen aber nicht verändern) hängt die Güte und Brauchbarkeit des Soldaten der ganzen Armee ab. Man ist darüber bereits auch so einverstanden, daß man ohne Widerrede die guten oder schlechten Verrichtungen dieser auf Rechnung jener schreibt. In der Zeit unseres tiefen Friedens, wo man den Soldatenstand meist nur nach den hübschen bunten Uniformen und nach der größern Licenz seiner Sitten würdigte, und nach der Beschaffenheit des eigenen respektiven Geschmacks entweder Liebhaber des Militairs war, oder es geringschätzte, in dieser Zeit hab ich viel mit und unter dem Militair gelebt; ich habe beobachtet, und ich darf es sagen: daß ich wenige unter den Söhnen des Mars gefunden habe, welche die Forderungen ihres Gottes gekannt und anzugeben gewußt hätten, was an Kenntnissen und Wissenschaft zu einem Officier erfordert werde; ich habe äußerst wenige gefunden, die sich für ihre militairische Bildung ein Ziel gesteckt, und es durch eine Reihe ernstlicher Anstrengung zu erreichen gesucht hätten, alles lief auf ein wenig Wachtparaden- und Garnisondienst hinaus, darauf beschränkte sich der größte Theil.

Ich sah Junker zum Regimente kommen, die oft nicht viel besser als die Bauernknaben ihres Dorfs unterrichtet waren, weiter keinen Unterricht genossen, und ihren Zweck: Officier zu werden, nicht verfehlten, sobald die Reihe an sie kam! Ich

habe Junker gekannt, für die ein Multiplikations-Exempel mit 3, 4 Ziffern im Multiplikator eine ungeheuere Arbeit, ein wahrer ritterlicher Drachenkampf war, während dem ihnen die Schweißtropfen auf die Stirne traten, die das Leichteste des Dienstes nur schwer begreifen konnten, die schlechterdings keinen andern Beruf zum Soldaten hatten, als den: daß ihre Ahnherren Uniform trugen; und ich sah sie Officiere werden, wenn ihre Zeit kam, so leer und schwerfällig ihr Kopf auch immer seyn mochte. Es sind mir manche fähige, helle Köpfe vorgekommen, die das alles (wie es denn auch darnach ist) nur spielend lernten; aber auch weiter nichts für ihre Bildung thaten, und von ihren Vorgesetzten weder gekannt, noch zum militairischen Studium angehalten wurden, wenn sie nur proberecht und parademäßig einher gingen; ein netter Officier hab ich oft, ein geschickter Officier sehr selten rühmen hören. Sobald der ersehnte lange Degen statt des Pallasches die linke Seite zierte, hatte es vollends mit Allem, was wie Lernen aussah, ein Ende. Die jüngern Officiere beschäftigten die tägliche Wachtparade, die Tanz- und Lustpartien der Stadt, die hübschen Mädchen, ihre eigene Figur und der Spiegel, vor welchem man sich mit vieler Sorgfalt putzte, um von Damen und Vorgesetzten das fast einzige interessante Lob einzuärnten, vollauf — allenfalls wurde ein Roman gelesen, Tag für Tag ein wüstes Leben getrieben, und die Dii majores schienen kaum für etwas weiter zu leben, als für die Freuden der Tafel, für die behagliche Ruhe des Alters oder für die Zerstreuungen des Spieltisches, und alle gelangten zum Ziele ungefähr auf die Weise, wie die Zuschauer aus dem **ger Theater, aus Parterre und Logen, über den schmalen langen Gang hinweg, nach Hause gehen. Zwischen den Vorausgehenden und Nachfolgenden eingepreßt, im

Rücken gedrängt, von Vorne aufgehalten, tröstet sich ein jeder, es wird an ihn kommen, aus der Thüre in die freye Luft zu treten, wenn die vor ihm herausgetreten seyn werden; man merkt, daß es zu nichts nützen werde, vorwärts zu streben, und der Drang im Rücken bürgt dafür, daß man nicht stehen bleiben werde; man macht also mechanisch seine Schrittchen nicht größer und nicht kleiner, nicht geschwinder und nicht langsamer wie die übrigen, und man kommt hinaus, ohne eine andere Anstrengung und ohne ein anderes Verdienst, als das: die Beine untergesetzt zu haben! Und dabey haben denn die jungen Herren, das ist wahr! volle Zeit, seitwärts durch die halboffnen Thüren in die Logen zu spielen, mit den Mädchen zu schäckern, die der Zufall oder der eigene Wille in den Zug gebracht hat, und sonst noch allerhand langweilenden Spaß zu treiben, der auf dem Wege einer ernstlichen Anstrengung unterbleiben müßte. Ich darf es sagen, daß ich am Militair in der Regel fast nichts, als einerseits Barbarey und Sklaverey, und anderseits Müssiggang, Unwissenheit und Libertinage gesehen habe. Man versah den Garnisondienst, exercierte ein wenig; an den großen Beruf, mit so mancherley Aufopferungen, selbst mit Aufopferung seines Lebens, die heimischen Gesetze, die väterlichen Gränzen, den Heerd und den Wohlstand seiner Mitbürger zu schützen, daran dachten wenige, darauf bereiteten sich wenige ernstlich vor, und alle forderten den Tribut dafür, eine Achtung, die an kriechende Verehrung gränzte, (und die man ihnen, wenn man ihr Wesen so mit ansah und den innern Gehalt würdigte, nicht freywillig zollen konnte), aus gewohnter Anmaßung.

So konnte es nicht länger Bestand haben. Es sind Armeen geschlagen worden, aber keine wie die preußische am 14. October. Keine hat ihre innere schlechte Beschaffenheit, ihren Mangel an mo-

ralischem Gehalte so offen dargelegt, als sie. Jemehr das, was jeder mit gesunden Augen sah, und folgerecht erwarten konnte, wenn's zum Treffen kam, gegen das abstach, was man, vom Weine erhitzt, selbst versprach; je größer die Demüthigung war, die darauf erfolgte; je stürmender das Unglück hereinbrach, desto empfindlicher rächte sich der Unmuth des Bürgers an dem ganzen Stande, und ich zweifle, ob die eingetretene oder vielmehr lebhafter gewordene Disharmonie zwischen dem Nähr- und Wehrstande (denn da war sie schon) durch ein Ehrenreinigungstribunal allein gehoben werden möchte *).

Der Wehrstand will die verlorne Achtung, nach Beendigung der Geschäfte dieses Tribunals, wieder fordern, und fast scheint es mit der Drohung: jeden hinter die Ohren zu schlagen, der dieser Forderung nicht Folge leiste, ernst zu werden; — man vergißt es, daß Achtung sich nicht fordern und nicht erzwingen läßt. Sie ist ein Geschenk mit der besondern Eigenheit, die sie vor allen andern Geschenken voraus hat; daß das Verdienst sie nicht zu fordern braucht, sondern daß sie freywillig ihm dargebracht wird, und daß die Forderungen des Nichtverdienstes vergeblich sind. Das moralische Gepräge jedes einzelnen Würdigen bedarf des Gerichtes nicht, und einem ganzen Stande die verlorne Achtung wieder zu geben, reicht es nicht zu, besonders bey dem Umstande, der schwerlich

*) So gewiß, wie man im preußischen Militair manche, gegen andere gleichartige Truppen gehalten, viele geschickte, und was persönliche Bravour anlangt, sehr viele muthige, ehrgeizige Officiere antrifft, so gewiß ist es doch auf der andern Seite, daß, so wenig, nachdem Luther da gewesen war, der Catholicismus mit der Hierarchie wieder aufkommen konnte, so wenig wird nach dem Jahr 1806 das preußische Militair seine alte Würde, seinen Vorrang und seinen Kastensinn wieder erlangen. (??)

Vertrauen erwecken möchte: daß er sein eigener Ankläger und sein Richter zugleich ist. Das erste kann man nicht wohl seyn! An ihren Werken sollt ihr sie erkennen; da wo es Noth thut, ist es das einzige Rettungsmittel: in Mutterleib zurückkehren und von Neuem gebohren werden!

Niemand, in welchem Stande es auch sey, wird ohne mannichfaltige Anstrengungen und Uebungen des Kopfes brauchbar werden, selbst das Genie will seine Feile haben, und zum Officier, wie er seyn soll, gehört nicht nur ein heller, offner Kopf, sondern auch eine Bildung durch mancherley Kenntnisse, folglich durch ein sehr ernstliches Studium. Was man „den Dienst kennen" nennt, macht noch lange nicht den Officier; so wenig wie der schon einen Brief schreiben kann, der nach Vorlegeblättern die Schriftzüze hat machen lernen. Für beyde Fälle sind dieß blos die Buchstaben, der Buchstabe tödtet, der Geist aber ist's, der lebendig macht. Wer in Allem, was zum sogenannten Dienst gehört, bey einiger Anstrengung in zwey bis drey Monaten, nicht Meister werden kann, wird besser thun und der Welt nützlicher werden, wenn er Schuhe machen lernt, oder sonst ein nützliches Gewerbe treibt, zum Officier taugt er nicht, die Natur giebt nur eine Ausstattung, die Ansprüche erheben darf: Talent und Fähigkeit! Wer sich für seine militairische Bildung auf den sogenannten Dienst allein beschränkt, ohne nach anderer Nahrung zu verlangen, und ohne in sich selbst noch etwas zu finden, mag allenfalls einen guten Corporal und Exerciermeister vorstellen; ein Officier, der seine Blicke auf den Commandostab wirft, oder bey einzelnen Gelegenheiten kleinere und größere Detaschements mit Ehren befehligen will, muß sich für seine militairische Bildung ein höheres Ziel stecken, für den muß der Dienst blos Nebensache seyn, wie für den die Schriftzüge blos Nebensache sind,

der im schriftlichen Vortrage der Gedanken sich übt.

Der kleinmüthige Glaube: „ein General müsse geboren und könne nicht gebildet werden,“ scheint durch die betäubenden Thaten des Größten unserer Zeit abermals neue Stärke zu gewinnen, und dem militairischen Fleiße nachtheilig zu werden. Von dem Betäubenden dürfen wir etwas abrechnen, wenn wir auf seine bisherigen Gegner sehen, allein sollte das Uebrige blos Frucht seines Genies, nicht auch seines Jugendfleißes seyn?

Ich gebe gern zu, daß nicht jeder Menschenkopf in einen Generalshut passe, was man bisher geglaubt zu haben scheint, da man ihn der Reihe nach auf alle drückte, die alt genug wurden, und so eine Art von militairischer letzter Oehlung daraus machte; — ich gebe gern zu, daß nicht jeder Prinzenkopf hineinpasse, es muß natürliches Talent und Fähigkeit da seyn, bey deren Vertheilung die Natur eben so wenig auf Stand und Geburt Rücksicht nimmt, als sie jeden zum Empfänger macht; allein, daß man sich im Besitze natürlicher Gaben ruhig aufs Ohr legen könne, und dem vergeblichen Bemühen anderer mit spöttischem Lächeln nur zuzusehen, und wenn die Zeit kommt, wie die neugeborne Fliege blos die Schwingen noch ein wenig zu putzen brauche, um sogleich als fertiger General emporzufliegen, ist eben so thöricht, wie die stillschweigende Voraussetzung: daß das Alter den Soldaten, wie den Wein gut mache! Talent und Studium müssen sich vereinigen, den General zu bilden, und die Zeit oer Praxis muß nicht in das Alter fallen, wo der Geist unter der Last des Körpers erliegt, wo Körperschwäche, Schwäche der geistigen Thätigkeit zur Folge hat, und wo auf einige rüstige Augenblicke zehn schwache Stunden folgen, wo selbst die mächtigste Triebfeder menschlicher Handlungen, Ehrgeiz, unter dem Bedürfniß der Ruhe und der

Altersgemächlichkeit erschlafft; sondern in die Jahre, die man bey ungeschwächter Körperkraft die besten nennt. Der rüstigste General unseres Jahrhunderts hat, wie wir alle wissen, seine Jugendzeit mit eiserner Anstrengung zu seiner Bildung benutzt, und vielleicht liegt der Grund davon, daß er jetzt alle seine Gegner übertrifft, zugleich mit darin, daß er in seiner Jugend an Fleiß und ernsten Studium alle seine Cameraden übertraf, und dem Mars mehr wie der Venus huldigte.

Civilverfassung, Immediat-Commission.

Ich finde dieses neu eingerichtete Organ der Staatsverfassung, einen Präsidenten an der Spitze, sehr zweckmäßig. Dadurch ist der Antagonismus zwischen Cabinet und Ministerium gehoben, den ich im zweyten Theil rügte. Was aber den militairischen und Civil-Gouverneur für jede Provinz betrifft; so sehe ich in ihrer Ernennung den Saamen zu neuen Streitigkeiten zwischen diesen Behörden ausgestreut. Ein jeder dieser Gouverneure wird die Provinz beherrschen wollen, sie werden sich entgegen wirken, und statt daß künftig Bürger und Soldat nicht mehr solche scharfgetrennte Stände seyn sollten, wird der Militair-Gouverneur alles anwenden, diesen verderblichen Unterschied zu erhalten.

Ich glaube überhaupt nicht, daß es gut ist, wenn man nicht, wie der Sultan in Constantinopel, ein Aussaugungs- statt eines Regierungs-Systems einführen will, zur Verwaltung einer Provinz zwey Chefs anzustellen.

Wir bedürfen zur Verwaltung eines Staats Organe zur Auffindung der Regeln, welche wir zur Bestimmung unserer gegenseitigen Verhältnisse als Staatsbürger aufstellen wollen (Gesetze). Wir bedürfen andere Werkzeuge, um diese Regeln stets beobachten und ausüben zu lassen; wir bedürfen

endlich eines Regenten, der jene Regeln prüfen läßt, und sie als solche sanktionirt, und zugleich ein wachsames Auge auf diejenigen Organe hat, welche sie in Ausübung bringen sollen. So sehr verschieden die Gesetzgebung von der Ausübung derselben ist, so sehr getrennt sollten die Behörden im Staate seyn, welche die Gesetze auffinden, prüfen, und zur Sanktion vorlegen, oder welche sie in Ausübung bringen.

Wie sehr hat man in Preußen hierin gefehlt. Gesetzgebung und Ausübung lag vermischt unter einander im Generaldirektorio, im Justizministerio, im Staatsrath und im Cabinet, auch manche Kammern verfügten oft Polizeygesetze ohne weitere Anfrage. Diejenigen, welche Entwürfe zu Landesgesetzen einreichten, hatten sie bald aus Büchern über andere Staaten geschrieben, oder aus ihrer Phantasie entnommen, oder sie waren ohne alle Lokalkenntniß von einem kranken Gehirne ersonnen. Manche wurden höhern Orts verworfen, manche erhielten aber die Sanktion, konnten aber nicht ausgeführt werden, und dann legte man sie bey Seite, oder es wurde nach dem Gutachten der Unterbehörden eine Deklaration ertheilt, welche jenes Gesetz größtentheils aufhob. Ich könnte hier viele solche Gesetze nennen, jedoch nur 1 für Hundert: ich nenne das Religions-Edikt.

Die dabey zum Grunde liegende Idee war recht gut. Man sah die Verdorbenheit des Zeitalters im schnellen Wachsen; man dachte sich in die Zeiten Friedrich Wilhelm I. zurück; man wollte durch die Religion dem Unwesen Einhalt thun, und erließ desfalls dieß lächerliche Gesetz im achtzehnten Jahrhundert, unterdeß der größte Theil der Obern fortfuhr, im Schlamm der höchsten Unsittlichkeit fortzuleben. Die erhitzte Phantasie dessen, der dieß thörichte Edikt ausgeheckt hatte, kannte nicht den hohen Grad der Irreligiosität und

Unsittlichkeit, der im ganzen Volke, so wie in den Volkslehrern, schon festen Fuß gefaßt hatte. Gesetze geben, die dem Zeitgeiste, den Sitten und der öffentlichen Meynung widersprechen, ist die größte Thorheit, welche man begehen kann; positive moralische Regeln da ertheilen wollen, wo gar keine Moralität mehr ist, nützt nichts, in solchen Fällen muß Beyspiel der Regenten und Nationalerziehung einen besseren moralischen Zustand herbeyführen. Die Gesetze sollen die Verhältnisse der Staatsbürger unter einander bestimmen; ist es nicht weise, die besten Köpfe unter ihnen, selbst durch die Masse erwählen zu lassen, welche diese Verhältnisse kennen, und also auch die besten Regeln zu ihrer Bestimmung anzugeben wissen?

Daher sollte man in jeder Provinz Comiteen von allen Volksklassen ernennen lassen, welche die zu ertheilenden Gesetze der Immediat-Commission in Vorschlag brächten, welche dann vom Könige sanktionirt, und den ausübenden Behörden zur Vollziehung übersandt würden. Diese sollten keine Collegia mit Ausnahme der Regierungen (Justizbehörden) seyn, sondern unsere Kammer-Direktionen, Land,- Steuer- und Justizräthe sollten in einem Tage in andere Werkzeuge umgeschaffen werden, da sie sich einander gegenseitig beschränken, widersprechen, die Sachen in die Länge ziehen, und die Gesetze viel zu langsam in Anwendung bringen. Natürlich müßten die Magisträte in den Städten auch eine andere Form erhalten, so wie die Dorfgerichte auf dem Lande. Zuerst wären alle Fora privilegiata zu kassiren, und in der Justiz drey Instanzen, so wie bisher in allen Sachen, bestehen zu lassen. In jedem Kreise werde ein Kreisgericht etablirt; die zweyte Instanz wäre die Provinzial-Regierung, die dritte das Tribunal.

Statt des Civil- und Militairgouverneurs müßte nur ein Gouverneur an der Spitze der Ge-

schäfte in der Provinz stehen, welcher der Immediat-Commission untergeordnet wäre, und dem alle exekutive Gewalten, keineswegs aber die Stände und ihre Comiteen, untergeordnet wären. Statt der Kammern hätte jeder Kreis einen Hauptmann, als Chef, in allen Militair-, Finanz- und Polizeysachen, dem eine hinreichende Anzahl Polizey-Soldaten zu Gebote ständen, durch welche er auch die Urtel der Gerichtshöfe exekutiren ließe. In jedem Kreise existirte nur eine Kasse, und in der ganzen Provinz wäre nur eine Provinzialkasse; alle Post-, Accise-, Zoll-, Polizey- und andere Unterbedienten ständen unter ihm, eben so die Domainenbeamten. Ihm werden nur zwey Sekretaire und ein Calculator gehalten. Die Magisträte würden aufgelöst; die städtsche Justiz zu dem Kreisgerichte verwiesen; die Polizey nach Verschiedenheit der Umstände von einem Direktor allein, oder von einem Chef und mehreren Unterbedienten verwaltet. Die Verwaltung der Kämmereygüter würde den städtschen Repräsentanten unter Aufsicht des Kreishauptmanns übergeben. Auf jedem Dorfe würde ein Polizeygericht etablirt, und dazu die Klügsten zu Schulzen ernannt. Sämmtliche Kreishauptmänner ständen unter dem Gouverneur und übten die Gesetze aus. Alle diese Ausübungswerkzeuge müssen sich mit keiner Gesetzgebung befassen, sie wären als bloße Werkzeuge anzusehen.

Dagegen müßten die aus allen Klassen der Staatsbürger erwählten Stände einen engeren Gesetzgebungs-Ausschuß ernennen, die weisesten, erfahrensten Subjekte dazu auswählen, welche sich dann in einem Collegio vereinigten, in demselben über die zu erlassenden, zu verbessernden, oder abzuschaffenden Gesetze sich berathschlagten, und darüber nach den mehrsten Stimmen entschieden. Natürlich müßten die Mitglieder, so wie der Präsident dieser Kammer oder Landschaft, (der Name

ist gleichgültig) den Rang vor der ausübenden Dienerschaft haben, da der Geist mehr ist, wie das Instrument, welches er regiert.

Ich würde nicht dafür stimmen, daß die allerhöchste Behörde (jetzt Immediat-Commission) in Rücksicht der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt getrennt würde, wenn sie sich auch bey beyden Gegenständen in Sektionen theilte:

a) für das politische;
b) für das militairische;
c) für das juristische;
d) für das geistliche;
e) für das finanzistische;
f) für das polizeyliche

Fach; so müßte doch ein Chef allen diesen Branchen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt vorstehen, der dem König Vortrag zu machen und seine Sanktion einzuholen hätte. Ich würde aber auch bey dieser höchsten Behörde nur die kollegialische Verhandlung bey der Gesetzgebung, was aber die Ausübung anlangt, diese nur bey juristischen nud geistlichen Sachen vorschlagen, in allen übrigen müßte nur ein Vorsteher bey allen politischen, militairischen, finanzistischen und polizeylichen Gegenständen der Staatsverwaltung unter Aufsicht des Premierministers ernannt werden. Die Trennung der gesetzgebenden von der ausübenden Gewalt, und die Vereinfachung der letztern, halte ich aus folgenden Gründen für nöthig:

1) Wir finden, durch die Erfahrung bestätigt, daß der denkende genialische Kopf, der die Idee gebiehrt, höchst selten zu ihrer Ausführung und energischen Aufrechthaltung etwas taugt. Umgekehrt sind die pedantischen strengen Exekutoren der Gesetze selten im Stande, Ideen zur Welt zu bringen. Das Unglück des preussischen Staats und sein Untergang, das Verkehrte, welches die besten Köpfe in seiner Staatsverwaltung gefun-

den haben, hat darin ganz besonders seinen Grund, daß die an Ideen reichen Köpfe regiert werden, und von den sogenannten Geschäftsmännern, (solche, welche eine ihnen mitgetheilte Idee auffassen und verarbeiten, dann aber pedantisch in Ausübung bringen), Befehle annehmen sollten. Dieß ist die verkehrte Ordnung der Natur, wenn das Geschöpf dem Schöpfer Vorschriften geben will. Auf der andern Seite, wenn der Zufall einmal ein Genie auf einen hohen Posten brachte, mit welchem gesetzgebende und ausübende Gewalt verbunden war; so pflegte das Genie, wie es gewöhnlich bey ihm der Fall ist, seine Ideen den vorhandenen Gesetzen unterzuschieben, es an einer ordnungsmäßigen Ausübung dieser aber fehlen zu lassen, woraus Verwirrung und Unordnung in allen Theilen der Staatsverwaltung die Folge war, und nothwendig seyn mußte.

2) Es ist eben so sehr ein durch die Erfahrung bewährter Satz: daß die Idee eines einzigen guten Kopfs, wenn sie in allen ihren Theilen und Folgen nicht durchdacht und bestritten wird, zum Gesetz erhoben, selten etwas taugt. Daher paßt das kollegialische Verfahren zur Ertheilung neuer Gesetze und nöthiger Formen vortrefflich, so nachtheilig diese Behandlungsart im Gegentheil für die Ausübung der Gesetze wird. Diese muß durchaus in der Hand einzelner, verständiger, energischer und ordnungsliebender Männer seyn, wenn nicht die Gesetze verletzt, umgangen oder gemißdeutet, und daher überflüßig gemacht werden sollen.

3) In der Ausübung der Justiz liegt im Grunde eine auf die einzelnen Staatsbürger sich erstreckende spezielle Gesetzgebung, Anwendung allgemeiner Bestimmungen der bürgerlichen Verhältnisse auf spezielle Fälle. Hier tritt also auch

das kollegialische Verfahren nothwendig ein. Die ertheilten Sentenzen müßten aber den Kreishauptleuten zur schnellen Execution übergeben werden. Die Justizbedienten selbst taugen nie etwas zur Execution, weil sie ihren bedächtigen langsamen Gang nie ablegen und ablegen dürfen, weil sie sonst aufhören würden, gute Justizbedienten zu seyn.

Aus Obigen geht hervor, daß die Gesetzauffindung von den klügsten Köpfen in der Nation geschehen; die Gesetzertheilung und die Ausübung derselben ihren Grund in der einem Einzigen ertheilten obersten Staatsgewalt haben; die eigentliche Handhabung der Gesetze durch Delegation von der obersten Staatsgewalt auf ihre Diener übertragen werden solle, welches die kräftigsten, muthigsten, und solche Staatsbürger seyn sollen, welche Pünktlichkeit und Ordnung lieben.

Es versteht sich von selbst, daß man der ausübenden Dienerschaft gewisse feste allgemeine Schranken ihres Wirkens ziehe, daß man sie aber darin unter der Bedingung der Verantwortlichkeit sich frey bewegen lassen, und sie nicht immer im Gängelbande spezieller Instruktionen führen müsse. Man wähle rechtschaffne Männer, dann darf man sie nicht bey den speziellen Fällen instruiren, dann vertraue man ihnen aber auch, und laure nicht auf jeden ihrer Schritte. Fehlt einer gröblich, dann lasse man auch die ganze Strenge der Gesetze über ihn ergehen. Es war ein großer Fehler der preussischen Verfassung, daß ein dauerndes Mißtrauen der Regierung auf allen Schritten ihrer Untergebenen lastete; daß man keinem einen bestimmten Wirkungskreis verlieh, in dem er die Folgen seiner Thätigkeit und seines Fleißes gesehen, ihn daher lieb gewonnen hätte. Es war sehr fehlerhaft, daß man Ausländer und Fremde an der Regierung einer Provinz Theil nehmen ließ, die sie we-

der sammt ihren Eigenheiten kannten noch liebten. Man sah diese Beamten als Maschinen und Instrumente des Geistes an, der von oben kommen sollte, zuweilen aber ausblieb. Es war ein großer Fehler, daß man das Wenige, was von ständischer Verfassung noch vorhanden war, vernichtete, oder doch zu zerstören strebte. Freylich mußten die Grundherren nicht allein eine Stimme in der Gesetzgebung haben, dennoch war dieß besser, als daß man sich durch besoldete Diener, die oft aus der Fremde kamen, Gesetze für eine Provinz in Vorschlag bringen ließ, die sie nicht kannten. Wer hat zum Beyspiel den Pohlen seit 1793 bis 1806 Gesetze gegeben? Die preußische Dienerschaft, welche weder die pohlnische Sprache, noch die pohlnischen Sitten oder Lebensweise, am allerwenigsten aber die alten pohlnischen Gesetze kannte.

Ich frage nun: kann man einem Volke Gesetze geben, dessen bürgerliche Verhältnisse, Sprache und alte Constitutionen man nicht kennt? Es liegt eine Contradictio in adjecto in der Bejahung dieser Frage.

Alle sogenannte preußische Patrioten, so auch Ausländer, welche sich die Miene geben, als kennten sie die preußische Verfassung, schreyen jetzt ohne Unterlaß: Wie kann man so unbarmherzig eine Staatsform tadeln, aus welcher so viel Gutes hervorgegangen ist? wie kann man einen gebeugten Staat noch mehr beugen? u. s. w.

Ich finde dieß lächerlich; der preußische Staat hat eine hohe Cultur errungen, wer wird das bestreiten? Wodurch? durch Friedrichs Kopf! Aus diesem ging Gesetzgebung und Ausübung der Gesetze zugleich hervor, Preßfreyheit, Belebung des Handels und der Industrie, Unterstützung des Ackerbaues; kurz seine ganze Verwaltung mußte wohl eine hohe Cultur hervorbringen. Da Friedrich aber dem Staate keine Verfassung gab, sondern sei-

nem Nachfolger nur das Muster seiner Verwaltung zur Anwendung hinterließ; so war es sehr natürlich, daß, da dieser Nachfolger kein Friedrich war, auch die Verwaltung nicht die seyn konnte, welche es ehemals war. Hieraus ist alles Unheil entstanden. Den Grundsatz: einen gebeugten Staat muß man nicht noch mehr beugen, finde ich sehr gerecht. Was will man damit sagen? Man soll nicht von der Gelegenheit profitiren; man soll, da man sich noch vertheidigen könnte, nicht freywillig capituliren; man soll nicht zwey sich widersprechende Eide schwören, dem Besiegten und dem Sieger, um seinen Gehalt zu conserviren; man solle dem Sieger kein Staatseigenthum verrathen; man soll den König nicht vermögen, während des Kriegs neue Institutionen zu machen, wodurch das Unheil noch größer wird. Wer aber Mängel der Verwaltung aufdeckt, die schlechterdings, wenn sie Dauer haben, den Staat nicht wieder aufkommen lassen; wer Schandthaten vor den Richterstuhl der Publicität zieht, und das im Hintergrunde unbemerkt gebliebene Talent heraushebt, der beugt den Staat nicht, sondern er strebt nach seiner gründlichen Heilung. Es ist ein schlechter Arzt, der seinen am Krebsschaden leidenden Patienten nicht schneidet oder brennt, wenn er noch Hoffnung zur Genesung hat. Schimpft und schmäht ihn auch der Patient, der Wundarzt ignorirt es.

Man wird vielleicht jenen Plan zu einer bessern Organisation der Staatsverwaltung zu einfach finden, man wird zu wenige Organe angenommen wähnen. Freylich wird man finden, daß jene Organe für die ehmalige Gebirgslast von Geschäften, und für den weitläuftigen Gang ihrer Bearbeitung nicht hinreichen werden. Wenn aber (wie ich im nächsten Abschnitt zeigen werde) die Gesetze vereinfacht werden müssen; wenn man mehr Gleich-

heit unter den Staatsbürgern und ihren Rechten einführt; wenn man sich nicht mehr so ängstlich um alle Privatverhältnisse bekümmern wollte, deren wahre Bestimmung man den Interessenten selbst überlassen muß; wenn man nicht mehr die Unterbehörden im Gängelbande, voll Furcht, sie möchten einen Mißtritt thun, umherwandeln läßt; wenn man endlich so viele Unterbehörden vereinigt, die bisher getrennt waren; so wird man auch nicht mehr so vieler und mannichfaltiger Organe bedürfen, man wird unter ihnen eine bessere Auswahl treffen, und sie besser, wie ehemals, belohnen können.

Da war und ist noch jetzt für das Interesse des platten Landes ein Landrath vorhanden, er muß in der Regel ein begüterter Edelmann seyn. Wird dabey das Interesse der adlichen Bauern gewinnen? Der Städte wegen ist ein Steuerrath angestellt; wird er auch für den Nutzen des Adels arbeiten? Der Steuerrath soll darauf halten, daß die Städte keinen Mangel an Lebensmitteln haben, die Exportation des Getraides ist verboten, dem Landrath steht es aber zu, Landeigenthümern an der Grenze Bedarfs-Atteste über ihr angeblich erforderliches Brod oder Saatgetraide zu geben, unter welchem Vorwande sie denn einen Exportationshandel treiben. Wird der Landrath Bedenken tragen, diese Atteste zu ertheilen, da er Landgüther besitzt, und ihm die hohen Getraidepreise nicht gleichgültig sind? In den Cammern sitzen größtentheils adliche begütherte Räthe werden sie das Interesse adlicher Güther dem der Städte opfern? In den Justiz-Collegiis giebt es viele bürgerliche Räthe, der Haß gegen den Adel ist allgemein; wird der Bürger und Bauer in Dubio nicht immer Recht haben? Was resultirt? Der Regent muß nicht Behörden anstellen, die sich wechselseitig bekämpfen, er muß keine Beamten anstellen, deren Privatinteresse zuweilen dem öffentlichen geradezu

entgegen strebt. Kein Beamter muß adliche Güther oder Pachtungen besitzen; keiner muß bürgerliche Nahrung treiben dürfen; es müsse keine Prärogativen, keine so scharf getrennte Stände mehr geben. Dieß führt mich auf die in Anregung gebrachte

Aufhebung der Erbunterthänigkeit.

Die Regierung hat dabey auf alle Fälle die besten Absichten gehabt. Niemand kann den Satz bestreiten: daß ein Mensch nicht über die Freyheit seiner Nachkommen gültig und mit Recht disponiren könne. Es ist hart, an eine Erdscholle gebunden zu seyn, wenn es nicht freyer Wille ist, es hemmt die Entwicklungsfreyheit, und ist der Cultur im Wege.

Jedoch kann ich in das Geschrey so vieler Schriftsteller nicht mit einstimmen, welche in dem Edikt vom 9. Octbr. eine für den Bauernstand höchst wichtige Erleichterung und Begünstigung erblicken. Diese Philosophen haben keine richtigen Begriffe von den Verhältnissen des Bauern zu dem Grundherrn. Sie wähnen: Wenn jener nur für die Person ganz frey wäre, und die dinglichen Lasten seines Guths hätten dann kein Verhältniß zu seinem Werth; so würde er es wüste werden lassen, und sein Brod weiter suchen. Dieß scheint logisch-richtig zu seyn, es ist aber dem armen Bauer damit gar nichts geholfen. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit ist an und für sich gut, und ein kleiner Schritt zur höheren Cultur; ehe der Bauer aber sagen kann: ich bin frey, oder vielmehr, ich kann nach Willkühr durch meine Arbeit, wo ich will, mein Brod verdienen, hat es noch lange Zeit, besonders jetzt nach dem Kriege.

Soll dieser für die geringe Volksklasse glückliche Zeitpunkt der Freyheit eintreten; so muß eine so starke Nachfrage nach Arbeit seyn, daß der

Bauer nur darnach greifen darf. Diese wird nie anders hervorgebracht werden, als durch Commerz und Industrie, wie durch Produktion roher Produkte und deren Absatz ins Ausland: allein soll der Bauer wahrhaft frey seyn; so muß es keine privilegirten Stände, keine Zünfte, Zwangsmeilen, Bann- und Zwangsrechte, keinen Natural-Vorspann, keine Naturaldienste, keine Patrimonial-Jurisdiktion mehr geben. Es muß nur einen Stand geben, den eines Staatsbürgers; es muß vor dem Gesetz kein Vorzug gelten. Ob ich Schuhe und Stiefel, Kleider oder Leinwand mache; ob ich pflüge, ege oder schreibe, in den Krieg ziehe, predige, reich oder arm bin, daß muß einerley seyn. Es muß freylich freyer Wille bleiben: ob ich einem Andern Naturaldienste zu leisten übernehmen will oder nicht; die Cultur muß aber so hoch gestiegen seyn, daß sie dieses unglückliche Verhältniß des auf Grundgüthern haftenden Naturaldienstes nicht zuläßt. Durch Industrie und Gewerbfleiß muß nämlich für die arbeitende Klasse ein so hoher Verdienst entstehen, daß die Möglichkeit eintritt, die großen Landgüther kleiner zu machen, so daß der Besitzer sich im Stande sieht, sie durch eignes Gespann beackern zu lassen.

Wenn ich nun wohl einsehe, daß wir noch sehr weit von diesem glücklichen Zeitpunkt entfernt sind, und mich frage: welchen Schritt sollte die Regierung zuerst thun, um sich jenem Zustande zu nahen? so antworte ich auch: die Erbunterthänigkeit und die Patrimonial-Jurisdiktion, jedoch mit Entschädigung des Grundherrn, aufheben. Von dieser Entschädigung ist in dem Edikt keine Rede gewesen, und sie ist doch so gerecht als nothwendig: Reformen, die von oben herab in das Privateigenthum eingreifen, können nie ohne Entschädigung der dabey Leidenden geschehen, sonst verliert die Regierung alles Zutrauen. Es ist lächerlich, dage-

gen einzuwenden: wegen eines usurpirten Rechts könne man bey dessen Aufhebung keine Entschädigung verlangen. Die Erbunterthänigkeit ist mit allen ihren Folgen modo conventionis entstanden, durch gesetzmäßigen Titel und unter Garantie des Staats acquirirt. Wird sie schädlich befunden; so hebe man sie auf, entschädige aber den Beeinträchtigten.

Man ist schlecht unterrichtet, wenn man wähnt: die Erbunterthänigkeit habe in neueren Zeiten noch eine solche Härte mit sich geführt, als ehemals. Der Dienstzwang war zwar noch immer hart, hatte aber auch sein Gutes; alles übrige wurde aber in mäßigen im Gesetz bestimmten Geldsätzen abgemacht. Der Dienstzwang hatte viel Hartes aber auch etwas Gutes, das will ich beweisen:

Jeder Mensch sehnt sich eher nach Ruhe und Genuß, als nach schwerer Arbeit; bey der Menge von jungem Volke, besonders in Schlesien, welches unter dem Bauernstande von der Natur selbst größtentheils zum Ackerbau bestimmt ist, gilt diese Sehnsucht nach Ruhe und Genuß, so wie in höheren Ständen. Der Dienstzwang schob diesem einen Riegel vor, und hinderte, daß jene für den Ackerbau bestimmten jungen Leute nicht in die Städte zum bequemeren Dienst eilten, oder sich durch Spinnen, Weben, Contrebandiren, Betteln oder Stehlen ernährten. So wurden durch den Zwang dem Staat Ackerbauer gezogen, von denen es sonst ein großer Theil nicht geworden wäre. Man hebe den Zwangdienst auf, man wird sich aber bald von der Nothwendigkeit überzeugen, eine strenge Gesindeordnung an seine Stelle zu setzen.

Wichtiger unstreitig wäre es noch gewesen, den Adel, wie er ist, die Patrimonial-Jurisdiktion und alle Fora privilegiata aufzuheben. Ich bestreite nicht das Prinzip, welches dem Adel zum Grunde liegt, und habe es nie gethan, ich verachte

nur den Adel so wie er jetzt ist. Sehr wohl fühle ich die Nothwendigkeit der Stände, welche zwischen Regenten und Unterthanen in der Mitte stehen; will man sie Adel nennen, ich habe nichts dawider. Ich sehe es sehr wohl ein, daß ein Staat, der einen Stand enthält, der die Ehre der Grundlage aller seiner Handlungen gemacht hat, besser fährt, als ein anderer, wo nur Herr und viele Knechte existiren, und wo das Geld nur Ansehn und Macht giebt. Das kann man aber nicht bestreiten, daß, wenn ein Mitglied dieses Mittelstandes, genannt Adel, das Prinzip desselben, die Ehre, hintenansetzt, dieser augenblicklich aufhöre Antheil an den Standesrechten zu nehmen, wenn das ganze Institut nicht lächerlich und verächtlich werden soll. Will der Adel große Vorzüge an Güthern, Rechten und Rang vor andern genießen; so muß er auch dafür leisten, was seine Vorfahren leisteten:

Kriegsdienste auf seine Kosten.

Er muß diese Vorzüge verdient haben, auf seiner Ehre muß kein Fleck haften. Es muß kein Wucherer, Bankerottierer, Spieler, Säufer, Abentheurer, und mit einem Wort, kein Schurke unter ihm seyn dürfen. So lange, wie der vorhandene Adel nicht läugnen kann, daß er nur Rechte und keine Pflichten kennt; daß er nur stets nach Exemtionen hasche, und jede öffentliche Last von sich ab auf Bürger und Bauern wälze; daß er nur den Staat regieren will, nicht um seiner Mitbürger Wohl, sondern um seines Privatinteresse willen; so lange es noch die gemeinsten niedrigsten Seelen unter ihm giebt, und von ihm selbst geduldet werden, wenn sie nur Geld haben; so lange er mehr Werth auf das Geld als auf die Ehre setzt; so lange wird der Adel, wie er ist, verdammt, aber von Vernünftigen dennoch eingesehen werden, daß ein Adel, wie er seyn sollte, in dem Staat nothwendig ist.

Sechster Brief.

Mit Vergnügen wirst Du unsers Freundes G. Ideen über die Zukunft Deutschlands lesen. Hier sind sie mit Bemerkungen von mir:

Deutschland in seiner Verwandlung, oder Betrachtungen eines deutschen Patrioten über die gegenwärtige Veränderung seines Vaterlandes. Zur Erweckung der Trägen, zur Ermunterung der Kleinmüthigen, und zur Berichtigung einseitiger Urtheile.

I.

Wodurch ist Deutschland gefallen?

Das theuerste Kleinod eines Volks ist seine Selbstständigkeit. Im Besitz dieses Kleinods allein ist freye Wahl der Zwecke und uneingeschränkter Gebrauch seiner Kräfte zu höherer Macht, Wohlstand und Vervollkommnung möglich. Ein Volk, das seine Selbstständigkeit verliert, muß fremdem Interesse dienen, muß seine Macht, seinen Wohlstand, seine Vervollkommnung, der Macht, dem Wohlstand, der Vervollkommnung eines fremden Volkes unterordnen, und sinkt auf den besten Fall in die Vormundschaft eines solchen Volkes herab. Daher wird ein edles Volk eher Gut und Leben, als seine Selbstständigkeit sich entreißen lassen; ein ewiges Brandmal hingegen wird sich dem Namen eines solchen aufdrücken, welches jenen hohen Vorzug aus Feigheit, oder Nichtachtung und Indolenz hingiebt. Je größer es ist, und je mäch-

tigere Hülfsmittel ihm zur Behauptung seiner Freyheit zu Gebote stehen, desto schmähliger ist sein Fall *).

Es giebt kein Volk in Europa, welches durch leidenschaftliche Liebe zur Freyheit und Selbstständigkeit sich so sehr ausgezeichnet, und dieselben länger behauptet hätte, als das deutsche. Freyheit, Redlichkeit und Tapferkeit, das sind die Charakterzüge, mit welchen die Deutschen in der Geschichte auftraten. Der schwärmerischste Politiker wagt kaum, sich zu einer solchen Idee von Freyheit zu erheben, wie sie jeder einzelne Deutsche wirklich genoß. Denn obgleich jeder Stamm, oder auch mehrere unter einander ein Gemeinwesen bildeten; so war doch alle Gewalt, die dieses über irgend ein Individuum haben und ausüben mochte, in dem ausdrücklich erklärten Willen jedes Einzelnen selbst gegründet. Wer erstaunt nicht, ein rohes Volk, dessen einzige Hülfsmittel sich auf seine physischen Kräfte, auf seine Liebe zur Freyheit und zum Waffenruhm beschränkten, einen Jahrhunderte währenden Kampf um Unabhängigkeit und Freyheit mit der ausgelerntesten Taktik, mit der raffinirtesten Politik, und mit den ausgesuchtesten Verführungskünsten eines Volks bestehen zu sehen, das fast alle bekannte Länder und Meere beherrschte, und alle Völker, gebildete und rohe, sich

*) Dieser Fall wird noch schmähliger, wenn in der Nation Männer, aus ihrem Adel, ein Hr. von Loen, in dem Journal, die Löscheymer genannt, sich erheben, und es der Welt als ein Wunder von Patriotismus und Heldenmuth anpreisen, wenn der in Hessen entstandene Bauern-Aufruhr von einem gewissen Mensing, den sich die Bauern zum Anführer wählten, dadurch gestillt wurde, daß er seine Untergebenen verrieth, sich von ihnen einen Eid der Treue schwören ließ, und ihnen dann befahl, die Waffen niederzulegen. Wahrlich, Deutschlands Schande ruht nicht auf seinem rohen Volke, sondern auf seinen sogenannten gebildeten Ständen.

unterthänig gemacht hatte? Und die Deutschen sieg-
ten, und das stolze, weltbeherrschende Rom ging un-
ter. Deutsche Völker nahmen Italien, Gallien,
Spanien, selbst Brittanien in Besitz, und richteten
deutsche Königsthrone auf römischem Gebiete auf.
Als späterhin der große Frankenstaat, ein Riesen-
gebäude, von deutschen Völkern errichtet, sich trenn-
te, und die Mehrzahl derselben ein gesondertes
Reich auf ursprünglich deutschem Boden ausmach-
te, da breiteten sie, als wären Sieg und Herr-
schaft nur an diesen Boden gekettet, ihre Gewalt
von neuem über das heutige Holland, über einen
sehr großen Theil des jetzigen Frankreich, über Hel-
vetien, ganz Italien, und nach Morgen hin bis
jenseits der Weichsel selbst über die zahlreichen sla-
vischen Völker aus, die in diesen bey der großen
Völkerwanderung entblößten Gegenden ihren Wohn-
sitz genommen. Die furchtbaren Normannen wur-
den nach wiederholten Niederlagen von ihnen gänz-
lich bezwungen, und die verwüstenden Ungarn auf
immer von ihren Grenzen verbannt.

Das waren die Deutschen! Unbezwinglich in
Behauptung eigner Freyheit und Selbstständigkeit,
furchtbar und unwiderstehlich in Unterwerfung frem-
der Herrschergewalt! Und was sind sie nun? Wird
es die Nachwelt glauben? Ein Volk, von solchen
Ahnen entsprossen; ein Volk, das bis 25 Millio-
nen Menschen zählte, das in seiner Lage, in seinem
fruchtbaren wohlkultivirten Boden, in seinem Han-
del, in seinem Gewerbsfleiß, in seinem daraus ent-
springenden Ueberfluß unermeßliche Hülfsquellen fin-
det; ein Volk, das in Kunst und Wissenschaften
keinem Volk auf Erden weicht, ein solches Volk ist
innerhalb weniger Jahre, ja binnen wenigen Mon-
den so tief gefallen, daß seine Heere sich nur nach
dem Wink einer fremden Macht bewegen, daß die
Schätze seiner Provinzen fremde Kassen füllen, daß
fremde Truppen seine Küsten und Häfen bewachen,

und den Gang des Handels bestimmen, daß seine Länder nach fremder Willkühr vertheilt, und die öffentlichen Staatseinrichtungen nach fremder Vorschrift neu geordnet werden! Woher diese schmachvolle Veränderung? Haben die Deutschen alles Gefühl für ihre Ehre, als Nation, verloren? Sind die großen Thaten ihrer Voreltern, deren Macht, deren Herrlichkeit, gänzlich aus ihrem Gedächtniß verschwunden? Haben sie, die in Kunst und Wissenschaften sich so hoch über ihre Ahnen erhoben, den hohen Werth der Unabhängigkeit gänzlich zu schäzzen verlernt? Oder ist alle Kraft aus ihren Armen, aller Muth aus ihren Herzen gewichen? Oder ist die Natur bey ihnen so karg an Gaben des Geistes geworden, daß sie weder tüchtige Befehlshaber für ihre Armeen, noch weise Rathgeber für ihre Cabinette finden?

Mit nichten! Noch ist kein Volk in Europa, welches sich eines größern Reichthums an trefflichen Köpfen in allen Arten von höhern und niedern Wissenschaften, Künsten und Gewerben rühmen dürfte, als das deutsche; in einigen ragt es selbst über alle übrigen hervor. Noch giebt es kein Volk in Europa, dessen Krieger an hoher, kräftiger Gestalt die deutschen Krieger überträfen, oder denen diese, wo kluge und beherzte Führer sie zu begeistern wissen, an Tapferkeit und Verachtung der Gefahren wichen. Und daß in den Herzen der Deutschen das hohe Gefühl fürs Edle, Große, Schöne, für Freyheit, Ehre, Nachruhm nicht erstorben sey, beweist ihr Enthusiasmus für das Erstre, und ihr reges Streben nach dem Letztern, das überall sich äußert, wo es Reiz und Spielraum sich zu äußern findet.

Also fehlt es den Deutschen an keiner Kraft noch Eigenschaft, so wenig als an unerschöpflichen Hülfsmitteln, um Thaten, ihrer großen Ahnen würdig, zu verrichten, ihre Selbstständigkeit gegen

jeden Angriff sicher zu stellen, und in der Reihe der Völker eine Rolle zu spielen, bey welcher sie ohne Erröthen sich an den Glanz erinnern können, der in frühern Zeiten den deutschen Namen umgab. Eins aber hat ein feindliches Geschick ihnen geraubt, und mit diesem ist ihre Selbstständigkeit und all ihr alter Nationalruhm verloren gegangen — die Möglichkeit, von ihren Kräften und reichen Hülfsmitteln zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Macht und Würde, als Nation, Gebrauch zu machen. Bindet einem Riesen Hände und Füße, und selbst Knaben treiben ihr Spiel mit ihm.

Der erste Grund, der schon seit vielen Jahrhunderten Deutschland hinderte, von seinen Kräften Gebrauch zu machen, und seine große Rolle im Staatensystem Europens fortzuspielen, lag tief und unvertilgbar im Innersten seiner Verfassung. In unzählige kleinere Staaten von sehr verschiedenem Umfange zerstückelt, deren jeder nur für sein besonderes Interesse besorgt war, konnten weder seine Kräfte sich je zu einem gemeinsamen Zweck auf eine wirksame Weise verbinden, noch konnte sich in dem Herzen der Nation ein allgemeiner Nationalgeist bilden. Nur auf eigene Erhaltung oder Vergrößerung denkend, kümmerte es den einzelnen Reichsstand wenig, welches Geschick die übrigen traf; gezwungen half der Kleinere dem Größern für seine Plane kämpfen, ungern brachte der Einzelstaat dem Ganzen die Opfer, zu welchen die allgemeinen Gesetze des Reichs ihn verbanden, und fand ja eine ernstlich gemeinte Verbindung und eine nachdrückliche Zusammenwirkung mehrerer Reichsstaaten Statt; so war es eher jedes andre Interesse, als das Beste des gesammten deutschen Vaterlandes, was zu einer solchen Anstrengung sie willig machte.

Bey dieser Lage der Dinge würde man kaum begreifen können, wie ein solcher Staat sich nur so

lange, als es wirklich geschehen, erhalten konnte, wenn das Wunder sich nicht theils aus den häufigen Privatverbindungen, von welchen insbesondere das Mittelalter so voll ist, theils aus der Eifersucht der Nachbarstaaten und der mächtigern Stände selbst erklärte, die sich gegenseitig an ihrer Vergrößerung zu hindern strebten.

So war Deutschland, als Ganzes betrachtet, und in militairischer Hinsicht, seit vielen Jahrhunderten kaum für eine Macht zu achten. Seine an sich gewaltigen Kräfte waren durch seine eigene Verfassung gelähmt; sie waren ein todtes Kapital, von welchem niemanden vergönnt war, die Zinsen zu ziehn. Zugleich trug diese Verfassung in ihrem Schooße den Keim zu ewigem innern Zwist, und einen rastlosen Reiz für die mächtigern Stände, sich auf Kosten der geringern zu vergrößern. Längst würde daher das mächtige Oestreich die übrigen Stände verschlungen haben, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein kräftiger Arm sich unter ihnen erhoben, und wenn nicht benachbarte Staaten, aus Furcht vor dem allzugroßen Uebergewicht jener ohnehin schon so furchtbaren Macht, ihren Absichten entgegen gekämpft, und ihrer weitern Vergrößerung Grenzen gesetzt hätten. Anstatt also seine ohnehin so sehr zersplitterten Kräfte zu einer Totalmacht zu vereinigen, mußte Deutschland sie vielmehr im innern Parteyenkampfe gegen sich selbst verbrauchen. Was Deutschland während dieses langen Zeitraums an kriegerischen Thaten Glänzendes gethan, kommt entweder blos auf Rechnung einzelner Stände, oder es war nicht nach außen, sondern nur auf innern Parteyenkampf gerichtet.

Sorgfältig unterstützten äußere Mächte diesen Parteyenkampf, und breiteten stets ihre schützende Aegide über die kleinern Stände, wie über die ganze Verfassung aus: denn der Augenblick, wo dieser zerstückelte, und durch diese Zerstückelung und

seine innern Spaltungen gelähmte Koloß in ein wahrhaft Ganzes zusammengetreten wäre, wäre wahrscheinlich der Augenblick ihres eigenen Falls gewesen.

So durch das innerste Prinzip seines Daseyns selbst zum ewigen Kampf um sein Daseyn getrieben, und in diesem Kampfe durch äußern Einfluß unabläßig unterstützt, bedurfte es nur eines heldenmüthigen und unternehmenden Geistes, um den Spalt unheilbar, jede ernstliche und wirksame Vereinigung unmöglich zu machen, und irgend einem mächtigen Nachbar Gelegenheit zu geben, durch einzelne Niederlagen der mächtigsten Theile das ganze Reich unter seine Gewalt zu ziehn. Jener heldenmüthige und unternehmende Geist erschien in Friedrich dem Großen. Durch seinen umfassenden Geist nicht minder, als durch seinen gewaltigen Arm, waren den herrschsüchtigen Plänen Oestreichs in Rücksicht auf Deutschland für immer Grenzen gesetzt. Aber zugleich war auch dadurch ein ewiger Gegensatz zwischen Oestreich und Preussen begründet, und den kleinern und mindermächtigen Ständen, in steter Gefahr, ihre Existenz an einen jener mächtigern Theile zu verlieren, blieb keine Wahl, als, im besten Fall, einen müßigen Zuschauer abzugeben, oder sich an einen der beyden vorherrschenden Stände anzuschließen, oder gar einer fremden Macht sich in die Arme zu werfen.

Was auf solche Weise vorbereitet war, erfolgte. Zwar traten beym Ausbruch der französischen Revolution die feindseligen Elemente zu einem gemeinschaftlichen Kampf zusammen, und zogen zugleich die schwächern Stände mit in den Streit. Aber eine solche Verbindung konnte weder von dem gesuchten Erfolge, noch von Dauer seyn. Auf völlig entgegengesetzten Wegen verfolgten nun beyde vorherrschende Stände ihren Zweck nach Befestigung und Vergrößerung ihrer Macht: der Eine

im standhaften und immer enger zusammengezogenen Bunde mit dem zuvor befehdeten Staat, der Andere durch immer erneuerten Kampf mit demselben. Ein beträchtlicher Theil der geringern Stände fiel theils dem Sieger, theils den stärkern oder begünstigten Mitständen zu; die übrigen suchten ihr Heil unter den immer weiter sich ausbreitenden Flügeln des preußischen Adlers, oder im Schutz einer fremden Macht; und der ganze Reichsverband war seiner Auflösung nah.

Was aus Deutschland und seiner Verfassung im fernern Verlauf der Zeit geworden wäre, wenn seine beyden Hauptmächte sich behauptet hätten — wer vermag das mit Sicherheit zu bestimmen? Vielleicht wäre der Friedensvertrag von Lüneville durch die Eifersucht der Häuser Oestreich und Preussen, und durch das Interesse der auswärtigen Mächte, geraume Zeit in Kraft geblieben; vielleicht auch wäre früher oder später der Rest der schwächern Stände mit den vorherrschenden in einige gesonderte Ganze oder Totalmächte zusammengeflossen. Aber daß jene Mächte bey einem neuen Bruch mit Frankreich sich nicht behaupten konnten, davon lag, außer manchen Mißgriffen in der Politik, der wichtigste Grund ohne Zweifel in der hartnäckigen Anhänglichkeit an den alten Formen, und in der Ungelehrigkeit für die deutlichen, mahnenden Winke, welche die Geschichte und der Geist der neuern Zeit den europäischen Machthabern gab.

Die Stärke eines Staates ruht nicht blos in seinem Umfange, in seiner Volksmenge, in seinem Ueberfluß, in seiner Truppenzahl, sondern auch, und ganz vorzüglich, in den intellektuellen Fähigkeiten seiner sämmtlichen Bewohner, und in dem Interesse, welches sie an dem Zustand und an den Schicksalen des Ganzen nehmen. Von jenen hängt die Sicherung, Erhöhung, und der möglichst wirksame Gebrauch der physischen Staatskräfte ab, von

diesem die treue Liebe und unbestechliche Anhänglichkeit aller Staatsbürger, ihre Bereitwilligkeit zu jeder Art von Aufopferung, und ihr Eifer, das Wohl und den Flor des Ganzen auf alle Weise zu befördern. Daher muß ein Staat, der vollen Gewinn von seinen Kräften ziehen will, einmal nicht nur alles, was gegründete Unzufriedenheit der Staatsbürger mit den öffentlichen Einrichtungen erzeugt, aus dem Wege räumen, sondern auch, so viel immer möglich, solche Einrichtungen zu treffen, und als solche jedermann bemerklich zu machen suchen, daß ihnen kein Opfer zu theuer wird, um ein Gemeinwesen in Kraft zu erhalten, das ihnen Vortheile gewährt, die sie in keinem andern, wenigstens nicht besser und sicherer, wiederfinden würden. Er muß zweytens alles beseitigen, was der Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten seiner Bürger hinderlich ist, und jedem Talent, ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse, Gelegenheit geben, namentlich auch für das gemeine Wesen, im Felde sowohl, als in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, ungehindert und in vollem Maaße wirksam zu seyn.

Dieß sind Lehren, deren Befolgung die Gerechtigkeit eben so nachdrücklich gebietet, als die Klugheit sie dringend anempfiehlt, und ein Staat, der diesen wichtigen Vorschriften einer eben so gerechten, als gründlichen Politik, seine Aufmerksamkeit und seinen Gehorsam versagt, wird zwar in der Reihe der übrigen seinen Platz in der Regel so lange behaupten, als auch diese von gleichen Grundsätzen, oder vielmehr von gleicher Vernachläßigung richtiger und geläuterter Grundsätze in der Staatsverwaltung geleitet, den besten Theil ihrer Kräfte ungenutzt lassen: aber sein Fall ist unvermeidlich, sobald ein Nachbarstaat dieses alte System verläßt, und eine Ordnung einführt, bey welcher der wichtigere Theil seiner Kräfte, die Fähigkei-

ten aller seiner Bürger, Reiz und Gelegenheit findet, zum Besten des Ganzen in volle Wirksamkeit zu treten.

Nie hat diese Wahrheit eine nachdrücklichere und für die leidenden Theile zugleich schmerzlichere Bestätigung gefunden, als in den neuern Zeiten. Die französische Revolution hat alle Bande gelößt, die den wichtigsten Theil der Kräfte dieses alten Staats, gleich denen der übrigen, so viele Jahrhunderte hindurch gefesselt hielten. Sie hat durch Vernichtung des alten Lehnsystems und der mancherley Castenrechte nicht nur eine ungeheure Masse physischer Kräfte, die todt waren für den Staat, für den Gebrauch desselben zum Leben geweckt, sondern, was weit bedeutender ist, sie hat durch die eingeführte allgemeine Gleichheit der Rechte ein allgemeines, lebendiges Interesse der Bürger für den Staat, von welchem sich nun jeder als ein gleichberechtigtes Glied betrachtet, und einen allgemeinen wahren Nationalstolz und Nationalenthusiasmus entzündet, und jedem Talent den Weg zum Antheil an der Verwaltung, und zu Ruhm, Vortheil und Macht in der Vertheidigung, Besorgung und Beförderung des öffentlichen Wohls geöffnet.

Auf diese Umstände gründet sich die wahre Uebermacht des französischen Staats, und das Gleichgewicht von Europa ward in dem Augenblick vernichtet, als Frankreich die Privilegien des Herkommens und des Zufalls aufhob, und das Dekret der allgemeinen Gleichheit der Pflichten und Rechte, der Lasten und Vortheile, in Erfüllung ging.

Hätten die, in deren Hand das Geschick von Deutschland und Europa lag, anstatt ihrer fruchtlosen Anstrengungen, das Feuer der Revolution, das die alten Privilegien in Frankreich verschlang, zu dämpfen, das große, fürchterliche Ereigniß sich

vielmehr zur warnenden Lehre genommen, und durch ruhige Reformen die Resultate für sich zu gewinnen gesucht, die dort im wüthenden Sturm der Empörung herbeygeführt wurden; so würde es jetzt sicher ganz anders um Deutschland und ganz Europa stehn.

Was das fordern heiße, so verhärtete Formen, die vielleicht nur durch gewaltsame Erschütterungen aufgehoben werden, oder im langsamen Fortschritt der Zeit sich von selbst aufheben, ohne Zeitverlust und ohne gewaltthätige Mittel aufzulösen, und wie viel es sagen wolle, eine solche Auflösung selbst von der Hand oder durch vorzügliche Mitwirkung derer zu erwarten, deren persönliches Interesse die Fortdauer jener Formen gerade am dringendsten gebietet, wird keinem billigen Beobachter des menschlichen Herzens, so wie keinem unparteyischen Beurtheiler der mit einer solchen Aufgabe verknüpften Schwierigkeiten entgehn, und der Gutgesinnte wird daher immer eher zu Klagen über die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und über den Gang des Schicksals, das gerade eine solche Ordnung der Dinge herbeyführte, seine Zuflucht nehmen, als durch Vorwürfe und bittere Beschwerden diejenigen kränken wollen, deren Loos bey den eingetretenen Umständen ohnehin am wenigsten beneidenswerh ist. Inzwischen kann dieß doch nicht hindern, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind, und der Deutsche ist es seiner Ehre schuldig, vor den Augen der Welt und der Nachkommenschaft die wahren Ursachen aufzudecken, die Schmach und Elend über sein Vaterland brachten. Auch ist es Pflicht, die Stimme der Vernunft, der Gerechtigkeit und Klugheit, so lange laut zu erheben, bis sie Aufmerksamkeit und thätigen Gehorsam erlangt *).

*) Und doch, nach so vielen schrecklichen Erfahrungen, existiren in Preußen, so wie in Oestreich, noch alle alten

Wenn man also unter Deutschland nicht blos eine einzelne Caste, die sich zum Ganzen noch nicht wie Eins zu Hundert verhält, sondern die ganze Nation versteht; so wäre es die schreiendste Ungerechtigkeit, den Fall derselben mit all seiner Schmach und seinen Folgen auf ihre Rechnung zu schreiben. Die Heere einer Nation, so wie die Behörden, welche ihr Schicksal leiten, und über den Gebrauch und die Verwendung der Nationalkräfte verfügen, können nur dann als ihre wahren Repräsentanten, und, was sie leisten, als Maaßstab zur Beurtheilung dessen, was die Nation überhaupt zu leisten fähig ist,

auf Vorurtheil und Zufall begründeten Institutionen. Sind auch die preußischen Provinzen zum Theil noch mit französischen Truppen besetzt; so hat man es doch gewagt, die Erbunterthänigkeit aufzuheben; man konnte also auch weiter gehen; man konnte, welches die erste Verbesserung hätte seyn sollen, allen Unterthanen gleiche Rechte und Pflichten, und eine gerechte Gerechtigkeitspflege geben, statt daß jetzt vielleicht siebenerley Fora existiren, je nachdem ein Unterthan ein Bauer, Bürger, Edelmann, Beamter, Officier oder Geistlicher ist; man konnte, da man die Erbunterthänigkeit als etwas Wirkliches aufhob, den Adel als etwas Scheinbares vernichten, ohne doch die Zwischengewalten (Grundherrlichkeit) zu zerstören. Ich schweige von so vielen andern Mißbräuchen, und wende mich nach Oestreich, welches frey von fremdem Einfluß seyn könnte.

Funfzehn Jahre leben seine Völker im Kriege, sie sind dazu von der Natur mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, werden sie wohl angebaut? Oestreich hat die ersten Scharfschützen, die erste Cavallerie in der Welt; es ist alles jetzt bey den Franzosen auf Beweglichkeit, auf leichte Truppen berechnet, sehen wir wohl, daß Oestreich Frankreich darin zu übertreffen sucht? Mit nichten! Oestreich ist gelähmt durch seine Schulden, sucht es wohl das einzigste Mittel anzuwenden, um sich davon zu befreyen? Gott bewahre! Vorurtheil, Privilegien und Prärogativen - Jagd sind dort mehr wie je zu Hause. Also müssen wir fremden Gesetzen gehorchen, und das ist gut, denn sonst würden wir nicht regenerirt.

ist, angesehen werden, wenn diese nach ihrem ganzen Umfange auf gleiche Weise und ohne Einschränkung zur Mitwirkung gezogen wird; und man kann aus dem, was die Repräsentanten zweyer Nationen in Beziehung auf einander geleistet haben, nur dann einen richtigen Schluß auf den beyderseitigen Werth, Kraft, Vermögen dieser Nationen machen, wenn sie sich in Hinsicht auf die Beschaffenheit ihrer Repräsentation in gleichem Fall befinden. Wofern aber die Eine das Beste und Vorzüglichste, was die ganze Masse der Staatsbürger darbietet, in den Anführern ihrer Heere und in ihren Verwaltungsbehörden, oder mit einem Wort, in ihrer Repräsentation vereinigt, während die Andere den ohne Verhältniß größten und wichtigsten Theil ihrer Staatsbürger bey der Wahl ihrer Anführer und wichtigern Staatsbeamten übergeht, und denselben nur als Maschine gebraucht; so fällt aller Maaßstab weg, nach welchem man über den allgemeinen Werth der letztern in Beziehung auf den der erstern urtheilen könnte, und es kann bey einem eintretenden Kampf, in welchem jene unterliegt, die mit der Niederlage verknüpfte Schmach derselben so wenig zur Last gelegt werden, als man mit Wahrheit sagen kann, daß sie selbst es sey, die sich mit der siegenden gemessen habe.

II.

Hatte Deutschland Ursach, die Fortdauer seiner alten Verfassung zu wünschen?

Ist es mit einem Volke dahin gekommen, daß es die Entscheidung seines Schicksals und die Bestimmung seines künftigen Zustandes gänzlich in den Händen des Siegers erblickt; so ist nichts natürlicher, als daß sich sein ganzes Interesse in der

Frage concentrirt: Welches Schicksal steht uns in Zukunft bevor? Welche Folgen haben wir von unserm Falle zu erwarten? — Das Unglück macht argwöhnisch. Kein Wunder, wenn der größte Theil der Deutschen in der allgemeinen Niederlage seines Vaterlandes, in dem Elend, in den drückenden Lasten, in den mannichfaltigen Uebeln der Gegenwart, nichts, als neues, unabsehbares Elend und Verderben ahnet. Auch mögen Einzelne, die nur in ihrem Privatinteresse den Maaßstab zur Beurtheilung des Ganzen finden, und ihren Blick nicht über den engen Kreis der Gegenwart hinaus erheben, gegründete Ursach haben, sich von der neubevorstehenden Ordnung der Dinge wenig Gewinn zu versprechen. Allein wo von dem Wohl und Weh, von den allgemeinen Zwecken, von dem öffentlichen Zustande eines ganzen großen Volks die Rede ist, da muß alle eigennützige Privatrücksicht verschwinden, jedes individuelle und vorübergehende Interesse in dem allgemeinen, bleibenden Interesse untergehen, schon darum untergehen, weil es nur aus diesem in seinem größtmöglichen Umfang und seiner längsten Dauer nach wieder hervorgehen kann. Welche Uebel auch unser gegenwärtiger Zustand mit sich führe, und welche Opfer die große Umwandelung unsrer öffentlichen Verhältnisse im Einzelnen und Ganzen nothwendig machen möge; so werden wir doch unsre Unfälle selbst für hohen Gewinn zu achten haben, im Fall unsre alten Einrichtungen und Verhältnisse von der Art waren, daß sie theils zur Erreichung der wesentlichsten Zwecke, zu welchen sie vorhanden waren, überall nicht taugten, theils ohnehin früher oder später in sich selbst zusammenfallen mußten, und im Fall wir von dem gegenwärtigen Umsturz derselben wenigstens eine wesentliche Verbesserung unsers öffentlichen, mit dem Interesse jedes Einzelnen unfehlbar aufs Engste zusammenhängenden Zustandes uns versprechen dürfen.

Ein schärferer Blick auf die bisherige öffentliche Verfassung Deutschlands wird uns also am besten in den Stand setzen, sowohl über unsre jetzige Lage, als über das, was wir von der Zukunft zu erwarten haben, richtig zu urtheilen.

Der ursprüngliche Zustand der Menschen gegen einander ist unfehlbar ein Zustand des Kriegs. Aus diesem zerstörenden Zustand herauszukommen, verstehen sie sich zu friedlichen Ausgleichungen nach allgemeinen Regeln oder Gesetzen: sie errichten eine Friedensanstalt unter einander, und zugleich eine Schutz- und Sicherheitsanstalt gegen alle nicht in ihren Verein mit Eingeschlossene, oder auch innerhalb desselben gegen die den Frieden Brechende, die Gesetze Uebertretende. Eine solche Friedens- und Sicherheitsanstalt heißt Staat. Der erste und bleibende Zweck eines Staats ist also ungestörter Genuß der Freyheit unter Schranken allgemeiner Gesetze, oder was einerley ist, innere und äußere Sicherheit der Rechte. Eben darum sind auch die Funktionen des Richtens und Beschirmens die beyden ersten grundwesentlichen Bestandtheile in dem Amte der oder des Vorstehers eines jeden Staats, da hingegen die Feststellung, wenigstens die Genehmigung der Gesetze, von Rechtswegen allezeit der Gesellschaft, oder dem Volke selbst zukommt.

Den ersten Staatszweck zu erreichen, wird außer den unmittelbar dazu gehörigen Veranstaltungen auch ein beträchtlicher Kostenaufwand erfordert. Der Staat muß also Einkünfte haben, und diese Einkünfte müssen von dem Vermögen der Bürger oder Staatsmitglieder selbst erhoben werden. Die Kunst, diese Einkünfte zu erheben, und den nöthigen Staatsaufwand davon gehörig zu bestreiten, ist die Staatswirthschaft. Diese macht daher den dritten grundwesentlichen Bestandtheil in dem Amt des Staatsvorstehers oder Fürsten aus. Je größer

die Gesellschaft ist, je größere und mächtigere Staaten sie zu Nachbarn hat, je mehr deshalb die Sicherheit der Rechte von innen und von außen gefährdet ist, und je umfassendere Veranstaltungen daher die Handhabung derselben nothwendig macht; einer desto größern Masse von Einkünften bedarf auch der Staat, und die Erreichbarkeit des ersten Staatszwecks oder die Sicherheit der Rechte verhält sich wie die Masse der möglichen Einkünfte, oder wie der Reichthum des Staats. Der Reichthum des Staats, oder, da dieser auf dem Reichthum der Staatsbürger selbst beruht, der Wohlstand der Staatsbürger, ist also der zweyte wesentliche Zweck eines jeden Staats.

Reichthum und Ueberfluß beruhen auf einer künstlichen Benutzung der Erzeugnisse und Kräfte der Natur und andrer Mittel, die Zufall, Umstände, äußre Verhältnisse an die Hand geben, also auf Kunst — im umfassendsten Sinn, — Kunst aber setzt Entwickelung und Bildung höherer, intellectueller Kräfte voraus. Wie die Künste Kinder des Bedürfnisses, Reichthum und Ueberfluß aber Wirkungen der Künste sind, folglich schon eine stark und vielseitig aufgeregte Sinnlichkeit voraussetzen; so dienen sie auch dazu, dieser immer mehr Nahrung zu geben, und ein Heer von Leidenschaften ins Daseyn zu rufen. Diese würden bald zerstörend auf den Staat einwirken, und den ersten Zweck desselben unfehlbar von innen heraus selbst vernichten, wenn sie nicht in der gleichmäßigen Entwickelung und Bildung der Vernunft, der sittlichen, religiösen und ästhetischen Anlagen ein innerliches Gegengewicht fänden. Also setzt der erste Staatszweck, außer der Bildung zur erwerbenden Kunst, auch die Bildung zur Humanität als unumgänglich nothwendig voraus. Ferner: je größer die Gesellschaft ist, je mehr der Kreis der Zwecke auf Seiten der Individuen sich erweitert, desto

mannichfaltiger und verwickelter werden die Rechtsverhältnisse; desto dringender wird das Bedürfniß einer gründlichen und umfassenden Entwickelung aller menschlichen und staatsbürgerlichen Rechte; desto schwieriger die Schlichtung der Rechtshändel und der gesammten Staatsverwaltung überhaupt, um so größere Fähigkeiten und tiefere mannichfaltigere Einsichten werden zu diesen schwierigen Geschäften erfordert. Mit einem Wort: Die Möglichkeit, sowohl eine hinreichende Summe von Staatskräften zu erzeugen, als die große Staatsmaschine ihren Zwecken gemäß zu leiten, setzt vollständige Entwickelung aller innern und äußern, psychischen und physischen Kräfte und Anlagen der Staatsbürger, nach Maaßgabe ihrer Verhältnisse und ihres innern und äußern Berufs, voraus; und wenn die innere und äußere Sicherheit der Rechte sich verhält, wie der Reichthum des Staats; so verhalten sich hinwieder beyde zusammengenommen, wie die Masse der Einsichten und Fähigkeiten, und überhaupt wie der Grad der Kultur der Staatsgesellschaft — eine Wahrheit, die selbst der Einfalt so klar und deutlich in die Augen leuchtet, daß es unbegreiflich ist, wie sie so häufig verkannt und selbst verfolgt werden konnte. **Kultur** der Staatsbürger ist also der dritte Zweck des Staats.

Ob übrigens nicht, aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, die hier gegebene Ordnung der Zwecke vielmehr umzukehren, und **Kultur** als erster, **Wohlstand** und **Sicherheit** der **Rechte** aber als untergeordnete Staatszwecke zu betrachten seyn, kommt bey der vorliegenden Untersuchung nicht in Betracht. Genug, daß sie in jeder Hinsicht als unzertrennliche und unwandelbare Zwecke jedes Staates gelten müssen.

Die Einrichtung, welche ein Staat trifft, um diese Zwecke zu erreichen, ist seine **Verfassung**. Die beste Verfassung ist sonach unstreitig die, durch

welche jene Zwecke am vollkommensten erreichbar sind. Nach Verschiedenheit der Umstände mag allerdings auch eine Verschiedenheit der Staatsformen statthaft seyn; allein so gewiß kein Zweck ohne die angemessenen Mittel erreichbar ist, so gewiß ist es auch ein unverletzlicher Grundsatz für jede Verfassung: daß eine Gewalt im Staat vorhanden sey, welche unbeschränkte Macht besitze, alles zu verfügen, wodurch die allgemeinen und wesentlichen Zwecke des Staats sich am vollkommensten erreichen lassen. Der wahre und einzige Quell aller öffentlichen Gewalt ist schon vermöge des blossen Begriffs eines Staats der Wille des Volks: denn kein Staat ist anders möglich, als dadurch, daß die ihn bildenden Individuen sich freywillig der Ausübung eines Theils ihrer natürlichen Zwangsrechte begeben, und ihn einem oder mehrern bestimmten Individuen, zugleich mit der Disposition über die Mittel zur Vollziehung derselben, übertragen. Diese Uebertragung kann auf eine dreyfache Weise geschehen. Entweder das Volk bleibt selbst im Besitz der höchsten Gewalt, und überträgt die Ausübung derselben blos auf bestimmte Zeiten einem oder mehrern Auserwählten unter eigener unmittelbarer oder mittelbarer Mitwirkung, oder ohne dieselbe; oder es tritt die öffentliche Gewalt an eine Mehrheit von Familien, oder an eine einzige ausschließend und erblich ab. Jede Verfassung ist daher entweder Volksherrschaft oder Familienherrschaft, und diese entweder Vielherrschaft oder Einzelherrschaft. In allen diesen Fällen aber machen die gesammten Volksindividuen nur eine ungetheilte Staatsgesellschaft unter gemeinschaftlichen Zwecken und Gesetzen, und unter einer gemeinsamen Regierung aus, die über alle Mittel und Kräfte des Staats, in sofern dieselben zur Realisirung der Staatszwecke dienen, ungehindert zu verfügen hat.

Einer von diesen Staatsformen mußte die Verfassung Deutschlands entsprechen, wenn sie nicht der Erreichbarkeit der ersten und wesentlichsten Staatszwecke von Grund aus widerstreiten sollte. Ein historischer Ueberblick wird uns hierüber hinreichenden Aufschluß geben.

Die deutsche Nation war ursprünglich in viele kleinere und größere Stämme getheilt, die sämmtlich eine völlig demokratische Verfassung hatten: denn ihre Häupter, Heerführer, Richter, wurden nicht nur insgesammt von dem ganzen Volk — den sämmtlichen Freyen — ernannt, sondern dieses wirkte auch entscheidend bey der Gesetzgebung und allen öffentlichen Angelegenheiten mit. In der Folge hob sich ein Hauptstamm unter ihnen — die Franken — über die übrigen empor, und zwang dieselben, mit ihm in einen Staat zusammenzutreten. So entstand — im fünften Jahrhundert — der Frankenstaat, der im achten und neunten Jahrhundert, unter Karl dem Großen, den Gipfel seiner Macht und seinen größten Umfang erreichte. Jetzt war die Verfassung Familienherrschaft, oder erblich-monarchisch geworden. Unter Ludwig dem Deutschen, des Ersten Enkel — im neunten Jahrhundert — trennte sich durch Erbtheilung der große Frankenstaat, und Deutschland bildete von nun an ein eigenthümliches Reich, mit Beybehaltung der vorigen Verfassung bis auf Ludwig das Kind, oder bis zum Jahr 911.

Jetzt fiel die höchste Gewalt wieder an das Volk zurück, welches dieselbe einem einzelnen Oberhaupt auf Lebenszeit übertrug. Da man indessen auch jetzt noch, und bis ins zwölfte Jahrhundert, dem Vater immer einen seiner Söhne zum Nachfolger wählte, so behaupteten sich zwey Familien nach einander, die sächsische und fränkische, fortwährend in der höchsten Gewalt, und die Verfassung blieb bis zum Jahr 1125, oder bis auf

das Ableben Heinrichs des Fünften, im Wesentlichen erblich-monarchisch.

Auch bis dahin war die Verfassung Deutschlands allerdings nicht ohne sehr bedeutende Mängel, die ihren Grund theils in der ursprünglichen Bildung des Frankenstaats, theils in der Roheit der Zeiten, theils in andern Ursachen hatten. Inzwischen hob sie doch die Möglichkeit der wesentlichsten Staatszwecke nicht auf. Deutschland war noch ein reiner Staat. Es gab nur eine Regierung. Die Staatsmitglieder waren nicht selbst wieder Staaten oder Staatenbeherrscher, sondern der Inbegriff aller freyen Individuen, die, obgleich an Rang und bürgerlichen Verhältnissen verschieden, sich doch insgesammt als gleichmäßig Untergebene zu dem gemeinsamen Oberhaupt verhielten. In diesem allein war alle Gewalt zu richten, zu schützen, die Staatskräfte zu verwalten, und über die Kulturanstalten zu verfügen vereinigt. Wer irgend eine öffentliche Gewalt ausübte, der hatte sie erst von dem gemeinschaftlichen Oberhaupt empfangen.

Das Reich war, nach Maaßgabe der verschiedenen Völkerschaften, aus denen das Ganze sich gebildet hatte, in Provinzen, Grafschaften ꝛc. getheilt, deren jede ihren Vorsteher hatte, in dessen Händen sich die Leitung des Justiz-, Militair-, Polizey- und Finanzwesens befand; aber sie alle waren zu ihrem Amte von dem Könige berufen, und seiner Gewalt nicht weniger, als die übrigen Staatsbürger, unterworfen. Die Art, die Staatseinkünfte und Ausgaben zu erheben und zu bestreiten, war freylich sehr einfach, und trug sehr deutlich das Gepräge der ersten Entstehung des Staatskörpers; doch waren die Einkünfte beträchtlich genug, um die allgemeinen Staatszwecke nicht unerreichbar zu machen. Nicht das Vermögen der einzelnen Staatsbürger selbst war der Fond, von

welchem die Regierung ihre Einkünfte zog, sondern diese hatte, gleich einem Privatmann, ihre eigenen Güther, die sie bewirthschaften ließ, und von welchen sie den Aufwand für den Hof und für den Staat bestritt. Zu ihnen kamen noch die jährlichen Geschenke der großen Güthsbesitzer, ein Theil der Strafgelder und andre Emolumente. Die öffentlichen Beamten genossen, statt der Besoldung, öffentliche Lehne, und waren dafür zu unentgeltlichen Diensten im Kriege und am Hofe verpflichtet. Die Pflicht zu den erstern lag auch jedem übrigen Freyen ob, der weder ein Lehen besaß, noch ein öffentliches Amt bekleidete. Bey dieser Einrichtung besaß der König nicht allein beträchtliche Hülfsmittel zur Bestreitung des Staatsaufwands, sondern es stand ihm auch stets ein furchtbares Heer zum Schutze des Reichs und zu kriegerischen Unternehmungen zu Gebot.

Dieß war die Blüthenzeit für Deutschlands politische Größe. In diesen Zeiten war es, wo unsre tapfern Ahnen die grausamen Ungarn und die wilden Normannen tilgten, und die kriegerischen Wenden sich unterwürfig machten, daß Deutschlands Herrschaft sich von der Weichsel bis an die Loire, und von der Nord- und Ostsee bis an das Mittelmeer erstreckte, und der deutsche Kaiser als das Oberhaupt der Erde betrachtet wurde.

Allein auch gerade während dieser glänzenden Epoche, hauptsächlich während der letztern Hälfte derselben, arbeitete das Privatinteresse, die Hab-, Herrsch- und Vergrößerungssucht der deutschen Großen selbst am ämsigsten an dem Fall des Reichs. Jeder Reichsvasall, jeder Bischof, Erzbischof, Prälat, jeder Herzog, Pfalzgraf, Landgraf 2c. strebte nach Eigenmacht und Unabhängigkeit, alle wetteiferten darin, die öffentliche Gewalt zu vernichten, und sich nicht blos zu unabhängigen und erblichen Herren in ihren Gebieten zu machen, sondern auch

alle Domänen, Einkünfte und Rechte des Königs an sich zu ziehn. Was sie in diesem Zeitraum begonnen hatten, vollendeten sie in den eisernen Zeiten der nächstfolgenden Jahrhunderte. Die öffentliche Staatsgewalt in Deutschland dauerte nur noch im kaiserlichen Namen fort, aus den vorigen Staatsbeamten wurden theils erbliche, theils durch Wahl bestimmte größere oder kleinere Staatenhäupter, und zu ihnen gesellte sich überdieß noch eine zahlreiche Menge bloßer unmittelbarer Gütherbesitzer, Dörfer und Städte.

Wenn diese zerrissenen Stücke im Aeußern dennoch fortfuhren, ein Ganzes zu bilden; so konnte daraus nichts, als eine der monströsesten Staatsformen entstehen, die je aus den Händen des Zufalls hervorgegangen sind. Statt eine Gesellschaft auszumachen, deren eigenthümliches Wesen als erste Bedingung fordert, daß die Mitglieder eines Theils ihrer Zwangsrechte sich entäußern, hatten die deutschen Staatsmitglieder eben diese Rechte zurückgenommen; und statt daß die Verfassung eines Staats das Mittel ist, die Zwecke desselben erreichbar zu machen, war die nun entstandene deutsche Reichsverfassung gerade das Mittel, jene Zwecke unmöglich zu machen.

Das Lebensprinzip eines jeden Staats, die Gewalt, die Mittel, welche zur Erreichung des ersten Staatszwecks erforderlich sind, zu erschaffen, und frey in Gebrauch zu setzen, war durch Entstehung der Landeshoheit erloschen, und es waren dadurch dem Wohlstand sowohl, als der Ausbildung der Nation, folglich zweyen der wesentlichsten Staatszwecke, von deren Realisirung zugleich die Sicherheit des Ganzen abhängt, unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt.

Soll ein Staat sich zu dem höchstmöglichen Grad von Wohlstand erheben; so müssen alle Kräfte Reitz und Gelegenheit finden, im größtmöglichen Umfang wirksam zu seyn. Eine solche Ausbreitung der Wirksamkeit aller einzelnen Kräfte ist aber nur möglich durch harmonische Zusammenwirkung derselben, dergestalt, daß alle in dem Zweck ihrer wechselseitigen Unterstützung zusammenstimmen. Es verhält sich mit einem Staat, wie mit einem organischen Körper. Jedes Glied kann Leben und Kraft nur durch die übrigen gewinnen, und je mehr alle Glieder sich wechselseitig stärken und beleben, desto höher steigt die Gesundheit und Kraft des Ganzen. Wie aber ein so genau bestimmtes Verhältniß der Kraftäußerung aller Theile eines organischen Körpers nicht ohne ein gemeinschaftliches Prinzip der Wechselwirkung möglich ist, so ist auch in einem Staat keine harmonische Wirksamkeit der Kräfte ohne eine alle Theile gleichmäßig durchdringende und auf den Gemeinzweck wechselseitiger Unterstützung und Belebung hinleitende Gewalt.

Zum Wohlstand einer Nation gehören vornämlich drey Stücke: Sicherheit vor Mangel und, so viel möglich, Ueberfluß an allen nöthigen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens, durchgängig ungestörter Genuß der Rechte und physisches Wohlbefinden.

Jedes Individuum hat in der Regel schon in sich selbst ein natürliches Interesse, seine Kräfte zur Production der Bedürfnisse in Thätigkeit zu setzen. Dieses Interesse gründet sich auf das Verhältniß, in welchem Mangel sowohl, als Ueberfluß, zu der Sinnlichkeit des Menschen stehn. Den mancherley Uebeln zu entgehen, die der erstere mit sich führt, und des behaglichen Zustandes, des

Schimmers, der lockenden Genüsse theilhaftig zu werden, die aus dem leztern entspringen, sinnt jeder schon von selbst auf Mittel, seinen Wohlstand auszubreiten, ergreift sie willig, wo sie dargeboten werden, und unterzieht sich gern den mühseligsten Anstrengungen, wenn er nur auf Gelingen seiner Arbeit rechnen darf.

Das Geschäft der Staatsverwaltung ist daher nur: jenen natürlichen Trieb zu unterstützen, zweckmäßig zu leiten, die Hindernisse desselben aus dem Wege zu räumen, und dem Erschlaffen oder gar Erlöschen desselben in manchen Individuen vorzubeugen.

Es giebt im Allgemeinen dreyerley, von der Regierung anzuwendende, Beförderungs- und Leitungsmittel des Erwerbstriebes: Aufmunterung zu vernachläßigten, aber nützlichen Erwerbszweigen, und Einführung besserer Methoden in schon betriebenen; größtmögliche Erleichterung des Verkehrs und Umtausches der gewonnenen, natürlichen oder künstlichen, in- oder ausländischen Produkte; möglichst ungeschmälerter Genuß des Erworbenen durch Vermeidung aller nicht zu Erreichung der Staatszwecke erforderlichen Abgaben und durch zweckmäßige Erhebung derselben.

Zur Aufmunterung zu vernachläßigten Erwerbszweigen und zu Einführung besserer Methoden in schon betriebenen, dienen öffentliche Auszeichnungen, Privilegien, Befreyung von Abgaben auf gewisse Zeiten, Prämien, und nöthigen Falls selbst thätige Unterstützung der Regierung durch Schenkungen, Geldvorschüsse u. dgl. Wie viel eine Regierung zur Beförderung der Industrie und des Nationalwohlstandes durch solche Mittel zu thun vermöge, hat insbesondere Großbrittannien bewiesen.

Eins der wichtigsten Mittel, den Erwerbsfleiß zu beleben, ist ohne Zweifel Erleichterung des Verkehrs und Umtausches der Produkte. Je weiter die

Sphäre desselben, je sicherer der Absatz, je weniger Aufopferungen damit verbunden sind, und je sicherer und beträchtlicher daher der Gewinn ist, den die mancherley Gegenstände des Erwerbes tragen, desto höher wird auch der Fleiß und die Thätigkeit im Handel, im Fabriciren, und in allen Arten von Gewinnung künstlicher und natürlicher Produkte steigen, und umgekehrt. Daher wird auch der Grad der Lebendigkeit des Erwerbstriebes immer mit der Größe der Nation im Verhältniß stehn, zumal wenn auch die ihr möglichen Handelsverbindungen mit auswärtigen Völkern nicht aus der Acht gelassen werden. Allein soll die Größe einer Nation jenen ihr entsprechenden Grad der Industrie erzeugen; so muß vor allen Dingen eine allgemeine Communication, ein durchgängig freyer Umtausch der Produkte unter ihr Statt finden, und dieser Umtausch nicht erschwert, sondern durch zweckmäßige Vertheilung der Handelsplätze, durch wachsame Handelspolizey, durch Gleichheit der Münzen, Maaße und Gewichte, durch gute Landstraßen, durch Verbindung von Flüssen, und andere erforderliche Vorkehrungen auf alle Weise erleichtert und befördert werden.

Die erste Triebfeder aller Erwerbsthätigkeit ist Gewinn. Je mehr Vortheil sich der Mensch von seinem Fleiß versprechen darf, desto eifriger wird er sich demselben ergeben. Die Aussicht auf den steigenden Wohlstand belebt den Muth zu immer neuen Anstrengungen. Der Sklav, der gleich dem Stier vor seinem Pflug von seiner Arbeit keinen andern Vortheil hofft, als sein mühevolles Leben zu neuer Arbeit zu fristen, wird auch nur träg und gezwungen, wie jener, sein Tagewerk verrichten. Daher wird auch ein Staat um so thätigere und arbeitsamere Bürger haben, je weniger er die Früchte ihres Fleißes mit Abgaben belastet, oder je strenger er des Grundsatzes eingedenk ist, daß die Ab-

gaben der Bürger nur deren eigenes Wohl, oder, was einerley ist, das Wohl und die Sicherheit des Staats bezwecken, und daß er nicht mehr, als dieser Zweck erheischt, von ihnen fordern darf. Dagegen ist es ein sicheres Merkmal einer schlechten Verfassung, wenn sie schon durch ihre Natur den Staatsbürgern größere Lasten auflegt, als die wohlgegründeten Zwecke des Ganzen nothwendig machen, oder wenn sie selbst mit der Möglichkeit des Erwerbes solche durch die allgemeinen Staatszwecke nicht gerechtfertigte Aufopferungen verknüpft; und die Folge davon kann nichts anders, als eine verhältnißmäßige Lähmung und Verminderung der Erwerbsthätigkeit seyn.

Da endlich durch allerley Unglücksfälle, und selbst durch den freyen und allzustarken Vertrieb der Produkte leicht der Fall eintreten kann, daß selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel entsteht, oder daß einzelne Individuen oder ganze Gemeinheiten ihr Eigenthum und die Mittel ihres Erwerbs verlieren; so ist es ein sehr wichtiger Gegenstand für die Beförderung des Nationalwohlstandes, einem solchen Fall durch zweckmäßige Maaßregeln, durch Anlegung von öffentlichen Magazinen, durch Brandversicherungsanstalten u. dgl. vorzubeugen. Auch gehören insbesondere hierher zweckmäßige Armenanstalten, durch welche nicht allein wirklich Hülflose versorgt, sondern auch diejenigen, welche noch Kraft zur Arbeit haben, für den Fleiß und nützliche Thätigkeit gewonnen werden. Nur Mangel an solchen Anstalten ist es, wenn man in einem Staate ganze Bettlerfamilien aufwachsen sieht, die, wie Raubbienen, nicht nur den Fleiß der arbeitsamen Klasse verzehren, sondern auch der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden. Jede Art von sittlicher Verderbniß breitet sich wuchernd in den Herzen solcher Menschen aus, die, an den Müßiggang gewöhnt, und niedergedrückt unter den Fluch

der allgemeinen Verachtung, keinen Reitz zu edler Thätigkeit in sich finden.

Das zweyte Haupterforderniß zum Wohlstand einer Nation ist durchgängig ungestörter Genuß der Rechte. Das kostbarste Unterpfand, welches die Staatsbürger in die Hände der Regierung niederlegen, ist die Handhabung ihrer Rechte, und die erste und heiligste Pflicht der Regierung ist, von diesem Unterpfand den gewissenhaftesten Gebrauch zu machen. Denn darum eben treten sie ja in eine bürgerliche Gesellschaft zusammen, unterwerfen sich dem Zwange der Gesetze, und entäußern sich der Ausübung des einem jedem selbst von Natur zustehenden Zwanges gegen ihre Beleidiger, damit sie des Genusses ihrer Rechte unter dem Schutze der Gesellschaft desto gesicherter seyn. Daher sind es zwey unerläßliche Bedingungen für eine gute Verfassung: einmal, daß sie nicht schon durch ihre Natur den Rechten eines Theils der Staatsbürger Eintrag thue; zweytens, daß sie jeder Kränkung der Rechte zuvorkomme, oder wo eine solche eingetreten ist, sichere und unverzögerte Genugthuung gewähre. In Hinsicht des Erstern muß Gleichheit der Rechte Grundgesetz einer jeden guten Verfassung seyn. Der Grund zu Anforderungen, welche Menschen an Menschen zu machen haben, ist in allen derselbe, unveränderlich und ewig. Er ist die einzige Quelle alles Rechts, und Ungleichheit der Rechte ist gänzliche Vernichtung derselben. Nun bringt die Natur eines jeden Staats zwar allerdings eine Verschiedenheit bürgerlicher Verhältnisse mit sich; allein diese Verhältnisse müssen, wiefern dadurch ein Bürger, oder eine Klasse von Bürgern, Vorzüge vor Andern erhält, schlechterdings durch die allgemeinen Zwecke des Staats, und folglich durch die Zwecke jedes Einzelnen als

Staatsindividuums selbst gerechtfertigt und aufgegeben seyn. In diesem Fall bezweckt der Vortheil oder Vorzug des Einen den Vortheil der Uebrigen, und in der Einheit der Zwecke wird die anscheinende Ungleichheit der Rechte wieder ausgelöscht. Jede Begünstigung des Einen vor dem Andern hingegen, die nicht unter diese Regel paßt, ist eine Aufhebung der Gleichheit der Rechte, und eine Ungerechtigkeit, die die Verfassung in ihrem Wesen schon über einen Theil der Bürger verhängt.

Was das Andere betrifft; so gehört dazu nicht bloß eine, so viel möglich, alle rechtlichen Verhältnisse nach ihrem natürlichen Zusammenhange umfassende, alle ausdrücklichen Fälle klar und genau, die übrigen wenigstens durch eine leichte Analogie bestimmende Gesetzverfassung, und eine eben so bestimmte und einfache Polizey- und Gerichtsordnung; sondern hauptsächlich auch Einheit der Gesetz- und Gerichtsverfassung — einerley Gesetz, einerley Gericht durch die ganze Nation. Welch ein Feld für die Ränkemacher, welche Schlupfwinkel für die Frevler an der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Recht, welche Verzögerungen und abschreckende Hindernisse für die Rechtsgesuche, wo das Recht sich in tausenderley Gestalten kleidet, und Sicherheit und Rechtsgenuß von eben so vielen gänzlich getrennten, in keiner organischen Verbindung stehenden Gerichtshöfen abhängig sind!

Die Beförderung des physischen Wohlbefindens, als des dritten Haupterfordernisses des Nationalwohlstandes, macht dem Staat eine doppelte Art von Maaßregeln zur Pflicht: negative und positive, oder Maaßregeln zur Sicherung vor Krankheiten, und Maaßregeln zur Abhülfe derselben. Zu den erstern gehört: Entfernung aller Ursachen, welche Krankheiten erzeugen oder fort-

pflanzen

pflanzen können, als Verbesserung der Atmosphäre durch Austrocknung von Sümpfen, Unterdrückung gesundheitverderblicher Gebräuche, Abwehrung oder Hemmung ansteckender Krankheiten, Ausrottung einheimisch gewordener, wie der Blattern, durch Inoculation ꝛc. Zu den letztern gehören wohleingerichtete, mit tüchtigen Lehrern besetzte, und mit allen erforderlichen Hülfsmitteln hinlänglich ausgestattete Institute zur Bildung der Aerzte und Wundärzte, scharfe Prüfung eines jeden, der sich der Ausübung der Heilkunst unterziehen will; Verbannung aller Quacksalberey, sorgfältige Aufsicht über die Zubereitung und den Verkauf der Arzneyen, mit einem Wort: eine strenge medicinische Polizey.

Was endlich die Kultur des Volks betrifft, so werden dazu Bildungsanstalten aller Art, in Absicht auf Wissenschaften, Künste, Gewerbe, Handel, Ackerbau ꝛc. erfordert, die nach einem solchen System organisirt, und so verbreitet und verbunden sind, daß die ganze Nation an ihnen gleichmäßigen Antheil nehmen, und Ausbildung ihrer Fähigkeiten und gesammten Anlagen gewinnen kann. Der Zweck dieser Anstalten muß sich über alles erstrecken, was in den Bürgern einer Entwickelung bedarf. Sie sollen eben so sehr den höhern Zweck der Menschheit befördern, als sie dem Interesse des Staates dienen. Die Bestimmung des Menschen darf über der Bestimmung des Bürgers nie vergessen werden. Ein liberaler Geist muß über diesen geheiligten Anstalten walten. In Absicht auf sie darf der Staat nicht kargen. Sie geben mit Wucher zurück, was von den Kräften des Staats auf sie verwendet wird. Der Flor der öffentlichen Bildungsanstalten ist das sicherste Kennzeichen der Weisheit der Regierung, wie der Erhabenheit ihrer Gesinnung. Ein Staat, in welchem die Jäger

schwelgen, und die Schullehrer darben, ist noch sehr weit von dem Ziel der Vollkommenheit entfernt. Zugleich müssen die Bildungsanstalten das Mittel seyn, die besten Köpfe in der Nation, das Edelste, was sie an Bürgern besitzt, kennen zu lernen, und sie als künftige Theilnehmer an den öffentlichen Geschäften jeder Art auszuzeichnen, und mit bloßer Rücksicht auf ihre Würdigkeit emporzuheben. Damit dieses wichtige Geschäft der Volksbildung aber immer mehr dem Ziel der Vollkommenheit entgegenrücke; so muß eine Auswahl der besten Köpfe, der edelsten und kenntnißreichsten Männer eine fortdauernde Gesellschaft bilden, die, bloß der Vervollkommnung der Wissenschaften und Künste geweiht, rastlos ihren Blick auf das National-Bildungswesen richtet, und an dem steten Fortschreiten desselben arbeitet.

Man betrachte nun Deutschland, in welcher von diesen Hinsichten man will; so springt auf den ersten Blick ins Auge, daß seine Verfassung selbst mit den ersten Bedingungen der Möglichkeit desjenigen Grades von Ausbildung und Wohlstand stritt, zu welchem es, sowohl nach den natürlichen Anlagen und Eigenschaften seiner Bewohner, als nach der Beschaffenheit und Lage seines Bodens, sich hätte erheben können. Da nicht der Wille einer einzigen, oder auch nur einiger wenigen Verwaltungen über das Ganze verfügte, sondern die Nation unter einer sehr großen Anzahl von Regierungen, deren jede im Umfang ihres kleinern oder größern Gebiets alle Rechte eines Landesherrn ausübte, getrennt lebte; so fielen dadurch alle Anstalten, welche nur durch den vereinten Aufwand eines großen Nationalvermögens möglich sind, und alle, das Ganze umfassende, und die Beförderung des allgemeinen Wohlstands betreffende Maaßregeln so ganz

hinweg, daß es auch nicht einmal jemanden einfallen konnte, den Gedanken davon aufzufassen. An ein allgemeines Staatswirthschafts-System, welches darauf berechnet gewesen wäre, den Boden und die Lage des Landes, so wie das Genie der Bewohner so zu benutzen, daß daraus der größtmögliche Gewinn hätte resultiren müssen; an allgemeine politische Maaßregeln zur Beförderung des Ackerbaues, des Gewerbes, der Fabriken, des in- und ausländischen Handels; an eine allgemeine zweckmäßige Anordnung der Steuern, Taxen und Auflagen; an Gleichheit der Münzen, Maaße und Gewichte; an Erbauung und Unterhaltung guter Strassen durch das ganze Reich, zur Beförderung des allgemeinen Verkehrs; an allgemeine Benutzung und zweckmäßige Verbindung der Flüsse und Ströme rc. war so wenig zu denken, als an allgemeine Maaßregeln zur Abwendung und Milderung der Noth, die einzelne Distrikte treffen konnte, als allgemeine Feueranstalten, Armenanstalten, Brand- und Wittwenkassen, Magazine rc. Das größte staatswirthschaftliche Genie, ein Sülly, ein Kolbert, wäre hier ein ganz unnützes Geschenk der Natur gewesen.

Die Verwaltung und Benutzung jedes einzelnen Distrikts hing von der besondern Regierung desselben ab, und die Maaßregeln derselben waren blos auf den Umfang dieses Distrikts eingeschränkt. Jede Regierung war nur an das besondere Interesse ihres Landes oder Ländchens gebunden, und traf nur solche Verfügungen, welche dieses Interesse beförderten, ohne Rücksicht, ob das Interesse der Nachbarstaaten dabey gewann oder verlor. Solche Vortheile, wie sie unter der Bedingung aus ihrem Lande hätte ziehen können, wenn Einheit des Verwaltungssystems zwischen diesem und benachbarten Staaten Statt gefunden hätte, mußten entweder völlig aufgegeben werden, oder litten doch großen Abbruch. Wo aber auch das Interesse mehrerer

Nachbarstaaten sich sehr wohl vereinigen ließ, oder gar erst durch einstimmige Maaßregeln möglich wurde, da hinderten doch bald Eigensinn, bald Trägheit, bald andere Ursachen die verschiedenen Verwaltungen, durch vereinte Thätigkeit gemeinsame Zwecke herbeyzuführen. Collisionen, Widerstreit, gegenseitiger Abbruch der verschiedenen Interessen, und oft völlige Unmöglichkeit wichtiger Vortheile, waren die unausbleiblichen Folgen dieser Zerrissenheit. Welch eine mächtige Hemmung der Erwerbsthätigkeit brachten nicht schon die Auflagen und Zölle, womit die Stände die Produkte und Bedürfnisse ihrer Länder gegenseitig beschwerten, hervor! Wie manche Unternehmung wurde dadurch darnieder gedrückt, wie manche schon in der Geburt erstickt! Nicht zu gedenken, daß die großen Opfer, welche die Industrie dadurch zu bringen genöthigt war, ohne Gewinn für eigene Staatszwecke, die allein sie rechtfertigen können, verloren gingen.

Aber auch selbst eine in dem Grade vortreffliche Verwaltung, als die aus der Zerstückelung entspringende Beschränktheit noch verstattete, konnte im Allgemeinen nicht Statt finden. So vortrefflich auch ein einzelner Staat verwaltet werden mochte, so schlecht konnten es die übrigen seyn: denn die Maaßregeln der einen Regierung waren kein Gesetz für die übrigen, und paßten auch nicht für jeden andern Staat. Dann fehlte es fast durchaus den Regierungen an derjenigen Triebfeder, die sie am meisten hätte reizen müssen, zur Aufnahme und zum Flor ihres Landes alle Mittel aufzubieten — es trieb sie nicht die mächtige Sorge für Unabhängigkeit und Selbstständigkeit. Ihre Rechte und Integrität waren durch den Reichsverband in soweit gesichert, als sie dadurch, der Natur der Sache nach, gesichert seyn konnten. Sie selbst vermochten darin nichts zu ändern. Die größten Anstrengungen, die weit getriebenste Erhöhung ihrer im-

mer unbedeutenden Staatskräfte hätte doch nicht dazu dienen können, ihre Selbstständigkeit auch nur gegen einen mächtigern Mitstand zu behaupten, oder bey einem entstehenden, dem Reiche fremden, und gegen das Interesse desselben streitenden Kriegsungewitter sich neutral zu erklären, viel weniger sich einen bedeutenden Einfluß auf andre Staaten zu verschaffen. Zu ohnmächtig, um selbst eine Macht zu werden, ließen sie es also in der Regel dabey bewenden, die Vortheile zu genießen, die nach dem einmal eingeführten System sich ohne große Anstrengung und mühselige Verbesserungsplane von selbst ergaben.

Dazu kam, daß in vielen Reichsstaaten die Regierung nicht erblich war, folglich auch nicht einmal die Sorge für ihre Nachkommenschaft sie bestimmen konnte, etwas für die Verbesserung und den Wohlstand eines Landes zu thun, das sie, war sie nicht von seltnen, edlen und uneigennützigen Gesinnungen belebt, nur in sofern interessirte, als sie daraus ohne Abbruch ihrer Bequemlichkeit Befriedigung ihrer eigenen persönlichen Wünsche ziehen konnte. Es ist Thatsache, welche Schuldenlast von Anbeginn dergleichen Länder drückte, so wie es Thatsache ist, wie merklich sie sich hoben, sobald sie unter erbliche Herrschaft kamen.

Bey eintretenden Unglücksfällen war ein kleiner Staat allem Jammer der Hülflosigkeit Preis gegeben. In sich selbst fand er keine Mittel, seinem Uebel abzuhelfen, und über die Hülfsmittel der Nachbarn hatte er kein Recht. Geriethen z. B. die Aernten übel, und benachbarte Staaten fanden für gut, ihren Unterthanen den Verkauf ihrer Vorräthe an Auswärtige zu untersagen; so war der nothleidende Staat dem drückendsten Mangel ausgesetzt, oder sah sich gezwungen, mit vieler Gefahr, und zum großen Nachtheil der Moralität, die noth-

wendigsten Bedürfnisse des Lebens als Contreband von fremdem Gebiet zu holen.

Wie sehr bey einer solchen Zerstückelung des deutschen Staatskörpers der Rechtsgang erschwert werden, und wie mancher Vorschub dadurch dem Verbrechen, dem Frevel, der Bosheit geschehen mußte, fällt von selbst in die Augen. Wenn ein Verbrecher auch eben keinen Schutz auf fremdem Territorium fand; so war doch eine Regierung bey der Ahndung von Verbrechen, die fremdes Gesetz und Recht verletzten, und beym Schutz der Rechte fremder Unterthanen lange nicht so interessirt, als wo es die eigenen betraf. Auch war der Rechtsgang, die Gerichts- und Polizeyverfassung dem Auswärtigen, der seinen Beleidiger auf fremdem Gebiete verfolgte, und sein Recht vor fremden Behörden suchte, zu wenig bekannt, und der Verfolgte fand zu leicht Mittel, sich der Verfolgung und Ahndung zu entziehen, oder sie zu erschweren, als daß nicht öfters Gesetz und Recht hätten unbefriedigt bleiben müssen.

Die Rechtsverfassung selbst betreffend, fanden sich in den meisten Staaten zu wenig Reitz, Veranlassung und Mittel, und zu viel Hindernisse und Schwierigkeiten, als daß es so leicht zu bedeutenden Verbesserungen und Umgestaltungen hätte kommen können. Mithin blieb alles, wie in der übrigen Verwaltung, so auch in Hinsicht auf die Gesetze und deren Vollziehung, gewöhnlich bey dem Alten, und es wurde daher nicht leicht irgendwo so viel schädlicher, und das Gute, das Fortschreiten zum Bessern hindernder Schlendrian angetroffen, als in den meisten, besonders kleinern deutschen Staaten. Auch die Bestellung tüchtiger Beamten, im geistlichen und weltlichen Fach, war großen Schwierigkeiten unterworfen. Denn da die meisten kleinen Staaten weder Mittel genug besaßen, um höhere Bildungsanstalten selbst zu unterhalten, noch solche

Behörden anzusetzen, die tüchtig gewesen wären, den ganzen Umfang der zu den verschiedenen Aemtern erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu übersehen; so war die natürliche Folge, daß auch die Prüfung und darauf sich gründende Anstellung künftiger Beamten nicht anders, als sehr unvollkommen ausfallen konnte.

Dasselbe war der Fall in Rücksicht auf das Medicinalwesen. Da die Aerzte in den kleinen Staaten ihre Kenntnisse sich meistentheils auf fremden Universitäten erwerben, und dort auch ihre Prüfungen bestehen mußten; so hing es meistens von dem Zufall ab, was für Subjekte hier die wichtige Sorge für die Gesundheit der Einwohner auf sich hatten; und in welchen Umständen das Medicinalwesen überhaupt sich in einem Staate befinden mußte, dem es an höhern Anstalten zur Aufsicht und Organisation desselben mangelte, ergiebt sich von selbst.

Kurz, wie das Streben der deutschen Magnaten in jenen stürmischen Zeiten, in welchen die neuere Reichsverfassung sich bildete, nicht dahin ging, die Kultur und den Wohlstand der Nation, oder die höhern Zwecke des Staats zu befördern, sondern nur sich unabhängig zu machen, und ihren Privatvortheil auf Kosten des Ganzen, soviel sie vermochten, auszubreiten; so ward diese Umkehrung der Maximen auch zum Grundzug jener Verfassung: der höhere Wohlstand der Nation, die wesentlichsten Zwecke des Staats wurden unabänderlich den Privatzwecken einer Anzahl mächtiger Individuen zum Opfer gebracht.

Aber spricht nicht die That selbst laut gegen die Uebel, die hier der Verfassung Deutschlands zur Last gelegt werden? Herrschte nicht, im Ganzen genommen, in Deutschland Wohlstand und Ueberfluß? Hat nicht die Industrie, der Ackerbau, Fa-

briken, Gewerbe, Handel, in vielen deutschen Provinzen eine beträchtliche Höhe erreicht? Ist Deutschland nicht voll von Bildungsanstalten zur Entwickelung der sittlichen, intellectuellen und Kunst-Fähigkeiten? Sind nicht viele, und darunter mehrere der wichtigsten neuern Erfindungen deutschen Ursprungs? Hat Deutschland nicht längst in der höhern Kunst und in allen Zweigen der Wissenschaften mit den gebildetsten Nationen des Erdkreises gewetteifert, und in manchen es ihnen sogar weit zuvor gethan?

Allerdings darf Deutschland stolz seyn auf die Höhe, die seine Bürger in diesen und andern Hinsichten errungen haben. Aber rechtfertigt dieses die tiefen Gebrechen seiner Verfassung? Beweist es, daß die Deutschen ohne die drückenden Fesseln dieser Verfassung nicht eine noch weit bewundernswürdigere Höhe würden haben erreichen können? Was hat denn die deutschen Bürger von Anbeginn so sehr empor gehoben? Ihre kräftige Natur, ihr unermüdeter Fleiß, ihr aufstrebender Geist, der allen Hindernissen der öffentlichen Verhältnisse Trotz bot! Dadurch haben sie sich im Mittelalter unter dem schmählichen Druck der Sklaverey hervorgearbeitet, und im immerwährenden Kampf mit der Raubsucht des müßigen Adels und mit den Gewaltthätigkeiten der Großen sich Freyheit, Reichthum, Macht und Ueberfluß erworben. Was Deutschland Treffliches aufzuweisen hat, verdankt es fast ausschließend diesem rastlosen Fleiß, diesem muthvoll gegen alle Hindernisse anstrebenden Geist seiner geringern Volksklasse, seiner Bürger. Soll man nun als Wirkung der Verfassung rühmen, was die Energie der Deutschen selbst erst durch ihren Sieg über die Verfassung schuf? Muß man bey dem Anblick einer so regen, kräftigen Natur nicht vielmehr bedauern, daß so viele Hindernisse ihr verwehrten, und günstigere Verhältnisse sie nicht in Stand setz-

ten, sich in einem noch weit vollkommneren Grade zu entfalten?

Laßt uns nur einen Blick auf die Bildungs- oder Unterrichts-Anstalten in Deutschland werfen! Zahlreich sind sie freylich in so einem Grade, daß insbesondere die Menge der Universitäten jeden unkundigen Fremden in Erstaunen setzt. Allein, was ihre Menge erzeugte, erzeugte auch ihre Unvollkommenheit und ihren Mangel an Zusammenhang — die unerhörte Zerstückelung des deutschen Staatskörpers. Wie wenig befriedigend, wie traurig ist das Resultat, das eine nähere Untersuchung derselben giebt!

Drückende Dürftigkeit ist fast durchgängig das Loos der Lehrer, und der größte Theil derselben muß bis ans Ende seiner Tage der bittersten Armuth seine Existenz abkämpfen. Auf einen geringen, oft zum Nichts herabsinkenden öffentlichen Gehalt beschränkt, ja zum Theil lange Zeit ohne allen Gehalt, müssen sie, dem elendesten Kramer gleich, die Schätze mühsam errungener Wissenschaft, die Lehren der Weisheit und Tugend, ihren Zöglingen und Schülern um einen kärglichen Lohn verkaufen. Mit einem Herzen voll Nahrungssorgen begrüßen sie am Morgen die aufgehende Sonne, mit Kummer und Sorgen scheiden sie am Abend von ihr; und wenn sie am Ziel eines rastlosen, freudenleeren, verdruß- und mühevollen Lebens die Gesellschaft verlassen, über die ihr Fleiß und ihre Talente reichen Segen ausströmten; so können sie nicht einmal den Trost ins Grab mitnehmen, ihre Wittwen und Kinder versorgt zu wissen!

Die Organisation der höhern sowohl, als niedern Unterrichtsanstalten ist im Allgemeinen so fehlerhaft und unvollkommen, und sie hängen so wenig nach einem durchgreifenden Plan zusammen, daß sie weder zu einer nur in einigem Grade vollständigen und vielseitigen Ausbildung des Bürgers

und Landmanns, noch des Gelehrten und Künstlers zureichend sind. Und wie an hinlänglichen Fonds zur Besoldung der Lehrer; so fehlt es noch mehr an Fonds zu Anschaffung und Unterhaltung der, insbesondere bey den höhern Instituten, so unentbehrlichen Hülfsmitteln an Büchern, Instrumenten, Apparaten, zu Errichtung damit zu verknüpfender Anstalten für die Heilkunde, Sternkunde, Oekonomie, Handel rc.; und es würde in allen diesen Hinsichten noch weit schlimmer stehn, hätten nicht reiche, wohldenkende und patriotisch gesinnte Privatpersonen dann und wann durch Vermächtnisse für die Vervollkommnung jener Institute gesorgt.

Was hat nun gemacht, daß Deutschland, Trotz diesem mangelhaften Zustande seiner Bildungsanstalten, Trotz aller Vernachläßigung, Trotz allem Mangel an Aufmunterung und Unterstützung seiner Gelehrten, der so viele treffliche Köpfe ins Ausland trieb, andere, wie einen Keppler, bis ans Ende im tiefsten Elend verschmachten ließ, dennoch stets so reich an großen Gelehrten war, und in Wissenschaften, Kunst und Erfindungen aller Art, mit den gebildetsten Nationen der Erde theils wetteiferte, theils sogar sie weit übertraf? Dieselbe deutsche Kraft, die sich in frühern Zeiten dem Ausland und den Feinden durch kriegerische Thaten furchtbar machte, die hat sich den Fremden in spätern Zeiten, wo den Arm des Deutschen seine Verfassung lähmte, in Wissenschaft und Kunst und jeder Tugend der Menschheit aus eignem Drange und im Kampf mit allen Arten von Hindernissen und Schwierigkeiten ehrwürdig gemacht! Unter stetem Ringen mit Mangel und Sorgen, durch rastlose Anstrengung und Thätigkeit, durch musikalische Talente, durch kärglich belohnten Unterricht der Kinder einzelner Privaten, durch Entbehren und Versagen, mit immer dabey fortschreitendem eifri-

gem Studium, oft bis zu der bewundernswürdigsten Höhe in Kenntnissen und Wissenschaft sich im ganz eigentlichen Sinn empor zu arbeiten, und dieß nicht, um dann irgend einmal durch Gemächlichkeit und Ueberfluß, oder durch hohe Auszeichnung an Macht und Würden im Staate belohnt zu werden, sondern blos um in und für die Wissenschaften zu leben, und an der Menschheit mit fort zu bilden — das ist nicht etwa ein einzelner, seltener Fall, das ist die gewöhnliche Geschichte der deutschen Gelehrten, die sich auf andere Weise auch bey andern Klassen des dritten Standes wieder findet. Hierher blicke also der Deutsche, um sich selbst zu achten, und der Ausländer, um den unterdrückten Deutschen ehren und bewundern zu lernen!

Wenn nun in einem Lande, wie Deutschland, das von Natur so reich an mächtigen Hülfsquellen ist, dessen Einwohner so voll von Anlagen, so voll Kraft und Eifer zur Ausbildung und nützlichen Anwendung ihrer Fähigkeiten sind, sich dennoch diejenigen Anstalten, von welchen die Bildung, und mittelbar zugleich der Wohlstand und Flor der ganzen Nation abhängt, in einem so dürftigen und unvollkommenen Zustand befinden; so kann man wohl im Ganzen nicht auf eine Verwaltung schliessen, die sich die Entwickelung und Benutzung der Fähigkeiten des Volks, und die größtmögliche Beförderung des allgemeinen Flors des Landes sehr angelegen seyn ließe, noch kann man eine Verfassung vortheilhaft finden, welche die zur Unterhaltung und Vervollkommnung solcher Anstalten erforderlichen Kräfte durch Trennung und Zerstückelung des Ganzen so sehr vereinzelt, und den Regierungen so wenig Reiz gewährt, mit Anstrengung und Eifer für das Emporkommen ihrer Staaten zu wirken. — —

Zwar machte Preußen, wie in andern Hinsichten, so auch in Rücksicht auf die Kulturanstalten

seiner Bewohner, eine vortheilhafte Ausnahme. Allein das giebt gerade eine eben so nahliegende, als in die Augen springende Bestätigung des hier behaupteten Satzes. Daß Preußen für sich ein großes Ganzes bildete, daß es, um sich als dieses Ganze zu erhalten und zu sichern, alle Hülfsmittel einer klugen und thätigen Staatsverwaltung aufbieten mußte, das machte, daß wir dort im Verlauf einer kurzen Zeit so treffliche Unterrichts- und Bildungsanstalten aller Art emporblühen, und täglich sich vervollkommnen sahen. Preußen, dessen Boden von der Natur so wenig begünstigt, und dessen Provinzen so zerstreut waren, hat überhaupt einen auffallenden Beweis geliefert, welch einen Gipfel von Macht, welch eine Summe von Kräften ein Staat dadurch erschwingen kann, daß alle Theile desselben, durch einen Willen bewegt, nach einem System zusammen wirken. Wenn durch eine Regierung, welche ein großes Ganze umfaßt, aus Preußen werden konnte, was es war bis dahin, wo sein beßrer Genius von ihm wich, was hätte aus Deutschland werden müssen, wenn einem Friedrich dem Großen vergönnt gewesen wäre, diese ungeheure Masse von Kräften, die es in sich schließt, oder aus sich zu produciren vermag, zu einem allgemeinen Leben zu wecken, und in durchgängige, wohlberechnete Wechselwirkung zu setzen?

Nach Preußen hat vorzüglich Hannover durch thätige Sorge für seine Unterrichtsanstalten sich rühmlich ausgezeichnet. Die Universität zu Göttingen und das Schulmeisterseminarium zu Hannover bleiben ruhmwürdige Denkmale einer weisen und thätigen Regierung. Allein abgerechnet, daß dieser trefflichen Institute ungeachtet, die Schulen, sowohl auf dem Lande, deren Lehrer großentheils ärmlicher, als irgendwo, besoldet sind, als in den meisten kleinern Städten und Flecken noch auf einer sehr niedern Stufe der Vollkommenheit stehen;

so darf man auch nicht vergessen, daß Hannover im Besitz eines der mächtigsten Monarchen Europa's, des Hauptes eines Staates war, den keiner an kluger und thätiger Verwaltung übertraf.

Ich schweige von Sachsen, Bayern, und verschiedenen andern deutschen Staaten, wo noch das Meiste für öffentliche Unterrichtsanstalten geschehen ist. Sachsen ist reich an trefflichen Instituten dieser Art, die unter der gegenwärtigen weisen Regierung sich immer mehr der Vollkommenheit nähern. Dresden, Leipzig, Wittenberg, Freyberg, und mehrere Landstädte liefern Beweise davon. Aber Sachsen war auch nach Oestreich und Preußen der bedeutendste Staat in Deutschland, das reichste und gesegnetste Land, von dem emsigsten, talent- und geistreichsten Volke bewohnt, bildete schon mehr eine selbstständige Macht; seine Universitäten und großen Landschulen sind durch secularisirte Klöster und Stifter dotirt, genießen die Fonds von vielen Privatvermächtnissen, und werden noch immer von Zeit zu Zeit durch neue, oft sehr beträchtliche Vermächtnisse reicher Privaten unterstützt. Und dennoch wird kein Sachkundiger behaupten, daß obige Klagen auch auf Sachsen keine Anwendung fänden.

Auch die sächsischen Fürsten ernestischer Linie haben seit langer Zeit rühmliche Sorge für die Unterrichtsanstalten ihrer Lande getragen, und unter ihrem vereinten Schutz hat geraume Zeit einer der ersten deutschen Musensitze geblüht. Aber das neuerliche schnelle Sinken desselben hat zugleich auch einen sehr auffallenden Beweis gegeben, wie verderblich die große Vereinzelung der deutschen Staatskräfte, wie in anderer, so insbesondere auch in Rücksicht auf die Bildungsinstitute wirkte. Selbst die Zusammenwirkung mehrerer Regierungen war nicht im Stande, das Sinken dieses Instituts zu hindern, sobald ein großer und mächtiger Staat den ausgezeichnetesten Lehrern desselben Gelegenheit

gab, eine höhere, ihren Verdiensten angemessenere Belohnung und mehr Spielraum und Unterstützung für ihre wissenschaftliche Thätigkeit zu finden.

Was sich also aus der Natur einer Verfassung, wie die deutsche, schon von selbst ergiebt, das bestätigt auch Schritt für Schritt die Erfahrung: Statt ein Beförderungsmittel der Kultur und des höchstmöglichen Wohlstands der Nation zu seyn, legte sie beyden vielmehr unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Doch gesetzt auch, es wäre Deutschland möglich gewesen, bey dieser Verfassung einen so hohen und selbst einen höhern Grad des Wohlstands, als bey jeder andern, zu erschwingen, was hätte es dadurch für seinen ersten und nothwendigsten Staatszweck gewonnen? Es blieb in dieser Hinsicht arm bey dem größten Ueberfluß, schwach und hülflos bey den riesenhaftesten Kräften. Der Reichthum der einzelnen Staaten war kein Reichthum der Nation. Im Gegentheil, je kräftiger der einzelne Staat sich fühlte, desto trotziger war er, und desto weniger zu bewegen, dem allgemeinen Besten etwas zum Opfer zu bringen.

Die Grundtendenz der Theile ging von Anbeginn gar nicht dahin, sich in ein Ganzes zu verbinden, und in und für diese Verbindung, als wahre organische Glieder zum gemeinsamen Zweck des Ganzen zu wirken; sondern vielmehr sich diesen Banden zu entziehen, nur in sich selbst zu leben, und blos so viel für das Ganze aufzuopfern, als das lockere Band, wodurch sie noch zusammen hingen, ihnen unvermeidlich auferlegte. Daher die vielen immer vergeblich wiederholten Aufforderungen von Seiten der Kaiser, und die unendlichen Schwierigkeiten von Seiten der Stände, wo es irgend einen gemeinsamen, auch noch so wichtigen Zweck betraf. Daher der langsame, oft unterbro-

chene Gang aller öffentlichen, von den Ständen selbst gewünschten und als nothwendig erkannten Anordnungen, wie die des Reichskammergerichts, des Reichsregiments u. a. Die Abneigung, sich zu irgend einem Aufwand für das Ganze zu verstehen, ging so weit, daß man nicht einmal auf den Reichstagen mehr erscheinen wollte. Mehrere Stände ließen sich deshalb ausdrücklich von dieser Pflicht entbinden. Die übrigen versäumten sie eigenmächtig, oder schickten ihre Deputirten, so daß dieses endlich ganz zur Regel wurde.

Aber auch ohne Rücksicht auf diese sehr natürliche Abneigung der Stände, etwas zum Besten des Ganzen zu thun, machte schon der Umstand, daß so viele über die deutschen Staatskräfte zu verfügen hatten, sie größtentheils unnütz. Welcher Gang der Berathschlagungen und der Uebereinkunft zu einem gemeinschaftlichen Zweck, zumal wenn derselbe mit wesentlichen Aufopferungen verbunden war, ließ sich wohl von einer so großen Menge von Regierungen erwarten, die in Absicht auf den Umfang ihrer Staaten, und auf ihr besondres Interesse so verschieden, nur in ihren Deputirten versammelt, und überdieß noch von ihren eignen Landständen abhängig waren? Jeder Reichstag endete in der Regel damit, daß man die Entscheidung der Sache auf einen andern verschob, auf welchem eben so wenig ausgemacht wurde; und die wichtigsten Angelegenheiten zerschlugen sich, weil niemand geneigt war, die Mittel dazu herzugeben. Als endlich durch Gesetze ein bestimmter Beytrag zu den öffentlichen Kasten festgesetzt wurde, da ward und blieb derselbe doch so schlecht regulirt, und so unzureichend, daß nichts von Bedeutung dadurch auszurichten war. Die Folge entsprach dann ihrem Grunde. Das sonst so mächtige Deutschland sank zur kläglichsten Ohnmacht herab. Ein Volk, das sonst dem ganzen europäischen Kontinent Gesetze

gegeben, war nicht einmal mehr im Stande, einen einzelnen mächtigen Stand aus seiner Mitte in Schranken zu halten. Die Sicherheit des Reichs im Einzelnen, wie im Ganzen, im Innern, wie im Aeußern, beruhte auf zufälligen Verhältnissen, statt ihren Grund in den eignen Kräften der Nation zu haben, und es war verloren, sobald jene Verhältnisse schwanden.

Solche Züge sind wohl hinreichend, um die bisherige Verfassung Deutschlands in einer Gestalt zu zeigen, in welcher sie vor dem Richterstuhl einer gründlichen Politik dem entscheidendsten Verdammungsurtheil nicht entgehen kann. Indessen verdient außer den angezeigten Grundgebrechen unter andern hauptsächlich eins, von welchem sie aufs innigste durchdrungen war, noch eine besondere Rücksicht. Dieß war das große Mißverhältniß in den staatsbürgerlichen Rechten der Unterthanen.

Die ganze deutsche Staatsform hatte sich durch Dienstmannschaft gebildet. Durch Hülfe ihrer Dienstpflichtigen hatten die fränkischen Fürsten sich die deutschen Völker unterworfen; durch ihre Hülfe beherrschten sie dieselben. Die ausschließenden Werkzeuge der höchsten Gewalt waren die Getreuen des Königs. Durch sie wurden alle wichtigern Aemter im Staate und am Hofe besetzt. Die Folge davon war, daß sie dem Volke das Joch überwarfen, sich in ihren Aemtern und Lehen erblich machten, und sich zu selbstständigen Herren erhoben. Wie abermals der König ihrer Dienste bedurfte, um über die Nation zu herrschen, und Glanz um seine Person zu verbreiten; so bedurften sie nun der Dienste ihrer Leute, um sich von der Gewalt des Königs loszumachen, die Selbstherrschaft in ihrem Lande auszuüben, und ihrem Hofe Glanz zu geben. So bildete sich ein Kreis von Territorial-Vasallen um

die Personen der Fürsten, wie diese selbst zuvor einen Kreis von Reichs-Vasallen um die Person des Königs gebildet hatten. Sie waren die Stützen und Organe der Landesautorität, wie die Fürsten zuvor die Stützen und Organe der Reichsautorität gewesen waren. In ihnen bestand die Militairmacht der Fürsten, sie waren berufen, die vorzüglichern Beamten am Hofe, so wie die Mitsprecher in öffentlichen Angelegenheiten, die Räthe und Werkzeuge in der Regierung des Landes zu seyn. Für ihre Dienste ward ihnen der Genuß von Lehngüthern. Bald aber wußten auch sie sich den erblichen Besitz dieser Güther zu verschaffen, und wenn sie im Ganzen auch zu ohnmächtig waren, um sich von ihrem Fürsten unabhängig zu machen; so fanden sie doch in den Umständen Unterstützung genug, um sich der für ihre Güther unentgeldlich zu leistenden Dienste zu entschlagen, und übrigens alle ihre sonstigen Vorzüge beyzubehalten.

Auf solche Weise erzeugte sich in den deutschen Staaten ein Stand, der das Privilegium hatte, im Besitz der wichtigsten Güther des Landes nicht nur an allen Vortheilen der bürgerlichen Gesellschaft Theil zu nehmen, ohne die damit verbundenen Lasten zu tragen, sondern auch ausschließend den Glanz des Hofes und die Vortheile und Gewalt der Regierung zu theilen. Alle Lasten fielen sonach auf den Bürger und Bauer zurück. Daß eine solche Verfassung den wesentlichsten Rechten dieser vernachläßigten Klassen der Staatsbürger widerstritt, fällt von selbst in die Augen. Mit welchen Gründen ließe sich's wohl vertheidigen, wenn ein Theil der Staatsbürger, der vermöge seines Wohlstands bey der Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft am meisten interessirt seyn muß, sich der Obliegenheit entzieht, zu dem nöthigen Aufwand für dieselbe seinen angemessenen Beytrag zu entrichten, und alle Beschwerden nur auf die übrigen Klassen wälzt?

Ist es nicht ein Raub an dem Vermögen, eine offenbare Verletzung an den Rechten der letztern? Ist es nicht eben der Zweck jedes Staatsvereins, die gesammten Mitglieder desselben vor Beeinträchtigungen ihrer Rechte zu schützen? Wie kann er aber diesem Zweck entsprechen, wenn selbst durch seine Organisation ein Theil der Bürger gezwungen ist, sich für den andern aufzuopfern? Ist ein auf solche Weise organisirter Staat, anstatt vor Gewaltthätigkeiten zu sichern, nicht vielmehr selbst ein fortwährender Quell von Gewaltthätigkeiten?

Doch wir wollen gar nicht erwähnen, welche Anforderungen sich aus den klaresten Grundsätzen des Rechts an jede Staatseinrichtung machen lassen, und wie wenig die Verfassung der deutschen Staaten mit diesen Grundsätzen sich vereinigen ließ. Wir wollen auch nicht des kränkenden Gefühls gedenken, welches noch überdieß der Stolz und Uebermuth der so begünstigten Klasse ihren zurückgesetzten Staatsmitbürgern so oft erregte. Nur auf den ungemeßnen Nachtheil wollen wir Rücksicht nehmen, der aus dieser Verfassung für den Staat entsprang. Statt daß die Wichtigkeit der höhern Stellen im Staat, am Hof, und bey der Armee die Einsichtsvollsten, Besten und Tüchtigsten aus der ganzen Nation, ohne alle andere Rücksicht als auf ihr Verdienst, erfordert hätte, standen jene Stellen nur dem erwähnten Stande offen. So schlimm dieß an sich schon war; so ward es noch schlimmer dadurch, daß eben dieser Stand, der, vor allen zu den wichtigsten Aemtern berufen, auch nach den gründlichsten Einsichten, nach den größten Verdiensten, und überhaupt nach den aufgezeichnetesten persönlichen Eigenschaften hätte streben sollen, dieß alles in der Regel gerade am allermeisten verabsäumte, weil die Geburt es war, die ihn ausschließend zu solchen Stellen berechtigte. Die natürliche Folge war, daß das Wohl des Ganzen dem Privatinteresse eines

einzelnen Standes aufgeopfert, die öffentlichen Angelegenheiten aus Trägheit, oder Unfähigkeit, oder Mangel an Patriotismus öfters übel geleitet, nöthige Verbesserungen verabsäumt, oder zu schläfrig, oder verkehrt betrieben, der Staat auf allen Seiten im Fortschritt zum Bessern aufgehalten wurde, und unter verwickelten und gefahrvollen Verhältnissen sich ganz ohne Hülfe sah, daß er, mit einem Wort, einer alten eingerosteten Maschine glich, die sich in ihrem gewohnten Gange träg und unbehülflich fortbewegte, ohne nach dem Bedürfniß und dem Entwickelungsgang der Zeiten neue Modificationen anzunehmen. In der That, einen seltsamern und unglücklichern Mißgriff konnte kaum der Zufall thun, als da er zur Verwaltung aller höhern Posten im Staat einen einzelnen Stand ausschließend auserſah! Was würde man von dem Verstande eines Gutsherrn urtheilen, der die Verwaltung seines Guts nicht dem Redlichsten, Treuesten, mit allen zu einem solchen Geschäft erforderlichen Kenntnissen und Eigenschaften am besten Ausgestatteten, den er finden kann, sondern nur einem solchen anvertrauen wollte, dessen Eltern zu einem privilegirten Stande gehörten? Wird aber niemand, dem das Seinige lieb ist, die Besorgung selbst des geringsten Geschäfts einem andern, als dem dazu Tauglichsten, überlassen, wie reimt es sich, bey den schwierigsten und wichtigsten Geschäften, welche die Sicherheit und das Wohl ganzer Völker zum Gegenstand haben, nicht sowohl auf die dazu erforderlichen Fähigkeiten und persönlichen Eigenschaften, als vielmehr auf das Zufälligste unter allem, auf die bloße Geburt, Rücksicht zu nehmen? Das heiligste Institut für die Menschheit ist der Staat; denn nur in diesem ist jede andre, der Menschheit wichtige und heilige Anstalt möglich. Ein solches Institut zu verwalten, es weiter auszubilden und zu schätzen, können nur Menschen von hohem Sinn, von tiefen

vielumfassenden Einsichten, von großen Geisteskräften, von lebendigem Eifer für alles Große, Gute, Schöne, geeignet seyn. Dergleichen können sich nun freylich in jedem Stande finden. Allein die Natur ist so verschwenderisch nicht mit solchen großen Gaben, daß es gut gethan wäre, die Wahl jener Beamten blos auf einen einzelnen Stand, den kleinsten Theil der Nation, zu beschränken, der noch überdieß im Ganzen der Gemächlichkeit huldigt, und die Anstrengung einer tiefern Entwicklung und Anwendung seiner Kräfte scheut!

Welches Resultat läßt sich nun aus diesen Betrachtungen ziehen? Wenn eine Staatsverfassung, Kraft ihrer Natur, nichts anders seyn kann, als ein Inbegriff von Einrichtungen und Mitteln, den Wohlstand und die Ausbildung des Volks im höchstmöglichen Grade zu befördern, und vor allem allgemeine Sicherheit der Rechte und festen Schutz vor innern und äußern Feinden zu gewähren; so war die deutsche Verfassung, die dieser Bestimmung nicht allein nicht entsprach, sondern ihr vielmehr in allen Punkten gerade zu entgegen stand, kaum für eine Verfassung zu achten; und weit entfernt, die Fortdauer einer solchen Verfassung, die ohnehin den Grund zu ihrem Untergang schon unmittelbar in ihrem eignen Schooße hegte, zu wünschen, mußte jeder Deutsche, dem das Beste der Nation am Herzen lag, vielmehr dem Ende derselben mit Verlangen entgegen sehn.

Die gewöhnlichen Gründe, durch welche man diese Verfassung zu vertheidigen, oder wohl gar in ein hervorstechendes vortheilhaftes Licht zu setzen sucht, mögen als Aeußerungen eines gutgemeinten Patriotismus ihren Werth haben; aber eine tiefere und umfassendere Prüfung verträgt ihre Einseitigkeit nicht. „Die Regierung eines kleinen Staa-

„tes, meint man, kann denselben leichter überse-
„hen, und eben darum nachdrücklicher und vor-
„theilhafter auf alle einzelnen Theile wirken. Die-
„sen wichtigen Vortheil gewährte die deutsche Ver-
„fassung, und es verband sich damit noch der, daß
„die Einwohner dieser kleinen Staaten alle Wohl-
„thaten der bürgerlichen Gesellschaft genossen, ohne
„sie durch einen drückenden Aufwand für stehendes
„Militair und durch das Blut ihrer jungen Mann-
„schaft erkaufen zu müssen. Mit Schmerzen muß
„daher jeder kleine deutsche Staat, der in seiner
„Unbemerktheit und politischen Unbedeutendheit ei-
„ner so bequemen und vortheilhaften Existenz ge-
„noß, seine alte Verfassung fallen, und sich in
„eine größere Masse verschmolzen, oder unter neuen
„Formen gefesselt sehn."

Was nützt es aber, den ersten Punkt betreffend, daß eine kleine Regierung ihr Gebiet oder Ländchen bequemer übersehen, die Mängel und Bedürfnisse desselben leichter wahrnehmen kann, wenn es ihr in den meisten und wichtigsten Fällen an Kraft und hinreichenden Mitteln gebricht, diesen Bedürfnissen abzuhelfen, jene Mängel zu verbessern, und irgend einen bedeutenden Plan zur höhern Kultur und zur Emporbringung und Sicherung des Wohlstands der Unterthanen auszuführen? Was nützt es z. B., daß eine solche Regierung noch so gut die Mittel übersieht, den Wohlstand der Unterthanen durch Fabriken und Handel zu heben, wenn ihnen benachbarte Staaten durch hohe Taxen und Zölle den Verkehr mit dem Ausland erschweren, oder durch Ein- und Ausfuhrverbote ganz vernichten, wenn sie in dem einen Falle den Ertrag ihres Fleißes in hohem Grade vermindern, im andern ihnen nothwendige Bedürfnisse entziehen, oder den Absatz ihrer Erzeugnisse hindern, dadurch die Quellen ihres Erwerbs verstopfen, und sie in Unthätigkeit, Mangel und Elend versetzen?

Was nützt es, daß eine solche Regierung bey eintretendem Mißwachs noch so genaue Kenntniß von der Noth der Unterthanen hat, wenn die Nachbarn ihr den Verkauf ihrer Vorräthe, der ersten Bedürfnisse des Lebens, versagen? Was nützt es, daß einer Regierung der geringe Umfang ihrer Staaten die Führung ihres Amts erleichtert, wenn sie bey dem Anblick ihrer so beschränkten Mittel den Muth verliert, irgend eine wichtigere Verbesserungsmaaßregel zu ergreifen, oder jeder Gedanke daran schon in dem Keim erstirbt, und wenn die Unterthanen bey dem Mangel an Reiz zu grösserer Thätigkeit, oder bey der eingeschränkten Aussicht auf bedeutende Vorurtheile ihrer Anstrengungen in Unthätigkeit und Trägheit versinken?

Und hat denn überdieß der Vortheil, ein kleines Ganze leicht übersehen zu können, in vielen kleinen deutschen Staaten wirklich dazu gedient, allen Mängeln und Bedürfnissen in so weit abzuhelfen, und das wohlthätige Werk der Verbesserung in so weit thätig zu befördern, als die geringen Kräfte vergönnten? Konnte man von der Gesetzgebung rühmen, daß sie mit den unveränderlichen Grundsätzen des Rechts und mit den wesentlichen Zwecken der Gesellschaft genau zusammenstimmte, daß sie auf den Geist und Zustand des Volks, auf Orts-, Zeit- und andere Verhältnisse gründlich berechnet, und von der Gerichtspflege, daß sie wohl organisirt, unpartheyisch, schnell und sicher war? Wurden vermeidliche Processe in der Geburt erstickt, unvermeidliche schleunig, gerecht, und ohne verderblichen Aufwand geschlichtet? Waren die Beamten thätig und redlich, und die Unterthanen vor Bedrückungen und Erpressungen gesichert? Waren Kirchen, Schulen und andre Stellen im Ganzen wenigstens mit den tüchtigsten Subjekten besetzt, und diese nach Verhältniß der Staatskräfte gehörig besoldet? Hatte man für öffentliche Sicherheit,

und Ordnung durch eine gute, wachsame Polizey gesorgt? Mit einem Wort, bot wenigstens die Mehrheit dieser zahlreichen deutschen Staaten eine musterhafte Staatsverwaltung im Kleinen dar? — — Die Antwort auf diese Fragen ergiebt sich zum Theil schon aus dem früher Gesagten; und so weit man auch entfernt seyn mag, zu leugnen, daß hie und da ein besserer Geist die Regierung beseelte, und manche nützliche und weise Einrichtung getroffen ward; so müßte man doch sehr Neuling in der Kenntniß der deutschen Staaten seyn, um in Absicht auf jene Fragen im Ganzen mehr Stoff zum Loben, als zum Tadeln zu finden. Doch dieß bey Seite, so ist es wenigstens außer Zweifel, daß, in jeder Hinsicht auch den günstigsten Fall gesetzt, ein kleiner Landstaat in der Regel nie ein großes Leben gewinnen, nie ein großes Maaß von Kräften in seinen Bewohnern und allseitig entwickeln, nie sich über einen gewissen Grad von allgemeinem Wohlstand erheben, oder wo dieß etwa durch Industrie und Handel geschehen möchte, nie vor schnellem Wechsel und mancherley Launen des Zufalls, denen die Ohnmacht stets am meisten bloßgestellt bleibt, gesichert seyn kann. Solche deutsche Staaten, wie einige große Reichsstädte, als Hamburg, Lübeck, Bremen u. a., auch im Innern des Landes, die ihre Lage oder andre Umstände und Verhältnisse in Absicht auf Handel und Gewerbe vorzüglich begünstigten, und die dadurch, weil sie mehr Mittel, und deshalb auch mehr Reiz zu höherm Aufschwung hatten, ihres geringen Umfangs ungeachtet sich schon zu bedeutendern Staaten erhoben, dürfen eben darum mit den übrigen nicht nach gleichem Maaßstab gemessen werden.

Was den zweyten Punkt anlangt; so übersieht man nur zweyerley: einmal, daß, wenn die deutschen Staaten den lästigen Aufwand für stehendes Militair ersparten, welches jedoch auch bey

weitem nicht von allen, und überall nicht in der ganzen Ausdehnung des Wortes gilt, sie dafür eine sehr große Menge kostspieliger Regierungen zu unterhalten hatten; zweytens, daß sie, meistens ohne und gegen ihr Interesse, unablässig in Kriege mit verflochten wurden, die ihnen, wenn auch minder das Blut ihrer jungen Mannschaft, doch häufig genug das Leben vieler ihrer Unterthanen überhaupt, und insbesondere deren Haab und Gut, Gesundheit und Wohlstand kosteten. Und die, welche ein stehendes Militair unterhielten, waren nebst dem Druck, den die Unterhaltung desselben verursachte, auch allen genannten übrigen Uebeln zugleich unterworfen. Sie trugen die Lasten einer gerüsteten Verfassung, und waren zugleich allen traurigen Folgen eines wehrlosen Zustandes bloß gestellt. Eine verkehrte Einrichtung wird nie ihren schlimmen Wirkungen entgehn, und welche Einrichtung kann verkehrter seyn, als eine solche, welche es an den nothwendigsten Mitteln der Selbstständigkeit und öffentlichen Sicherheit mangeln läßt, oder sich ihrer so bedient, daß aller Nutzen davon unmöglich wird?

Noch auf einen Punkt endlich legen die Verehrer der alten deutschen Verfassung ein vorzügliches Gewicht. „Sie begünstigte, sagen sie, die „Freyheit des Denkens und die Aufklärung des „Volks.“ Wenn man dabey an etwas anders denkt, als an die bestehende Religion, an die Freyheit, die Lehren derselben öffentlich und ohne Rückhalt zu prüfen; so ist jene Behauptung ohne Sinn. Denn in Hinsicht auf jeden andern Gegenstand menschlicher Erkenntniß — politische Dinge abgerechnet — Irrthümer zu berichtigen, und Wahrheit zu verbreiten, wird keine civilisirte Regierung hindern, die nur irgend ihren Vortheil kennt. Was aber die Religion betrifft; so war die deutsche Verfassung an sich selbst eher ein Hinderniß, als ein Be-

förderungsmittel der Aufklärung in derselben. Denn jede der sanctionirten Religionspartheyen war in die ziemlich engen Grenzen festgesetzter Dogmen gebannt, über welche die Regierungen und kirchlichen Behörden sorgsam wachten, und welche die Eifersucht der Parteyen ungern überspringen ließ — ein Zwang, den helldenkende Geistliche hart genug empfanden.

Es ist wahr, die Deutschen, wiewohl auch nur protestantischen Theils, haben namentlich in dieser Art von Aufklärung so große Fortschritte gemacht, daß sich ihnen in dieser Hinsicht keine andre Nation vergleichen darf. Allein das ist Wirkung des, Trotz allen Hindernissen, nach Licht und Gründlichkeit kräftig strebenden Geistes der Deutschen, nicht ihrer Verfassung. Oder mangelt es etwa an Beyspielen, daß deutsche Männer, die, ergriffen von dem Geiste der Wahrheit, die Lichtstrahlen tieferer Einsicht auf die Truggestalten sanctionirter Dogmen fallen ließen, die Zielscheibe der bittersten Verfolgung wurden?

Nur in den preußischen Staaten fand, und doch auch nicht ununterbrochen, die Freyheit des Denkens ein Asyl *). Aber dieß kam nicht auf Rechnung der deutschen Verfassung; sondern es hatte seinen Grund in der Weisheit der Regierung und in der Macht dieses Staates, die seine Maaßregeln von der deutschen Verfassung unabhängig machte.

*) So lange nur, als Friedrich II. lebte, kann man dieß vom preußischen Staate sagen. Unter Friedrich Wihelms II. Regierung erschien das berühmte Censur-Edikt. Friedrich Wilhelm III. hob dieß zwar wieder auf, und an ihm lag es nicht, wenn die Preßfreyheit unter den beschränkten einseitigen Ansichten der Censoren seufzte; er wollte sie — dieß beweist die berühmte Cabinets-Ordre, wodurch das Verbot des Generaldirektoriums aufgehoben wurde, nicht mehr gegen die Juden zu schreiben.

Ueberdieß hängt die ächte Aufklärung überall nicht von der Polemik in der Religion und Politik, sondern von einer gründlichen Bildung der intellectuellen und sittlichen Anlagen, von einer tiefgehenden Bearbeitung aller Zweige des menschlichen Wissens, und von der Verbreitung richtiger Begriffe über die Natur, über Recht und Unrecht, Gutes und Böses, Werth und Unwerth menschlicher Dinge ab. Die Form des Denkens bleibt in Absicht auf jeden Gegenstand dieselbe, und wer ein gutes und geübtes Auge hat, wird überall im Stande seyn, richtig zu sehen. Ein Volk, dem es nicht an Gelegenheit mangelt, richtig und fertig denken zu lernen, unter welchem die Wissenschaften blühen, vor dessen Augen die Natur, die Geschichte, die Völkerkunde, ihre Geheimnisse enthüllen, das Recht und Unrecht, Gutes und Böses, Werth und Unwerth zu unterscheiden versteht, und einen weitern Umfang von Begriffen, von Ursachen und Wirkungen zu übersehen vermag, wird nie dem Aberglauben zur Beute fallen, und den Werth des Menschen zu würdigen wissen, die öffentliche Verfassung sey, welche sie wolle.

Doch es sey, daß selbst aus dieser beyspiellosen Zerstückelung des deutschen Staatskörpers und aus dem geringen Umfang der meisten dadurch entstandenen Staaten manches eigenthümliche Gute hervorging; so kann dieß doch gegen die ungeheuern Uebel, unter deren Voraussetzung es möglich wurde, unmöglich in Betrachtung kommen. Wer wollte sich wohl bis zu einer so abgeschmackten Behauptung verirren: die Verfassung Deutschlands widerstritt zwar den ersten und wesentlichsten Bedingungen einer guten Staatsverfassung, sie war aber dennoch wünschenswerth, weil selbst aus ihren Gebrechen hie und da einiger Vortheil entsprang?!

III.

Was wird Deutschland bey seiner gegenwärtigen Veränderung gewinnen?

Daß Deutschland einer totalen Umwandlung seiner Verfassung höchst nothwendig bedurfte, und eine solche über lang oder kurz von selbst erleiden mußte, ist nach allem Bisherigen keinem Zweifel unterworfen, wenn dieser Satz sich auch nicht faktisch erwiesen hätte. Es fragt sich nur vorerst: Mit welcher Verfassung hätte Deutschland seine alte vertauschen sollen? Im Allgemeinen ist die Antwort auf diese Frage leicht, und ergiebt sich von selbst aus den vorangegangenen Bemerkungen: Eine solche, wodurch es ihm möglich geworden wäre, die höchstmögliche Ausbildung der gesammten Nation zu bewirken, die größtmögliche Summe von Staatskräften, oder, was einerley ist, den größtmöglichen Nationalwohlstand zu erzeugen, und von jenen Kräften einen vollständigen Gebrauch zur Sicherheit und unverletzten Selbstständigkeit der Nation zu machen, folglich eine solche, wodurch der ganze deutsche Staatskörper in eine wahrhaft organische, auf einen Zweck mit ungehinderter und ungeschwächter Strebkraft hinwirkende Verbindung getreten wäre. Dazu war erforderlich: Erstens, die ganze Verfassung mußte vor allen Dingen nach folgenden beyden Prinzipien reorganisirt werden: a) Kein Mitglied des Staats kann von seinen natürlichen Rechten mehr aufopfern, als durch die Möglichkeit des Staats selbst nothwendig gemacht ist, folglich nicht mehr, als jedes selber aufopfern wollen muß, unmittelbar dadurch, daß es den Staat will. b) Zur Verwaltung des Staats müssen alle die und keine andern Maaßregeln genommen, und alle die und keine andern Grundsätze berücksichtigt werden, als nach welchen

die Zwecke desselben sich am vollkommensten errei=chen lassen.

Die Wahrheit des letztern Grundsatzes liegt von selbst am Tage. Es fließt aber aus demselben: Da zur Realisirung der Zwecke des Staats alles ganz vorzüglich darauf ankommt, daß die Leitung desselben und alle auf jene Zwecke sich beziehenden Aemter den Tüchtigsten und Edelsten aus der ganzen Nation anvertraut seyn; so mußten bey der Reorganisation der deutschen Verfassung alle Prärogative und Ansprüche auf solche Aemter, die in der bloßen Geburt, oder in irgend etwas außer den persönlichen Eigenschaften gegründet waren, schlechthin aufgehoben, und keine andern Ansprüche mehr gestattet werden, als die das Verdienst giebt. Was den erstern betrifft; so beruht das rechtliche Daseyn jedes Staats auf dem Willen der Staatsmitglieder. Denn außer oder vor dem Staat giebt es keine äußere Autorität, weil jede äußere Autorität erst durch den Staat entsteht. Mithin kann auch niemand zu einer größern Aufopferung seiner natürlichen Rechte, oder zu einer größern Beschränkung seiner Zwecke verpflichtet seyn, als zu welcher er sich nothwendig selbst verpflichtet, unmittelbar dadurch, daß er den Staat will, d. i. aus eignem freyen Willen an der bürgerlichen Gesellschaft Theil nimmt. Alles, was dieser Regel widerstreitet, ist schlechthin unrecht.

Aus diesem Grundsatze fließt: Da niemand im Staate mehr von seinen natürlichen Rechten aufzuopfern verpflichtet ist, als er selbst wollen muß, dadurch, daß er den Staat will; so ist jeder im Staat verpflichtet, so viel an seinem Theile für denselben aufzuopfern, als die Möglichkeit desselben nothwendig macht. Denn die Existenz des Staats beruht auf der freyen Vereinigung des Gesammtwillens der Staatsbürger, eine solche Anstalt ent= und bestehen zu lassen, folglich auf dem

Vertrag zur gemeinschaftlichen Unterhaltung derselben. Jeder kann sich also zur Beschränkung seiner Rechte und Zwecke nur in so weit anheischig machen, als die Möglichkeit des Staats an seinem Theile fordert. Sollten nun Einige an ihrem Theile nicht so viel für denselben leisten, als die Möglichkeit desselben fordert; so würden die Uebrigen dieses Deficit mit zu übernehmen, folglich ihrer Seits mehr für den Staat aufzuopfern gehalten seyn, als die Möglichkeit desselben fordert, oder wozu sie selbst sich unmittelbar dadurch anheischig machen, daß sie den Staat wollen. Dieß widerspricht sich aber. Mithin sind Alle zu einer gleichen Beschränkung verpflichtet, und Alle haben, als Staatsmitglieder, völlig gleiche Rechte, und völlig gleiche Pflichten.

Mit diesem Grundsatz streitet nicht die Ungleichheit in den Leistungen, zu welchen verschiedene Staatsbürger verpflichtet seyn können; sie ist vielmehr eine Folge aus demselben. Denn da die Verpflichtung jedes Individuums von dem Interesse abhängt, welches dasselbe an dem Staatsverein nimmt; so muß auch die Verpflichtung oder die Leistung eines jeden sich verhalten, wie sein Interesse am Staat. Mithin muß der Reichere grössere Lasten tragen, als der Aermere, ohne daß darum der Letztere größere Rechte oder geringere Pflichten hätte, als der Erstere: denn jeder von ihnen leistet nur so viel, als er selber wollen muß, dadurch daß er den Staat will, und jeder leistet verhältnißmäßig dasselbe. Der Reichere stellt in Beziehung auf den Staat gleichsam eine Mehrheit ärmerer Individuen vor, und seine Leistungen sind von denen des Aermern zwar quantitativ, aber nicht qualitativ verschieden. Zum Ersatz gewährt ihm der Staat ein plus von Schutz.

Mit jenem Grundsatz streitet auch nicht die Verschiedenheit der Rechte und Vorzüge unter den

Staatsbürgern, sofern dieselben in den wahren Zwecken des Staats gegründet, oder angemessene Mittel zur Erreichung derselben sind. Denn **einmal** muß jeder, der einen Zweck will, auch die Mittel, folglich auch die daraus für ihn entspringende Beschränkung wollen; mithin wird hier niemand weiter beschränkt, als durch seinen eigenen Willen bestimmt ist. **Zweytens** sind die Vorzüge und Rechte, die ein Theil der Staatsbürger vor den übrigen voraus haben mag, nichts weiter, als entweder Bedingungen, unter welchen derselbe dem Staate dienen kann, oder Belohnungen und Entschädigungen für schon geleistete und noch zu leistende Dienste. Folglich empfängt hier niemand mehr, als er giebt, und giebt niemand mehr, als er dafür wieder empfängt.

Wohl aber streitet mit jenem Grundsatz jeder Vorzug, und jedes Recht, welches sich nicht als angemessenes Mittel zur Erreichung der wahren Staatszwecke rechtfertigen kann, oder für welches der Besitzer dem Staate keine verhältnißmäßigen Dienste leistet. Dahin gehören alle Vorzüge und Rechte, welche nichts, als die bloße Geburt zum Grunde haben. Denn diese dienen weder als angemessene Mittel zur Erreichung der Zwecke des Staats, noch werden für dieselben verhältnißmässige Dienste geleistet. Die Geburt eines Menschen ist nicht sein Werk, und kein anderer Staatsbürger hat einen Gewinn davon, daß ein Individuum gerade durch dieses Elternpaar ins Daseyn tritt. Es streitet auch total mit jenem Grundsatze, wenn ein Theil der Staatsbürger von den zum Behuf der Staatsunterhaltung auf ihn fallenden Lasten, blos um seiner Geburt und Standes, oder um anderer nichtiger Gründe willen, und ohne durch seine Dienste einen angemessenen Ersatz zuleisten, freygesprochen ist.

Bey der Reorganisation der deutschen Staatsverfassung mußten also alle Kastenrechte verschwinden, alle Leistungen mußten nach Maaßgabe der Vortheile, die ein jeder von dem Staate zog, oder des Umfangs an Schutz, dessen er bedurfte, gleich vertheilt, und keine Vorzüge, als welche durch angemessene Dienste vergolten, und durch die Staatszwecke gerechtfertigt wurden, mehr gestattet, mit einem Worte, die neue Verfassung mußte über dem Grundsatz der völligen Gleichheit der Pflichten und Rechte errichtet werden. Nur durch Befolgung dieses Grundsatzes konnte der Gerechtigkeit sowohl, als einer gründlichen Politik, Genüge geschehn, denn auf die Anhänglichkeit des Volks an seine Verfassung läßt sich mit Sicherheit nur in so weit zählen, als diese zweckmäßig und gerecht ist. Die sichre und bewährteste Quelle des Patriotismus ist die Vortrefflichkeit der öffentlichen Verfassung; aber eine ungerechte Verfassung ist nie eine gute Verfassung.

Es war zu der oben bezeichneten Konstitution erforderlich, **zweytens**: die einzelnen deutschen Staaten mußten insgesammt aufhören, gesonderte und in sich selbst geschlossene Ganze zu seyn. Sie mußten aufhören, das Prinzip ihres politischen Lebens in sich selbst zu haben. Alle besondern Verwaltungssysteme mußten in ein einiges, allbefassendes zusammenfallen, und alle einzelnen Gewalten im Reiche durften ferner nichts mehr als Organe der allgemeinen deutschen Nationalgewalt seyn. Es mußte durchgängige Einheit in der National-Staatswirthschaft, durchgängige Einheit in der National-Staatspolizey, durchgängige Einheit in der National-Gesetzverfassung und Gerichtsverwaltung, durchgängige Einheit in der National-Cultivirung, durchgängige Einheit endlich in der National-, Schutz- oder Kriegsverfassung hergestellt werden. Daraus folgt von selbst: Weder die

Erhebung, noch die Verwendung der öffentlichen Abgaben, noch irgend eine dahin einschlagende, oder die Polizey, die Gesetzgebung, die Gerichtsverwaltung, die öffentlichen Kulturanstalten, und das Kriegswesen betreffende Einrichtung durfte der bloßen Willkühr einzelner Regierungen überlassen bleiben; sondern alles dieses mußte von einer allgemeinen obersten Staatsgewalt geordnet, und auf die allgemeinen Staatszwecke hingeleitet werden, so, daß die einzelnen Verwaltungen nur den Willen der obersten Reichsbehörde in Vollziehung brachten.

Bey dieser Einrichtung konnten entweder die alten Regierungen der Einzel-Staaten, doch gänzlich untergeordnet auf die gezeigte Weise dem allgemeinen Verwaltungssystem und der obersten Reichsbehörde, bis zur Erlöschung ihrer Stämme bleiben, oder besser, das Ganze mußte zweckmäßig in bloße Bezirke getheilt, und diese mit den tüchtigsten, als lebenslänglichen Beamten, besetzt werden.

Nur eine solche Reform konnte die Hindernisse völlig heben, welche die alte Verfassung der Erreichbarkeit der wesentlichsten Staatszwecke in den Weg geschoben. Nur durch eine solche Reform konnte Deutschland seine wahre Selbstständigkeit wieder erlangen; nur durch sie konnte es, wie ein Phönix aus seiner Asche, sich von Neuem zu seinem vorigen Glanze erheben. Die Fortdauer der Selbstständigkeit der einzelnen Regierungen war, mehr oder minder, immer eine Verewigung der alten Gebrechen.

Wie sollte aber Deutschland zu einer solchen Grundreform seiner alten Verfassung gelangen? Um durch sich selbst dazu zu gelangen, gab es nur drey Wege: a) Freywillige Verzichtleistung der Reichsstände auf ihre alten Rechte, und freywillige Vereinigung derselben zur Herstellung der neuen

Ver-

Verfassung; b) ein allgemeiner Aufstand der ganzen Nation, um die Fürsten und Stände zu zwingen, sich ihrer durch Jahrhunderte befestigten, und durch Privilegien, Verträge und allgemeine Reichsgesetze sanktionirten Herrschaft und Rechte zu begeben, und unter die Gewalt eines allgemeinen Oberhaupts, gleich allen übrigen Bürgern, zurückzukehren; c) gewaltsame Unterdrückung von Seiten eines oder mehrerer der mächtigsten deutschen Fürsten.

Deutschlands Wiedergeburt auf dem ersten Wege zu erwarten, konnte sich wohl niemand in den Sinn kommen lassen. Hätten auch einige Fürsten selbst es über sich gewinnen können, sich zu einem so heroischen Schritt, zu einer solchen fast beyspiellosen Aufopferung zu entschließen; so würden doch ihre Großen die Ausführung gehindert haben. Und hätten auch diese an dem großmüthigen Opfer Theil genommen; so würden doch die vielen übrigen Fürsten und Stände sich ihnen entgegengestellt haben.

Wäre, was den zweyten Punkt betrifft, ein allgemeiner Volksaufstand auch überall vereinbar mit den Grundsätzen des natürlichen Rechts; so war er doch kaum gedenkbar bey einer Nation, die, seit Jahrhunderten unter so viele einzelne Regierungen vertheilt, in ihren Interessen, in ihrer Denkart, in ihrer Kultur, so sehr von einander abwich, der es an einem allgemeinen Vereinigungspunkte mangelte, und die in Absicht auf eine solche Vereinigung und auf einen solchen Zweck so viele und wichtige Hindernisse fand. Ueberhaupt aber führt ein solcher Weg mit zu wenig Sicherheit zum Ziele, und auf jeden Fall hätte man die beabsichtigte Verbesserung um diesen Preis zu theuer erkauft.

Ohne Zuthun des Volks, und auch gegen den Willen der minder mächtigen Stände, hätte die alte Verfassung auf dem dritten Wege am Ende wirklich ihre Endschaft erreicht. Schon drückte das

Uebergewicht der mächtigsten Stände mit sichtbarer Gewalt auf die kleinern Staaten. Der ganze Norden von Deutschland mußte Preußens Winken gehorchen, der Süden war von Oestreich bedroht. Aber eben dieses gespannte Verhältniß, diese drükkende Uebermacht auf der einen, diese Ohnmacht und Bedrängniß auf der andern Seite, machte einer auswärtigen Macht den Sieg über das Ganze leicht.

Deutschland mußte also fallen, fallen unter eine fremde Macht. Es hat mithin die Gewalt verloren, über sein Schicksal nach eigner Willkühr zu verfügen, und nach eignem Gutbefinden seine Verfassung umzubilden. Dieß ist eine demüthigende, es scheint eine schreckliche Wahrheit zu seyn. Doch, was sage ich? Hat Deutschland wirklich diese Gewalt verloren? Wer war denn zuvor im Besitz derselben? Das Volk? Es hatte keine Stimme. Oft und laut zwar hat es seine Meynung durch seine Gelehrten, durch seine Weisen geäußert; aber fruchtlos verhallte sein Rufen. Niemand merkte darauf, niemand nahm es zu Herzen. Die Stände, die Fürsten, die Regierungen der einzelnen Staaten? Sie hatten zwar das Recht, über Deutschlands öffentlichen Zustand zu verfügen; allein es gebrach ihnen an Macht, ihre Rechte geltend zu machen. — Also war es die Willkühr eines oder zweyer mächtiger einheimischer Höfe, die auf den Fall, daß Deutschland nicht in fremde Hände fiel, über sein Schicksal gebot. Einer gänzlichen Umwälzung war die deutsche Verfassung außer Zweifel entgegen gereift. Ueber sie entscheiden sollte entweder eine einheimische, oder eine fremde Macht. Der Ausgang des Kampfes hat, wie vorauszusehen war, die Entscheidung in die Hände der letztern gegeben. Es fragt sich nun blos: Ist diese Wendung die günstigste, welche Deutschlands Geschick unter diesen Umständen nehmen konnte?

Diese große, vielbedeutende Frage will aus keinem beschränkten Gesichtspunkt beantwortet seyn. Die neuere Geschichte der Völker darf nicht nach einseitigen, individuellen Rücksichten beurtheilt werden. Was in den letztern Decennien in Europa vorgegangen ist, geht nicht blos dem beschränkten Interesse einzelner Kabinetter, es geht dem wichtigsten Interesse der ganzen Menschheit an. Nachdem die Völker lange unter der Herrschaft willkührlicher Grundsätze und verkehrter einseitiger Politik geseufzt, stand endlich die Menschheit auf, ihre unverjährbaren Rechte von der Willkühr und Anmaßung zurückzufordern. Auf Frankreichs Boden begann dieser große, ewig denkwürdige Kampf der Vernunft mit der herrschenden Willkühr. Denn dort hatten große Genies im heiligen Eifer für die Rechte der Menschheit dieselben aus ihrem Dunkel hervorgezogen, und mit Flammenzügen in die regsamen Gemüther der Franzosen gegraben. Aeußere Veranlassungen brachten bald den auf solche Weise vorbereiteten Kampf zum Ausbruch. Wie ein Blitzstrahl ergoß sich das neue Licht über ganz Europa, und entzündete in allen Völkern die lebendigste Theilnahme. Das schreckte die Willkühr, die auf ihrem morschen Throne sorglos eingeschlummert war. Sie rüstete sich, den furchtbaren Streit mit vereinten Kräften zu Boden zu schlagen. Allein die Sache der Menschheit siegte. Wie der Kampf allgemein gewesen; so mußten es auch die Wirkungen des Sieges seyn. Eine allgemeine Revolution in Europa begann sich zu entwickeln. Diese Revolution betrifft nicht blos das Schicksal, oder den Sturz einzelner herrschenden Familien, auch nicht blos die äußern politischen Verhältnisse, sondern das innerste Wesen, die Grundmaximen der Verfassung. Der Krieg, welchen Frankreich bis daher mit dem übrigen Europa geführt, ist kein Krieg von gewöhnlicher Art, es ist ein Krieg um erhabene Grund-

säße, um Staatsverbesserung, um die heiligsten Rechte der Menschheit. Sollen fernerhin die Gesetze der Vernunft und gründlicher Politik, oder sollen die Gesetze der Willkühr und der verjährten Anmaßung die Einrichtung der Staaten und die Verhältnisse, Pflichten und Ansprüche der Staatsbürger bestimmen? Dieß war der Gegenstand des Streits. Da der Ausgang sich für das erstere entschieden; so kann auch nichts anders, als eine allgemeine radikale Umkehrung der alten Staatsmaximen die Folge seyn. Die Wirkung eines solchen Revolutionskrieges zwischen den europäischen Staaten muß unfehlbar eine Grundrevolution in der Verfassung dieser Staaten seyn.

Deutschland, das zunächst stand, den Kampf zuerst eröffnete, und in demselben, vermöge seiner Kraft, am längsten aushielt, mußte gleichfalls zuletzt dem kräftigern Gegner unterliegen. Fragen aber: War es gut, daß die Entscheidung über Deutschlands öffentlichen Zustand Frankreich anheim fiel? heißt fragen: Ob es gut sey, daß auch in Deutschland Grundsätze, die mit der Gerechtigkeit und Weisheit einer Staatsverfassung in offenbarem Widerspruche stehen, solchen Platz machen, die in den heiligsten Gesetzen der Gerechtigkeit und in den lautersten Aussprüchen ächter Staatsweisheit gegründet sind?

Es scheint freylich einem Volke kein schlimmeres Geschick begegnen zu können, als wenn es, überwunden, unter die Herrschaft eines fremden Siegers fällt. Dieß gilt in der That, wenn bloße Eroberungssucht, oder falsche Ruhmbegier den Krieg entzündete, wenn ein stolzer, rauher Völkerstürmer mit seinen wilden Schaaren durch die Länder zieht, und nichts, als Elend und Spuren des schrecklichsten Verderbens hinter sich läßt. Es gilt noch mehr, wenn der stolze Sieger die überwundenen Länder als förmliche Provinzen seines

Herrschaft unterwirft, und ihre Schmach und ihr Elend durch despotische Statthalter und durch raubsüchtige gefühllose Quästoren verewigt. Es gilt am meisten, wenn ein kultivirtes Volk einem Schwarme Barbaren, der, nicht zufrieden, seine Schätze geplündert, seinen Wohlstand vernichtet, seine Städte und Dörfer in Asche verwandelt, seine Jungfrauen und Weiber geschändet, seine Kinder und Greise getödtet zu haben, nun auch die Werkstätten der Kunst und Industrie zertrümmert, die Wissenschaften von seinem Boden verscheucht, die Altäre umstürzt, die bürgerliche Ordnung zerstört, und die hochgestiegene Kultur, in tiefe Barbarey verkehrt, zur Beute fällt. In solchen Fällen kann der Genius der Menschheit nur mit thränenden Augen auf den Schauplatz der Zerstörung und Erniedrigung blicken.

Allein es kann auch einen Fall geben, in welchem einem Volke seine Niederlage selbst zur Rettung und zum Heil gereicht. In diesem Fall befindet sich gegenwärtig Deutschland. Es ward besiegt, aber nicht von einer Horde roher Barbaren, sondern von der kultivirtesten Nation des Erdbodens; nicht um zur bloßen Provinz herabzusinken, oder um blos zum eiteln Siegeszeichen eines übermüthigen Kriegers zu dienen, sondern um zu einem neuen schönen Leben emporzublühen. Zahlreiche Heere durchzogen, siegend, von einer Grenze zur andern, seine Gebiete; aber seine Dörfer und Städte blieben unversehrt, die bürgerliche Ordnung dauerte fort und ward sogar unterstützt, Künste, Gewerbe, und alle Geschäfte gingen ohne muthwillige Störung, und soweit die Umstände es immer gestatteten, ruhig ihren Gang, die Altäre standen sicher, und die Wissenschaften und alle der Menschheit heiligern Institute fanden in den Siegern selbst ihren festesten Schutz. Alles, was vorgegangen, scheint Deutschland nur begegnet zu seyn, um

an den Früchten der merkwürdigsten Revolution, und an der dadurch bezweckten Staatsverbesserung gegen Opfer Theil zu nehmen, die mit denen nicht verglichen werden können, welche der siegende Staat dem nämlichen Zwecke selbst dargebracht hat.

Ich zweifle nicht, daß Viele diesen Satz sehr parador finden, zum Theil ihn gar als Aeußerung einer höchst unpatriotischen, frivolen und unwürdigen Denkart verbannen werden. Es giebt Leute, deren Begriff von Patriotismus so einseitig und beschränkt ist, daß sie jedermann als einen offenbaren Feind des Vaterlands betrachten, der die Dinge sieht, wie sie sind, und der nicht blind Parthey gegen Frankreich nimmt: und so sehr es auch sonst im Geist des Deutschen ist, alles Fremde über die Gebühr zu schätzen, und insbesondere dem, was über den Rhein zu uns kommt, einen übertriebenen Werth beyzulegen; so weigert man sich doch, diesen Nachbarn jenseit des Rheins in dem Punkt Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, in welchem man gerade die gegründetste und wichtigste Ursach dazu hat. Nichts ist gewöhnlicher, als das, was Frankreich gegen Deutschland unternommen hat, als eine That zu betrachten, die jeder verabscheuen muß, der auch zwischen Völkern Pflichten und Rechte anerkennt. Auf seine Ueberlegenheit trotzend, so meynt man, reizte hinterlistig der Gegner durch Treulosigkeiten, Anmaßungen und Ungerechtigkeiten aller Art die Deutschen so lange, bis sie zu den Waffen griffen, und nun selbst ihm den gesuchten Schein gerechter Gegenwehr und Rache gaben. Bald ist es ungemeßner Ehrgeiz und Ländersucht, bald unersättlicher Durst nach Krieg und Beute, bald die Furcht durch einen mißlichen Landungsplan den erlangten Ruhm aufs Spiel zu setzen, bald die Nothwendigkeit, der übergroßen Truppenmasse Beschäftigung und Brod zu verschaffen, bald eine andere Ursache, was den außerordent-

lichen Mann, der Europens Schicksal leitet, bewogen haben soll, auf die erste scheinbare Veranlassung sich über Deutschland herzuwerfen, und Freyheit, Glück und Frieden von seinen Fluren zu verscheuchen. Zu dem Gedanken erhebt man sich nicht, daß, kraft des unauslöschbaren Gegensatzes, der durch die französische Staatsumwälzung zwischen Frankreich und den übrigen europäischen Regierungen gegeben war, die Reibungen, folglich auch die Kriege, nicht eher enden konnten, als bis die Revolution entweder vernichtet, oder vollendet, das ist, bis entweder Frankreich, oder alles, was sich ihm entgegen setzte, entscheidend besiegt war. Nur in einem Individuum, in Napoleons persönlicher Sinnesart, sucht man den Grund zu allen den neuern Veränderungen, und insbesondere auch zu dem tragischen Schicksal, welches Deutschland neuerdings betroffen hat, anstatt ihn in dem, von keinem Individuum abhängenden, gesammten Verhältniß Frankreichs zu dem übrigen Europa zu suchen. Mit dieser Ansicht der Sachen hängt es dann freylich auch sehr natürlich zusammen, daß man für nichts Augen hat, als für die Uebel, unter welchen die Gegenwart das unglückliche Deutschland seufzen läßt, und für nichts Gefühl hat, als für das Unrecht, das, wie man glaubt, von dem übermächtigen Gegner ihm zugefügt worden ist.

Doch es kommt hier gar nicht darauf an, die Beweggründe zu untersuchen, welche Frankreich bey seinen Unternehmungen gegen Deutschland sowohl, als gegen den übrigen Kontinent geleitet haben. Auch wird niemand behaupten, daß jener Staat hierbey nicht sowohl sein eigenes Interesse, als vielmehr das Wohl der übrigen Völker, gleichsam wie ein neuer Weltheiland, vor Augen gehabt. Um nicht selbst unterdrückt zu werden und seine Staatsumwälzung durchzusetzen, mußte er sich wehren, und um Englands feindseligen Planen ein Ziel

zu setzen, und seine eigene Macht desto fester zu gründen, benutzte er seine Siege, und die ihm von seinen Gegnern immer neu gegebenen Veranlassungen, seine Gewalt fast über den ganzen Kontinent Europens auszudehnen.

Allein das hindert nicht, diese Entwickelung des Kampfes und die Fortschritte der französischen Waffen als eine Entwickelung und Ausbreitung der Revolution über das übrige Europa anzusehen; es hindert nicht, daß die siegenden Franken, indem sie die Thronen stürzten oder demüthigten, zugleich den Völkern den Segen einer bessern Verfassung brachten, und daß insbesondere auch Deutschland ihnen in dieser Rücksicht die wichtigsten Vortheile verdanken wird. Bedarf es mehr, als eines Blicks auf die Länder, die jetzt der Hoheit oder dem Einfluß Frankreichs unterworfen sind, um sich durch die That zu überzeugen, daß dieses Volk die Vortheile der Revolution, die es mit seinem Blut erkämpfte, nicht für sich allein behält? Sehen wir nicht die nämlichen Grundsätze, auf welchen die jetzige Verfassung Frankreichs errichtet ist, auch in Italien, in Holland, in Pohlen, und zum Theil selbst in Deutschland ausgeführt, und ist zu zweifeln, daß sie auch hier bald durchgängig herrschen werden? *) Und welche Grundsätze sind es? Solche, ohne welche ein Staat sich in seinem Grundwesen widerstreitet; solche, ohne welche ein Staat weder seine Kräfte vollständig entwickeln, noch seine wesentlichsten Zwecke gehörig erreichen kann; solche endlich, durch welche ein Staat eine Höhe von Kraft und Flor erreichen muß, die ohne sie nie erreichbar ist.

*) Ich höre hier ausrufen: das hätten wir alles selbst gemacht! Sehr wahr, aber wodurch? durch eine Revolution wie in Frankreich, anders nicht. Sollte diese nicht schrecklichere Spuren zurückgelassen haben, als Napoleons Siege?

Es ist auch eins von den Vorurtheilen, mit welchen die Köpfe derer angefüllt sind, die von Frankreich immer nur gern das Schlimmste denken, und es jetzt eben so bitter hassen, als sie es in den ersten Zeiten der Revolution enthusiastisch priesen, oder die überhaupt alles blos nach oberflächlichen und einseitigen Ansichten beurtheilen, ohne je einen tiefern Blick in das innere Wesen der Dinge zu thun — es ist eins von jenen Vorurtheilen; daß diese blutige Revolution ohne den gewünschten Erfolg geblieben, und fast alle dadurch beabsichtigten Vortheile am Ende wieder so gut als verloren gegangen seyen. Man muß aber die jetzige Verfassung Frankreichs entweder ganz verkennen, oder sich sehr verkehrte Begriffe von den Vortheilen machen, welche eine Staatsumwälzung zur Absicht haben kann, um an den großen und unschätzbaren Wirkungen zu zweifeln, die die Revolution für Frankreich hervorgebracht hat. Nie und nirgends hat eine Konstitution sich so sehr der Idee einer vollkommenen Staatsverfassung genähert, als die, welche Frankreich durch die Revolution erhalten hat. Noch nie haben einer Verfassung so helle und lautere Begriffe über die Rechte des Menschen und Bürgers, über die Natur und Zwecke eines Staats, und über die Mittel, diese Zwecke zu erreichen, zum Grunde gelegen, und noch nie sind diese Begriffe so bestimmt zu wirklichen Grundgesetzen der Verfassung erhoben worden, als es in Frankreich geschehen. Noch kann man uns, die amerikanischen Freystaaten etwa ausgenommen, keine Verfassung aufzeigen, welche nicht einen großen Theil der Staatseinwohner selbst der wesentlichsten, unveräußerlichen Menschheitsrechte, durch Leibeigenschaft oder vollkommene Sklaverey, entweder förmlich beraubt, oder doch auf eine eben so ungerechte als unpolitische Weise beschränkt und unterdrückt, einen andern gegen alle Grundsätze der Gerechtigkeit und Klugheit

gehoben und begünstigt; welche nicht der Freyheit und den Kräften aller, oder eines Theils der Staatsbürger engere Grenzen gesetzt, als Gerechtigkeit und Klugheit es vergönnten; welche nicht wesentliche Staatszwecke verkannt, und die Wahl zweckwidriger Mittel zur Erreichung der ersten Staatszwecke zum Gesetz gemacht hätte. Von allem diesem zeigt uns Frankreich gerade das Gegentheil. Dort wird niemand, schon durch die Staatseinrichtung selbst, an seinen natürlichen Rechten gekränkt. Alle Bürger sind, so wollen es die Fundamentalgesetze der Verfassung, als Bürger, oder vor dem Gesetz, einander gleich. Alle haben gleiche Ansprüche auf die Vortheile des Staats, und alle sind, nach Verhältniß ihrer Kräfte, zu gleichen Lasten verpflichtet. Niemand ist im Gebrauch seiner Freyheit und Kräfte enger beschränkt, als die Möglichkeit des Staates selbst, und die nothwendige Ordnung es fordert; niemand ist daher auch um seines Glaubens oder seiner Religion willen von bürgerlichen Rechten ausgeschlossen, noch in der öffentlichen Ausübung derselben gehindert. Niemand hat eine Gewalt, einen Genuß, eine Ehre oder Vorzug vor dem Andern, wenn nicht sein Amt, sein Dienst für den Staat es fordert, und giebt es auch dort einen besondern Ehrenstand; so ist er blos eine Auszeichnung für das Verdienst, zu welcher jeder, wes Standes oder Berufs er sey, gelangt, den sein Verdienst dazu berechtigt. Die Theilnahme an der öffentlichen Gewalt und an der Realisirung der Staatszwecke ist nicht an den Zufall der Geburt und des Glücks, sondern allein an Talent, Einsicht, Geschicklichkeit und Verdienst gebunden, der niedrigste Beamte steigt zum Minister, der gemeinste Soldat zum Marschall empor, sobald er sich vor andern dazu tüchtig beweist. Alle rechtlichen Verhältnisse sind durch klare Gesetze bestimmt, und die Gerichtsform zweckmäßig organisirt, und

auf einfache Grundsätze zurückgeführt. Die Ausbildung der Nation ist in ihrer großen Würde als einer der wesentlichsten Staatszwecke anerkannt, ein großes Nationalinstitut ist als allgemeiner Lebensquell für Wissenschaft und Kunst eingerichtet, und die Idee eines allgemeinen Zusammenhanges aller höhern und niedern Bildungsinstitute der Nation entworfen. Alle Zweige der öffentlichen Verwaltung sind in sich selbst und unter einander nach tiefer Weisheit so geordnet, daß sie mit Nachdruck und rascher Wirksamkeit schnell und sicher ihren Zweck erreichen, und die Nothwendigkeit, im vieljährigen Kampf mit feindlichen Mächten ungeheure Wirkungen hervorzubringen, so wie das Denken, Forschen und Wirken der herrlichsten Köpfe, hat hier eine Umsicht, eine Kenntniß, eine Erfindsamkeit von Mitteln, und eine Gewandheit im Gebrauch derselben zur Folge gehabt, über welche der Beobachter in Erstaunen geräth.

Dieß sind die Früchte der Revolution, die hier nicht in bloßen Worten prangen, sondern in der jetzigen Riesenmacht des fränkischen Staats sich wohl fühlbar genug zu Tage legen. Daß die Demokratie, auf die es angelegt schien, und die nur das Gerüste zu dem neuen Baue war, in Monarchie wieder übergegangen ist, hebt die eigentliche französische Staatsverbesserung so wenig auf, daß es derselben, wie die That uns lehrt, vielmehr erst ihre Festigkeit und Dauer giebt.

Solche Grundsätze mußten auch in Deutschland eingeführt werden, sollte es je zu den Wohlthaten einer guten Verfassung gelangen. Hätte man dieß aber je erwarten dürfen, im Fall es Preußen gelungen wäre, die deutschen Staaten seiner Macht zu unterwerfen? *) Worauf hätte man wohl eine

*) Preußen hätte sich besser wie jede andere deutsche Macht, z. B. Oestreich, dazu geeignet, denn wenn es zwar keine auf gute zweckmäßige Gesetze gegründete organi-

solche Erwartung gründen mögen? Hat es Preussen, im langen Lauf der Revolution, wohl an Gelegenheit gemangelt, die bessern Grundsätze, welche, nach dem Ausspruch der Gerechtigkeit und Politik, jeder guten Verfassung zum Grunde liegen müssen, so wie die erstaunenswürdigen Wirkungen derselben kennen zu lernen? Hat es wohl je gegründetere Ursach gehabt, diese Grundsätze ernstlich zu beherzigen, und die Einführung derselben sich zum dringendsten Geschäft zu machen? Und was hat es gethan? Anstatt die ungerechten und verderblichen Privilegien aufzuheben, nach welchen ein Stand die wichtigsten Vortheile im Staat genoß, während er sich zugleich der Theilnahme an den Lasten desselben entzog, wurden sie befestigt. Anstatt die Schranken wegzureißen, welche den Stand der Nichtadelichen, durch deren Bildung, Talente und Kenntnisse der Staat allein seine erforderliche Kraft und Blüthe würde gewonnen haben, von der Theilnahme an den höhern Staatsämtern und an den Befehlshaberstellen in der Armee ausschlossen, wurden eben diese Stellen strenger als je, auf den Adel eingeschränkt. Anstatt dem Militair eine bessere, den Fortschritten der Zeit angemessenere Gestalt zu geben, und überhaupt die ganze Verwaltung nach den Bedürfnissen und den hellern Einsichten des Zeitalters umzuschaffen, wurden die, welche die alten Gebrechen rügten,

sche Verfassung besaß; so strebte es doch schon lange dahin, und es waren durch die öffentliche Meynung gewisse liberale Gesinnungen zu festen Grundsätzen in der Regierung gediehen. Dahin gehörte die Religionsfreyheit und die allen Sekten, mit Ausnahme der Juden, verliehenen gleichen Rechte, in Rücksicht öffentlicher Aecker und bürgerlicher Nahrungszweige; das Streben nach Befreyung des Bauernstandes vom Leibeigenthum, welches das neuste Edikt wegen Aufhebung der Erbunterthänigkeit beweist; die den Bürgerlichen nachgegebene Möglichkeit, sich auf die höchsten Posten zu schwingen rc. A. d. Red.

und auf zweckmäßige Verbesserungen drangen, entweder überhört, oder gar verfolgt, und ihrer Freyheit beraubt.

Dieß war der Geist, welcher Preußen beseelte. Durfte nun Deutschland sich von dieser Macht wohl eine Reform in seiner Verfassung versprechen, die mit jenem Geiste geradezu in Widerspruch stand? Würden die, von welchen eine solche Reform hätte ausgehen müssen, deren ganzes Interesse aber eben die Fortdauer der alten Mißbräuche und Gebrechen heischte, und die zuvor schon so streng und eifersüchtig über diese Fortdauer wachten, nun, nachdem ihre Gewalt sich über ganz Deutschland ausgebreitet hätte, sich wohl zu einer so großmüthigen Aufopferung ihrer Vorzüge und Rechte entschlossen haben? Nein, Preußen hätte sich durch Unterwerfung der deutschen Staaten vergrößert, ohne die alten Grundsätze der Willkühr und Anmaßung, die seine Verfassung durchdrangen, abzulegen; es hätte die drückenden Lasten seines Verwaltungssystems auf die Völker gewälzt, ohne ihnen durch Herstellung ihrer natürlichen Rechte den geringsten Ersatz zu geben; und es hätte ihnen nicht einmal einen sichern Genuß jener Vortheile gewährt, die auch bey einer schlechten Verfassung aus der Vereinigung in ein großes Ganzes entspringen, da die Fortdauer seines alten Systems mit dem bessern Geist der Verfassungen, der die neue Revolution hervorgerufen, in allzustarkem Widerspruch stand, als daß es sich lange würde behauptet haben. Eine Vermehrung der alten Uebel durch noch unerträglichere neue, das wäre der Erfolg gewesen. Die Begebenheiten der neuesten Zeit haben ein zu helles Licht auf den Geist geworfen, der den preußischen Staat, und insbesondere den Stand beseelte, in dessen Händen sich die öffentliche Gewalt befand, als daß Deutschland sich eines Bessern von ihm hätte versehen dürfen.

Da also Deutschland bey seiner alten Verfassung nicht länger bleiben durfte, noch konnte; da es dieselbe eben so wenig frey und aus eigner Bewegung, es sey durch den Willen der gesammten Nation, oder durch Einverständniß seiner Fürsten und Stände mit heroischer Selbstverleugnung ihres Privatinteresse, umschaffen konnte, noch wollte; da endlich auch die Unterwerfung unter eine einheimische Macht ihm keine Aussicht weder auf eine Verbesserung der wesentlichsten Gebrechen seiner Verfassung, noch überhaupt auf baurenden Wohlstand eröffnete — welcher Weg blieb ihm zur Abhülfe seiner Uebel noch offen? Nur der: Ein fremdes Volk mußte, gleichviel, wodurch bewogen, ins Mittel treten. Dieses mußte mit der Macht, die Unterjochung Deutschlands durch einen einzelnen Reichsstand zu verhindern, und die Fürsten, gleichsam stellvertretend die deutsche Nation, zur Umänderung der alten Form zu nöthigen, zugleich gereifte Kenntniß der bessern Staatsgrundsätze und hinlängliches Interesse verbinden, sie auch in Deutschland geltend zu machen. Ein solches Volk ist das französische. Indem es selbst den Mißbräuchen, die, mehr oder minder, alle europäische Verfassungen drückten, Untergang und ewige Feindschaft schwor, und in einem langen schrecklichen Kampfe eine bessere Ordnung der Dinge bey sich herzustellen strebte, gewann es zugleich alle erforderliche Macht, Einsicht und Interesse, um dieselbe auch den übrigen Völkern mitzutheilen.

Betrachtet man also Deutschland nach seiner wahren Lage, bedenkt man, daß es eben so wenig in seiner Gewalt war, in seinem alten Zustande länger zu verbleiben, als es einer völligen Umgestaltung seiner Verfassung nach neuen, den alten geradezu widersprechenden, Grundsätzen schlechterdings

bedurfte, gleichwohl aber sich außer Stande befand, eine solche Veränderung aus eigner Willkühr vorzunehmen; so kann man unmöglich verkennen, daß die Wendung, welche sein Schicksal genommen, und durch welche einer totalen Umformung der alten Verfassung und der Einführung besserer Staatsgrundsätze auf einmal Bahn gemacht ist, im Allgemeinen erwogen, die günstigste ist, welche es unter solchen Umständen immer nehmen konnte. Deutschlands Niederlage ist für die deutsche Nation das Medium, wodurch sie zur Theilnahme an der französischen Revolution und zu den Vortheilen gelangt, welche dieselbe in Absicht auf die bessere Einrichtung und Verwaltung der Staaten hervorgebracht hat.

Allein, um eine genauere und befriedigendere Einsicht in die Veränderung, welche mit Deutschland vorgegangen ist, und noch vorgeht, so wie in die daraus entspringenden Vortheile und Nachtheile zu erlangen, ist es nicht genug, bey einer blos allgemeinen Betrachtung stehen zu bleiben. Wir müssen, in so weit dieß vor der Hund überhaupt noch möglich ist, in das Wesen jener Veränderung tiefer einzudringen, und eine speciellere Ansicht der neuen Verhältnisse, in Vergleichung mit den alten, und mit Hinsicht auf diejenigen Ideen, welche in solchen Verhandlungen nie aus den Augen gelassen werden dürfen, zu gewinnen suchen.

Eine genaue und detaillirte Darstellung von Deutschlands neuer politischer Gestalt ist jetzt freylich noch nicht möglich, weil sie selbst erst noch ihre nähere Bestimmung erwartet. Indessen liegt sie wenigstens schon in ihren Grundzügen vor Augen, und es sind Thatsachen genug vorhanden, um daraus weiter fortzuschließen.

Die erste Hauptveränderung, welche mit Deutschlands bisheriger Verfassung vorgegangen ist, betrifft die Verminderung der zahlreichen Einzelstaaten, aus welchen sonst das Reich zusammengesetzt war. Die

sämmtlichen geistlichen Fürstenthümer und Reichsstandschaften, die Reichsstädte – nur mit Ausnahme einiger — die Reichsdörfer, Reichsherrschaften, und fast sämmtliche allzukleine Reichsstaaten, haben aufgehört, besondere Staaten zu seyn. Die große Menge kleiner Staaten ist in eine weit kleinere Anzahl größerer zusammengeflossen.

Die zweyte Hauptveränderung betrifft den öffentlichen, staatsrechtlichen Charakter der Einzelstaaten. Sonst waren die Häupter derselben nichts, als privilegirte Stände. Alle ihre Rechte waren im Grunde nichts, als Privilegien, die sie nach und nach, auf dem Wege der Gewalt oder der Gunst, von dem allgemeinen Oberherrn erhalten hatten. Dabey blieb rechtlich immer das alte Grundverhältniß der Vasallenschaft. Jeder Fürst und jeder Stand war, mehr oder minder, der Obergerichtsbarkeit und Oberlehnsherrlichkeit des Reichsoberhaupts dergestalt unterworfen, daß er als Verbrecher angeklagt, und seiner Lehen verlustig erklärt werden konnte. Dieses Band der Abhängigkeit ist aufgelöst. Das Reichsoberhaupt ist verschwunden, und mit ihm alle seine Rechte. Die Fürsten sind zum unabhängigen Besitz ihrer Länder gelangt, die sie nicht mehr als privilegirte Reichslehnsleute, sondern mit souveräner Gewalt beherrschen. Dadurch sind zugleich alle Schranken gefallen, welche die alte Reichsconstitution der innern Verfassung der einzelnen Reichsstaaten setzte, und jedem Staate ist die Freyheit geworden, sich nach angemessenern Staatsgrundsätzen zu regeneriren.

Die dritte Hauptveränderung betrifft die neue Wiedervereinigung der so gestalteten deutschen Staaten. Deutschland bildet nicht mehr einen Staat, sondern einen Staatenbund. Ein Staat setzt das Verhältniß der Unterthänigkeit unter der Herrschaft und Regierung einer obersten Gewalt voraus. Ein solches Verhältniß widerstreitet aber

der

der Natur souveräner Staaten. Jede Verbindung unter ihnen kann nur eine Uebereinkunft zur wechselseitigen Unterstützung und Beförderung eines gemeinsamen Interesse, unter durchgängiger Reciprocität der Rechte, seyn. Eine solche Verbindung ist aber kein Staats-, sondern ein bloßer Bundesverein, und wenn dieser Bund ein Haupt hat; so entsteht dadurch nicht ein Verhältniß der Herrschaft und Unterthänigkeit, sondern blos der Geschäftsunterordnung zur bessern Erreichung des gemeinsamen Zwecks.

Ein solcher Bund ist der, welcher gegenwärtig zwischen den deutschen Staaten besteht. Der Zweck desselben ist Erhaltung der Integrität eines jeden sowohl in Absicht auf einander selbst, als in Absicht auf fremde Staaten. Aus diesem Zwecke gehen von selbst folgende nähere Bestimmungen hervor. Erstens: Jeder Bundesstaat ist zu einem verhältnißmäßigen Beytrag zur allgemeinen Bundesmacht verpflichtet. Zweytens: Jeder Bundesstaat begiebt sich der Rechte seiner Souveränität in soweit, als dieselben mit dem Bundeszweck im Widerstreit stehn. Dahin gehören namentlich alle Verträge mit auswärtigen Mächten, welche die Sicherheit des Bundes, oder eines seiner Glieder bedrohen, so wie alle eigenmächtige Selbsthülfe eines Bundesstaates gegen den andern. Zwischen den Mitgliedern des Bundes herrscht ein ewiger Friede. Ihre Streitigkeiten können nicht, wie sonst unter unabhängigen Staaten, durch Krieg, sondern nur, wie zwischen Privaten, auf dem friedlichen Wege des Rechts beygelegt werden.

Daraus entspringt drittens die Nothwendigkeit eines allgemeinen Bundesgerichts, welches von allen Staaten, als gleich interessirten und gleich berechtigten Gliedern, seine Bestallung empfängt, und welchem alle Verbündete auf gleiche Weise unterworfen sind; so wie

Viertens überhaupt ein Gemeinwesen, wodurch der gesammte Bund in Beziehung auf auswärtige Staaten den Charakter einer besondern Macht annimmt, und wodurch die Verbündeten in ein inneres Rang- und Rechtsverhältniß treten.

Fünftens: Zur vollkommenen Sicherstellung des Bundeszwecks vereinigt sich mit dem Bunde ein auswärtiger mächtiger Monarch als Beschützer desselben. Vermöge dessen steht diesem Protector die oberste Leitung zur Organisation des Gemeinwesens, zur Aufrechthaltung desselben, und zur Realisirung des Zwecks des Bundes zu. Innerhalb dieser Grenzen liegt das ganze Verhältniß zwischen dem Protector und den Bundesstaaten, und außerhalb derselben findet zwischen diesen und jenem blos das allgemeine völkerrechtliche Verhältniß Statt. Der Bundesbeschützer ist aber selbst mit Bundesgenosse, das ist, der Zweck der Verbindung umfaßt auch seine Integrität, und auch er ist in den allgemeinen Frieden mit eingeschlossen, so daß alle zwischen ihm und den Verbündeten sich ergebenden Rechtsfälle nur durch das Gesetz geschlichtet werden.

Was wird nun Deutschland durch diese Veränderung seiner Verfassung in Rücksicht auf politische Kraft und Sicherheit, in Rücksicht auf Wohlstand, in Rücksicht auf Kultur gewinnen oder verlieren?

Ihren sichersten und daurendsten Schutz findet eine Nation freylich in ihrer eigenen Macht. Wohl dem Manne, wohl dem Staate, der auf seine eignen Kräfte sich verlassen kann! Nie entspricht ein Staat der Idee, welche jedem solchen Verein zum Grunde liegen soll, wenn er nicht ein solches Maaß von eignen Kräften umfaßt, daß er im Stande ist, jedem Widersacher Troz zu bieten, und von keiner fremden Gewalt Gesetze anzunehmen. Nur dann würde also auch Deutsch-

land sich aus vollem Herzen zu der Umbildung seiner alten unzweckmäßigen und in sich selbst zerfallenen Verfassung haben Glück wünschen können, wenn es seine zerstreuten Kräfte dergestalt auf einen Punkt vereinigt hätte, daß zur Behauptung seiner Integrität jeder fremde Schutz ihm überflüßig geworden.

Blickt man inzwischen von der bloßen Idee auf die wirklichen Verhältnisse, in welchen ein Staat sich unter andern Staaten befindet; so läßt sich auf der andern Seite eben so wenig verkennen, daß jener idealische Grad von politischer Selbstständigkeit in der Wirklichkeit, und streng genommen, selten oder nie, wenigstens nicht auf die Dauer, erreichbar ist. Hätte ein Staat einen solchen Umfang gewonnen, daß er allein gegen alle übrigen sich behaupten könnte; so würde er, vermöge der Natur der Sache, und laut aller bisherigen Geschichte, gerade dieses ungeheuren Umfangs wegen, über kurz oder lang in sich selbst zerfallen. Darum darf ein Staat, der nicht durch seine eigne Größe sich seinen Untergang bereiten will, nie gewisse, obgleich im Allgemeinen nicht bestimmbare, Grenzen seines Umfangs überschreiten, innerhalb welcher er aber allein nicht allen übrigen gewachsen seyn kann; und es ist daher eine unerschütterliche Wahrheit: Ein Staat, der groß genug ist, um sich ganz auf seine eignen Kräfte zu stützen, kann in sich selbst nicht auf die Dauer bestehen; und ein Staat, dessen Umfang nicht mit seiner innern Dauer streitet, ist zu schwach, um allen übrigen das Gleichgewicht zu halten. Daher muß selbst jeder solcher Staat, der seinen Umfang bis zu den äußersten Grenzen, welche mit seiner Dauer und Consistenz verträglich seyn mögen, ausgedehnt, und zugleich den höchsten Gipfel innerer Kraft erklommen hat, doch stets einen beträchtlichen Theil seiner Stärke in Verbindungen mit an-

dern Staaten, in einer immer gespannten Aufmerksamkeit auf den Zustand, die Interessen, Absichten, Tendenzen und Verhältnisse andrer Staaten, und in einer klugen Benutzung aller Umstände, die mittel- oder unmittelbar sein Wohl und seine Integrität befördern können, suchen; und bey aller eignen Kraft beruht doch der größte Theil seiner Sicherheit und Selbstständigkeit auf seiner Politik. Versteht man also unter reiner Selbstständigkeit eines Staats einen so hohen Grad von Macht, daß er blos durch dieselbe sich behaupten, und zugleich in sich selbst fortdauernd bestehen kann; so ist sie eine bloße Idee, die sich niemals völlig realisiren läßt. Der höchste realisirbare Grad von politischer Selbstständigkeit wird dagegen dann Statt finden, wenn ein Staat ein solches Maaß von eignen Kräften besitzt, daß er in Verbindung mit der erforderlichen Klugheit sich gegen jede Verletzung zu sichern vermag. Dieß ist das Maximum politischer Macht und Größe, es ist der Gipfel der politischen Wohlfahrt eines Staats, und diesen Gipfel von Macht und Hoheit würde eine Nation, wie die deutsche, bey einer zweckmäßigen Verfassung unter gewöhnlichen Umständen zu erreichen vollkommen fähig seyn.

Würde sie ihn aber auch unter solchen Verhältnissen, wie die vor ihrer gegenwärtigen Epoche gegebenen waren, haben erreichen können? Ich glaube aus einem doppelten Grunde: nein! Denn erstens: Frankreich, welches schon für sich allein dem ganzen vereinten Deutschland das Gegengewicht halten konnte, hatte durch die Ausbreitung seiner Macht über ganz Italien, Spanien, Holland, einen solchen Umfang gewonnen, daß es Deutschland nicht allein ohne allen Vergleich überlegen geworden, sondern auch allen thätigen Widerstreit der Interessen, durch dessen Benutzung das letztere die erforderliche Ergänzung seiner Macht sich hätte

verschaffen können, gänzlich aufgehoben hatte. Auf eine hinlängliche Unterstützung von Seiten Rußlands war nicht zu rechnen. Denn abgerechnet, daß die Bewegungen dieses ungeheuren Körpers viel zu langsam und unbehülflich sind, um mit seiner Hülfe zu rechter Zeit gegen eine Macht zu erscheinen, die selbst in der Schnelligkeit ihrer Operationen eine Verdoppelung ihrer Streitkräfte findet, und schon in der Ausführung begriffen ist, während andere noch über ihren Planen brüten; abgerechnet auch, daß Rußlands Interesse sich überhaupt mehr auf die Erweiterung seiner eigenen Macht und Größe, als auf die Erhaltung andrer Staaten richtet; so würde es sogar stärkere Gründe in seiner Politik gefunden haben, der Schwächung einer so drohenden Nachbarmacht, als Deutschland in seiner Vereinigung gewesen wäre, durch eine, zwar noch mächtigere, aber auch entferntere, ruhig zuzusehen, als durch eine ernstliche und nachdrückliche Unterstützung sich fortdaurende und wachsende Gefahren an seinen Grenzen zu schaffen.

Zweytens: Deutschland würde selbst bey einer Verfassung, die es ihm vergönnt hätte, alle seine Kräfte in Gebrauch zu setzen, und auf einen Punkt zu vereinigen, doch zu viel Zeit gebraucht haben, um diese Masse von Kräften vollständig zu entwickeln, als daß der Verlust seiner Selbstständigkeit nicht früher hätte eintreten müssen, als die Vollendung seiner Macht, um dieselbe zu schützen. Es waren, wie schon an einem andern Ort bemerkt worden, nicht blos die physischen, es waren insbesondere auch die intellectuellen und moralischen Kräfte, an welchen Frankreich eine so große Ueberlegenheit über Deutschland behauptete. Gesetzt nun, dieses wäre so glücklich gewesen, eine solche Verfassung zu erhalten, bey welcher, wie in Frankreich, die intellectuellen und moralischen Kräfte der Nation zum Dienst des Staats sich vollständig hät-

ten entwickeln und zur ungehinderten Wirksamkeit gelangen können; so würde doch, ehe es möglich geworden wäre, von diesen Kräften einen vollständigen und geordneten Gebrauch zu machen, eine beträchtliche Zeit verflossen seyn, während welcher Deutschland unfähig gewesen wäre, sich in einem Kampf mit seinen weit überlegenen Nachbarn bey seiner Selbstständigkeit zu behaupten.

Da es ihm also unter solchen Umständen unmöglich war, als ein isolirter Staat zu bestehen; so blieb ihm, um auch nur seine politische Existenz zu retten, offenbar kein andrer Ausweg übrig, als an dem großen Völkerbunde, dessen Stifter und dessen Seele Frankreich ist, Theil zu nehmen; und es würde schon aus Klugheit sich zu dieser Verbindung haben entschließen müssen, gesetzt auch, daß es durch die neuesten Ereignisse nicht dazu wäre gezwungen worden. Um aber die Vortheile, welche für Deutschland in Rücksicht auf politische Sicherheit, oder in Rücksicht auf seinen ersten Staatszweck, aus dieser Verbindung entspringen werden, gehörig zu würdigen, muß man den ganzen gegenwärtigen politischen Zustand Europens zum Gesichtspunkt nehmen. Das vormalige Verhältniß, oder das sogenannte politische Gleichgewicht der Staaten von Europa, hat gänzlich aufgehört. An seine Stelle ist eine große, fast allgemeine Conföderation getreten, welche von Frankreich geleitet wird. Anstatt also, daß Deutschland einen namhaften Theil seiner Sicherheit durch stete Beobachtung und kluge Benutzung jenes schwebenden Saatenverhältnisses hätte gewinnen müssen, findet es jetzt denselben unmittelbar in seiner Theilnahme an der grossen Conföderation, oder in seiner Verbindung mit dem Staate, welcher der Schöpfer und die Seele desselben ist. Alle Uebel und Gefahren, die es, isolirt, insbesondere von diesem Staate hätte befürchten müssen, verschwinden durch die enge Verbindung

mit ihm von selbst, und es ist durch eben dieselbe zugleich vor jedem andern Feinde auf das Kräftigste geschützt. Denn welche Macht dürfte es noch wagen, ein Glied von einem Bunde anzutasten, der, so kräftig geleitet, fast das ganze kultivirte Europa umfaßt?

Deutschland ist also durch die neuesten Veränderungen gerade in diejenige Lage gekommen, in welche es sich werfen mußte, um eine feste Grundlage seiner öffentlichen Sicherheit zu gewinnen; aber diese Sicherheit gründet sich, den Zeitverhältnissen gemäß, nicht auf Allianzen oder bloße Politik, sondern auf Conföderation.

„Doch ist es nicht vielleicht ein bloßer Traum, „wenn man unter Deutschlands gegenwärtigen Verhältnissen noch von politischer Sicherheit und Selbstständigkeit spricht? Freylich wird kein fremder „Staat, der aus dem großen Bunde ausgeschlossen ist, es anzutasten wagen dürfen; aber wird „es diese Sicherheit auf der einen Seite nicht durch „eine völlige Sklaverey auf der andern erkaufen? „wird es, unverletzt von außen, nicht alle Arten „von Verletzung und Gewaltthätigkeit im Innern „des Bundes selbst erdulden müssen?“

Diese Zweifel laufen einzig auf ein Mißtrauen gegen die Macht hinaus, mit welcher Deutschland in eins der engsten Verhältnisse getreten ist. Es stellt eine Verbrüderung freyer, selbstständiger Staaten vor, deren Sicherheit blos den Händen jener Macht anvertraut ist. Bey der großen Ueberlegenheit dieser Macht hat es freylich keine andere Schutzwehr seiner Integrität, als die der Heiligkeit der Verträge und des Rechts. Wird der Protector sich immer innerhalb der Grenzen dieser Verträge halten, wird er nicht Eingriffe in die Rechte der Verbündeten, als selbstständiger Staaten, thun?

Bey aller Achtung und allem Vertrauen, welches man gegen die Gesinnungen einer Regierung

in Rücksicht auf andre Staaten hegen mag, bleibt doch das Interesse der sicherste Beurtheilungsgrund in Ansehung dessen, was man von ihr zu hoffen oder zu fürchten hat. Daß die französische Regierung ihren Vortheil kenne, wird schwerlich jemand in Zweifel ziehen. Es kommt also bey der vorliegenden Untersuchung blos auf die Erörterung der Frage an: Welches Benehmens hat Deutschland sich zu Frankreich zu versehen, gesetzt, daß dieses blos von seinem eignen Interesse geleitet werde?

Alle Zwecke eines Staats concentriren sich, außer der Sicherheit, in seinem Wohlstand und in seiner Kultur. Kann nun Frankreich ein Interesse dabey haben, daß die deutschen Staaten in ihrem Streben nach Wohlstand und Kultur zurückgehalten werden? Kann es ein Interesse dabey haben, der deutschen Industrie, dem Ackerbau, dem Gewerbe und Handel, den Fortschritten in Künsten und Wissenschaften, und überhaupt dem Nationalbildungswesen Hindernisse in den Weg zu legen, und die Nation in den Zustand der Armuth und Barbarey herab zu drücken? Es giebt keinen einzigen Grund zur Bejahung, wohl aber hinreichende Gründe zur Verneinung dieser Frage. Was sollte Frankreich bewegen, das Emporkommen der Landwirthschaft in Deutschland zu hindern? Etwa die Absicht, seinen Ueberfluß an Getraide und andern landwirthschaftlichen Produkten in Deutschland abzusetzen? Es braucht ja selber fremdes Getraide und andre Erzeugnisse auswärtiger Landwirthschaft. — Was sollte Frankreich bewegen, die Geschäftigkeit der deutschen Werkstätte, Fabriken und Manufakturen zu vernichten? Etwa die Absicht, die Deutschen zu zwingen, ihre Tücher, Zeuge, Geräthschaften und andre Kunstbedürfnisse, blos von den Franzosen verfertigen zu lassen? Allein was Frankreich an Kunst-, wie an Naturprodukten an Deutschland zu verkaufen vortheilhaft finden kann, zieht dieses ja

ohnehin und längst von ihm, weil der eigene Mangel es ihm zum Bedürfniß macht. Und ist denn Deutschland der einzige Markt, auf welchem Frankreich Absatz für seine Waaren suchen kann? — — Was sollte Frankreich bewegen, sich dem Flor des deutschen Handels, nach Außen sowohl, als im Innern, zu widersetzen? Wird es dabey verlieren, wenn der Umtausch der Bedürfnisse in Deutschland ein lebendigeres und kräftigeres Leben gewinnt? Wird es weniger Absatz seiner Spitzen, Tücher, Zeuge, Weine, Oele ꝛc. im Ausland finden, wenn auch Deutschland sein Getraide, seine Wolle, seine Farben ꝛc. an fremde Völker verkauft? Sind Deutschlands Märkte nicht selbst das Bindemittel für einen großen Theil des französischen und nordischen Handels? Und kann nicht Frankreich desto mehr Gewinn von seinem Verkehr mit Deutschland hoffen, je wohlhabender dieses durch seinen Verkehr mit andern Völkern wird? Es ist wahr, daß Frankreich jetzt den deutschen Handel über See beschränkt. Aber es beschränkt von dieser Seite den Handel des ganzen Continents, sich selbst mit eingeschlossen. Und ist nicht Deutschland selbst, so gut wie Frankreich und alle übrige Staaten, dabey interessirt, daß dem empörenden See- und Handelsdespotismus jener habsüchtigen Insulaner, deren Stolz und Uebermuth allen Völkern Hohn spricht, und die schon so lange die Schätze Deutschlands und des ganzen festen Landes an sich ziehen, um dafür Verrätherey und Kriege anzuzetteln, endlich ein Ziel gesetzt werde? Wird nicht Deutschlands Wohlstand und Deutschlands Außenhandel selbst ein höheres und freyeres Leben gewinnen, wenn das stolze Carthago durch die Anstrengungen Frankreichs und durch die momentanen Aufopferungen des ganzen Continents gezwungen wird, von seinen verderblichen Anmaßungen abzustehen, und zu den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtig-

keit und Billigkeit zurückzukehren? — — Was sollte endlich Frankreich bewegen, den Fortschritten der intellectuellen sowohl, als sittlichen und ästhetischen Kultur der Deutschen, oder irgend einer Anstalt zur Beförderung der innern Ordnung und Wohlfahrt in den Weg zu treten? Ist es etwa selbst soweit in höhern Einsichten aller Art, in Sitten, Geschmack und guten bürgerlichen Einrichtungen zurück, um nur an Rohheit, Barbarey und Verwirrung Wohlgefallen zu finden? Oder fürchtet es, von den Deutschen in diesen Vorzügen allzusehr verdunkelt zu werden? Oder ist ihm bange, daß Deutschland, dessen Macht ihm selbst in seiner Vereinigung, geschweige bey der noch fortdaurenden Trennung, bey weitem nicht gewachsen ist, durch steigenden Wohlstand und Kultur allzugefährlich werden möchte? Muß es nicht vielmehr in Deutschlands Stärke einen Zuwachs seiner eignen Stärke finden? Und deuten die Handlungen einer Macht, die selbst im Kriege den Instituten für Kunst und Wissenschaft den ausgezeichnetesten Schutz gewährte, die das Verdienst in Deutschland zu belohnen und zu ehren strebt, welche die vernachläßigten und zurückgesetzten Volksklassen empor hebt, durch bessere Einrichtungen die öffentlichen Kräfte zu beleben und zu mehren sucht, wohl auf Gesinnungen hin, von welchen Deutschland Nachtheil für seine Kultur, für seine innere Ordnung und Wohlfahrt zu befürchten hätte?

Wenn es also Frankreichs Interesse fremd ist, den deutschen Staaten in irgend etwas hinderlich zu werden, was zur Beförderung ihrer wesentlichen und wohlgewählten Zwecke, zu ihrer Ausbildung, Wohlstand, Sicherheit, dienen mag, ja wenn es sogar in dem steigenden Flor derselben seinen eignen Vortheil findet, welche Eingriffe, Bedrückungen oder Gewaltthätigkeiten kann dann Deutschland von ihm zu befürchten haben?

Doch dadurch ist noch nicht alle Gefahr gehoben. Gesetzt auch, daß Frankreich der Betriebsamkeit, der Kultur und der innern Vervollkommnung der bürgerlichen Verhältnisse in Deutschland nicht allein keinen Abbruch, sondern sogar manchen wichtigen Vorschub thue, kann es nicht den Wohlstand der Deutschen benutzen, um seine eigenen Kassen zu füllen, oder sich, auf Kosten jener, beträchtliche öffentliche Ausgaben zu ersparen?

Die Verbindungen der deutschen Staaten mit Frankreich sind von der Art, daß die erstern dem letztern durchaus zu keinem Tribut oder zu irgend einer gesetzlichen Abgabe verpflichtet sind. Mithin würden alle Forderungen, welche Frankreich an Geld- oder Naturalleistungen an Deutschland machen möchte, in keinem Rechte gegründet seyn. Ein solches System aber würde nicht nur bey allen übrigen Völkern des Erdkreises, und bey allen künftigen Generationen, sondern insbesondere auch bey allen conföderirten Staaten den tiefsten Haß und Abscheu erregen. Frankreich würde sich auf allen Seiten von Staaten umgeben sehn, die, weit entfernt, seinen Interessen und Planen zugethan zu seyn, mit Sehnsucht den Augenblick erwarten würden, sich von ihm loszureißen, und mit vereinten Kräften, oder doch mit gleichgestimmtem Verlangen, zu seiner Vernichtung aufzustehen. Läßt sich wohl von dem hohen Sinn eines Napoleon erwarten, daß er seinen großen Namen durch solche empörende Handlungen, durch eine solche Verachtung der heiligsten Gesetze der Menschheit, bis auf die entferntesten Generationen hinaus beflekken, läßt sich wohl von seiner tiefen, bis zum Bewundern scharfsichtigen, selbst die entferntesten Möglichkeiten berechnenden, und bey allem Bewußtseyn der ungeheuren Kräfte, die seine Macht, und noch mehr sein Genie ihm darbietet, doch stets mit der höchsten Besonnenheit und Vorsicht zu

Werke gehenden Politik erwarten, daß er mit eigner Hand, und auf so unrühmliche Weise, den Boden untergraben werde, auf welchem er seinen Thron, seine Macht, seine Hoheit, gegründet hat? Wie? ein Monarch sollte dieses thun, dessen eigne Staaten, die schönsten in Europa, ihm überdieß, zumal wenn seine großen Plane gegen England zu ihrer Vollziehung gelangt seyn werden, unerschöpfliche Hülfsquellen darbieten? Nein, Napoleon weiß zu gut, daß auch der mächtigste Thron seine Sicherheit und Dauer nur in der Achtung, Liebe und Treue seiner Völker und seiner Verbündeten findet, und daß diese nur aus dem Anblick großmüthiger und gerechter Gesinnungen entspringen können; er weiß zu gut, daß selbst aus dem Kampfe, zu welchem Härte und Despotismus die verbündeten Völker reizen müßten, sich mehr und mehr Kräfte entwickeln würden, an welchen endlich alle Anstrengungen seiner Macht und seines großen Geistes scheitern könnten, als daß er seinen Ruhm, seine Hoheit und Größe, um unerlaubter Vortheile willen, aufs Spiel setzen sollte!

„Aber," werden Manche sagen: „hat nicht „Deutschland wirklich in den letztern Jahren und jetzt „große Aufopferungen für Frankreich machen, hat es „nicht für dasselbe seine Kassen leeren, und die „französischen Armeen mit Kost und Kleidung versorgen müssen?" Es ist wahr. Allein ist Konsequenz darin, wenn man von dem, was unter den bisherigen Verhältnissen zwischen Frankreich und Deutschland geschah, auf dasjenige schließen will, was nach hergestellter Ordnung, nach geendigtem Kriege und vollendeter Verbindung geschehen wird und soll? Deutschland hatte lange Jahre feindlich gegen Frankreich gehandelt. Es wurde von dem letztern besiegt. Ist es befremdend, wenn dieses sich nun durch geforderte Contributionen und mancherley aufgelegte Lasten entschädigte? Ist es be-

fremdend, wenn auch nach geschlossenem Bunde die deutschen Staaten noch die Lasten theilen müssen, welche die gemeinsame Sache fordert? Folgt daraus ein nach hergestellter Ordnung und Ruhe, und nach vollendeter Organisation des deutschen Bundes fortwährendes Bedrückungssystem?

Es liegt doch gewiß schon in dem bloßen Gedanken, den bey so Manchen Furcht oder Mißtrauen und Widerwillen gegen Frankreich erzeugt: daß dieses wenigstens seine Armeen fortdaurend in Deutschland und auf dessen Kosten werde unterhalten wollen, eine handgreifliche Ungereimtheit. Wie? Frankreich, das durch seine blutige Revolution so viele Menschen, durch die vieljährigen Kriege so viele junge Mannschaft verlor, dessen Feldbau, Werkstätte, Fabriken und Manufakturen die ihnen entzogenen Hände so dringend zurückfordern, dieses sollte seine Armeen in Deutschland, Holland, Spanien, in der Schweiz, und ich weiß nicht, wo sonst noch? garnisoniren lassen, blos um den Aufwand an Kost und Kleidung zu ersparen? In der That, eine solche Finanzoperation ist den hellen Einsichten der französischen Regierung ungemein angemessen! Es mag seyn, daß, so lange die Mächte nicht durch ein allgemeines Einverständniß ihre Armeen auf eine geringere Zahl reduciren, Frankreich immer genöthigt seyn wird, eine sehr bedeutende Armee auf den Beinen zu halten, um den hohen Platz zu sichern, den es in der großen Staatenkette einnimmt. Aber hat dieses weitläuftige Reich nicht schon zur Besetzung seiner eigenen Vestungen, Grenzen, Küsten, Garnisonen, eine große Anzahl Krieger nöthig? Wird es nicht ungleich mehr gewinnen, wenn es von diesen Kriegern so viele, als immer der Dienst gestattet, den Erwerbsgeschäften des Landes überläßt, als wenn es dieselben in auswärtige Staaten, zu deren Last und Erbitterung, und zu seiner eigenen unfehlbaren

Schwächung verstreut? Und fehlt es in Frankreich etwa an klugen und zweckmäßigen Anstalten, wodurch die Regierung, so oft und so schnell sie will, ein furchtbares Heer unter die Waffen stellen kann, ohne seine junge Mannschaft, auf deren Kraft sich größtentheils der Reichthum und Wohlstand des Reichs gründet, den Geschäften des Ackerbaues und Gewerbes zu entziehn? Oder meynt man, daß der kriegerische Geist seiner Armeen, wodurch es sich auf der errungenen Höhe zu behaupten genöthigt seyn mag, sich sicherer erhalten wird, wenn sie sich im Ausland dem Müssiggang und dem Wohlleben ergeben, als wenn sie zu Hause, einer guten Disciplin unterworfen, unter den Augen der Regierung, dem Vaterlande durch nützliche Arbeiten dienen? Und werden endlich Gerechtigkeit und wachsame Politik, in welcher letztern Frankreich allen andern Staaten so weit überlegen ist, nicht ein sicheres Mittel seyn, die conföderirten Staaten sich treu zu erhalten, als bewaffnete Schaaren, deren Anblick und kostspielige Unterhaltung bald einen allgemeinen Geist der Feindseligkeit und Empörung erzeugen, und die gültigsten Rechtsgründe dazu an die Hand geben würden?

„Aber spricht nicht die That selbst für die „Meynung, daß Frankreich die Schwäche der con„föderirten Staaten dazu mißbrauchen werde, um „ihnen die Last einer endlosen Einquartierung sei„ner Truppen aufzulegen? Ist Deutschland, seit „die französischen Armeen die diesseitigen Ufer des „Rheins betraten, um Oestreichs kriegerischen Be„wegungen ein Ende zu machen, wohl einen Augen„blick von französischer Einquartierung und allen „damit verbundenen Lasten frey geworden? Dauert „sie nicht noch immer fort, ungeachtet zwischen „Frankreich und Deutschland und allen Continen„talmächten Friede herrscht?“

Dieser Einwurf ist so schwach, daß es nach allem Bisherigen kaum der Mühe lohnt, eine Antwort darauf zu geben. Man muß ganz übersehen, in welchem Verhältniß Frankreich vor den letztern Kriegen mit Deutschland und dem ganzen Norden, dieser mit England, und in welchem es mit dem letztern noch immer steht; man muß ganz übersehen, daß so wichtige Veränderungen, als jetzt in den politischen Verhältnissen des festen Landes, und namentlich in Deutschland, vorgehen, und deren Seele Frankreich ist, sich ohne den Gebrauch einer bewaffneten Macht durchaus zu keinem sichern Ziele führen lassen; man muß ganz übersehen, welche Forderungen Frankreich, und welche Plane es in Deutschland noch durchzusetzen hat, um aus der Thatsache, daß die französischen Truppen sich in diesem Augenblicke noch nicht vom deutschen Boden zurückgezogen haben, den Schluß zu ziehen: man werde sie ohne Ende den deutschen Staaten zur Einquartierung und Unterhaltung aufdringen.

Noch ein Gedanke wird nicht selten als Grund angenommen, um für Deutschland aus seiner gegenwärtigen Verbindung mit Frankreich nichts als Unheil voraus zu sagen. „Nie," meynt man, „wird der jetzige Beherrscher Frankreichs seinem „leidenschaftlichen Hange zum Kriege Einhalt thun „Mithin wird Deutschland stets genöthigt seyn, „sein Geld und seine junge Mannschaft für Napo„leons kriegerische Unternehmungen aufzuopfern."

Woraus folgert man denn aber, daß mit Napoleons Existenz ein ewiger Krieg verbunden sey? Etwa daraus, daß er bisher in fast ununterbrochene Kriege verwickelt war? Wie folgt aber, daß, weil ein Monarch, so lange man ihm seinen Thron und die Macht seines Reichs von allen Seiten streitig machte, sich zu Behauptung beyder immer schlagfertig zeigte, er auch dann das Schwert nicht aus den Händen legen werde, wenn beyde gegen

jeden Angriff sattsam werden gesichert seyn? Giebt es denn im Innern seines großen, durch Revolutionen und Kriege so lange gequälten, Reiches nichts für ihn zu thun, oder zeigt er so wenig Sinn für innere Verbesserungsplane, oder wird seine Staatsklugheit so wenig Rücksicht auf das von seinen Völkern so tiefgefühlte Bedürfniß eines endlichen dauerhaften Friedens nehmen, daß er ohne Ende auf nichts bedacht seyn sollte, als auf kriegerische Abentheuer auszugehen? Und ist durch den außerordentlichen Umfang, welchen Frankreichs Macht durch die bisherigen Kriege gewonnen hat, auf lange hinaus, und wenn zumal die Plane gegen England ausgeführt seyn werden, nicht selbst die Möglichkeit zu neuen Kriegen aufgehoben?

Oder schließt man es daraus, daß sein Talent und Glück, welches alle seine kriegerischen Unternehmungen krönte, ihn immerfort zu neuen Fehden hinreißen werden? Aber hat uns die Erfahrung an einem Heinrich dem Vierten, an einem Friedrich dem Zweyten und andern großen Monarchen, die auf gleiche Weise vom Talent und Glück im Krieg begünstigt wurden, eine so unersättliche Begierde zum Kriege kennen gelehrt? Und giebt es denn für einen Napoleon blos auf dem Schlachtfeld Lorbeern zu erringen? Wird es seinem Herzen minder angenehm seyn, von der Nachwelt als der Urheber großer beglückender Werke, die nur im Frieden gedeihen, denn als Eroberer und Sieger gepriesen zu werden?

Gesetzt aber auch endlich, daß künftige Ereignisse, oder neue Plane Veranlassung zu einem neuen Kriege gäben, und gesetzt, daß Deutschland sich genöthigt fände, Theil an einem solchen Krieg zu nehmen, würde es für dasselbe in der That ein so großes Uebel seyn, wenn seine Truppen Gelegenheit fänden, in Gesellschaft der geübtesten Krieger des Erdkreises die Beschwerlichkeiten und Gefahren

des

des Kriegs bestehen, und den Sieg unter ihre Fahnen bannen zu lernen?

Wenn Deutschland, dem allen zufolge, durch seine gegenwärtige Verfassung, welche es an Frankreich bindet, von diesem selbst in keiner Hinsicht etwas zu befürchten hat, und wenn in derselben jeder deutsche Staat den kräftigsten Schutz sowohl gegen die übrigen Verbündeten, als gegen alle auswärtigen Mächte findet; so kann es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß es durch die gegenwärtige Umbildung seiner Verfassung einen Grad von Sicherheit gewonnen hat, den weder seine vorige Constitution, noch selbst bey den gegebenen Umständen eine völlige Vereinigung und Concentrirung seiner Kräfte unter eine einzige Regierung ihm hätte gewähren können.

Indessen läßt sich freylich nicht verkennen, daß die Sicherheit, die Deutschland in seiner Verbindung mit Frankreich findet, auch nicht weiter hinaus sich erstrecken kann, als die Verhältnisse dauern, auf welche Frankreichs eigne Größe, als die Schutzwehr der Integrität der deutschen Bundesstaaten, gegründet ist. Allein auch für diesen Fall, der Deutschland nöthigen würde, seine Sicherheit wieder in seinen eignen Kräften zu suchen, bieten die neuern Veränderungen unsrer Verfassung erwünschte Aussichten dar.

Der wichtigste Grund der Schwäche des deutschen Reichs lag schon bemerkter Maaßen in seiner beyspiellosen Zerstückelung. Dadurch ist es immer tiefer und tiefer gesunken, während Frankreich, sein Geschwister-Staat, dessen Verfassung in seiner Anlage der deutschen so ähnlich war, aber sich immer mehr in reine Monarchie verwandelte, immer höher und höher bis zu seiner gegenwärtigen Größe stieg. Nun ist es freylich auch jetzt noch nicht zu einem einzigen Ganzen erwachsen. Allein es hat sich doch einer solchen Einheit sehr beträchtlich genähert.

Die meisten kleinen Reichsstaaten sind vernichtet, und aus todten Gliedern des Reichs in lebendige Glieder der übriggebliebenen größern Staaten verwandelt, mit welchen sie vereinigt worden. Dadurch haben die letztern, und mit ihnen Deutschland überhaupt, einen Zuwachs an thätigen Kräften gewonnen, die für dasselbe zuvor so gut als nicht vorhanden waren. Mithin ist Deutschlands innere Kraft in der That um so viel gewachsen, als die Zahl der vorigen Einzelstaaten auf eine geringere Mehrheit zurückgeführt ist.

Ferner: Abgesehen von der aus dieser Reduktion entstehenden Kraftvermehrung, werden überhaupt auch die Veränderungen, welche theils die Auflösung der alten Reichsverfassung, theils die Einführung besserer Staatsgrundsätze in den einzelnen Staaten zur Folge haben müssen, eine Menge Kräfte für das öffentliche Beste in Gebrauch setzen, die zuvor entweder unterdrückt wurden, oder nur einer Anzahl Privatpersonen zu Statten kamen. Mit einem Wort: In dem Maaße, als die deutschen Staaten sich einer zweckmäßigeren Staatsform, und namentlich dem Grundsatz der durchgängigen Gleichheit der Pflichten und Rechte, nähern werden, in demselben Maaße werden sie auch an innerer Kraft und Stärke gewinnen, und in demselben Maaße wird auch Deutschland überhaupt an Flor und Macht zunehmen.

Durch die vorerwähnte höchst wichtige Veränderung ist auch der Gebrauch der deutschen Staatskräfte für das Ganze in hohem Grade vereinfacht und erleichtert worden. Alle Schwierigkeiten, Hindernisse und Weitläuftigkeiten, welche aus der zahllosen Menge derer, die ihre Einwilligung zu den das Ganze betreffenden Angelegenheiten geben mußten, und aus der großen Verschiedenheit ihrer Interessen, Rechte und Ansprüche, die noch überdieß nicht selten streitig waren, entsprangen, und die

heilsamsten Verfügungen und nothwendigsten Unternehmungen entweder gänzlich hinderten, oder doch so weit hinaussetzten, daß sie meistentheils ihren Zweck verfehlten, sind verschwunden, und es kann nicht fehlen, daß, selbst wenn das entscheidende Wort eines mächtigen Protectors den Angelegenheiten und Planen des Bundes nicht mehr die Schnelligkeit, die ihre Ausführung fordert, geben sollte, eine so viel geringere Anzahl minder gebundener Glieder sich leichter und schneller vereinigen werde, als eine so große Anzahl stimmführender Reichsstände.

So sehr inzwischen Deutschland durch alle diese theils schon geschehenen, theils noch bevorstehenden Veränderungen an innerer Kraft, und eben dadurch an wahrer Selbstständigkeit gewonnen hat, und noch gewinnen wird; so läßt sich dennoch allerdings nicht in Abrede stellen, daß die fortdauernde, wenn auch in hohem Grade verminderte, Trennung desselben in mehrere Einzelstaaten, ein Gebrechen in seiner Verfassung bleibt, welches nie ohne nachtheiligen Einfluß insbesondere auch auf seine Macht und Integrität seyn wird. Indessen, abgesehen, daß durch die neue Bundesorganisation, an deren Vortrefflichkeit sich bey der Weisheit und tiefen Einsicht derer, die sie zu entwerfen berufen sind, nicht zweifeln läßt, alle Verhältnisse, Rechte und Ansprüche der Bundesstaaten unter einander genau bestimmt, dadurch aller Saame zu möglicher Zwietracht zum voraus aus dem Wege geräumt, oder doch zur leichten und unverzögerten Schlichtung derselben die zweckmäßigste Einrichtung getroffen werden wird; so giebt sie auch ein, allen Verbündeten gemeinsames äußerst wichtiges Interesse, welches diese stets zur nachdrücklichsten Vereinigung ihrer Kräfte nöthigen muß. Es ist dieses: daß das Wohl und die Selbstständigkeit eines jeden Bundesstaates einzig und untrennbar an die Ver-

einigung mit allen übrigen und an die nachdrückliche Zusammenwirkung ihrer Kräfte gebunden ist. Kein einziger unter ihnen ist im Stande, für sich allein eine selbstständige Macht zu bilden. Trennt er sich nun von den übrigen; so muß er sich einer größern Macht in die Arme werfen, und es ist, wo nicht um seine Existenz, doch um seine Selbstständigkeit geschehen. Beydes ist ihm dagegen — es versteht sich, daß wir hierbey einen Zeitpunkt vor Augen haben, wo die gegenwärtigen Verhältnisse zwischen Frankreich und den übrigen Continentalstaaten nicht mehr Statt finden werden — durch das feste Zusammenhalten mit dem Bunde in demselben Grade gesichert, als ob er aus eigner Macht sich zu behaupten vermöchte. Jeder darf sich in der kraftvollen Vereinigung Aller als eine Macht vom ersten Range betrachten; jeder ist vernichtet, sobald er sich von dem Ganzen trennt. Ein unabänderliches Geschick hat dieses Band zwischen den deutschen Staaten geknüpft. Die Stärke des Ganzen ist die Stärke jedes Einzelnen, die Schwäche des Ganzen ist die Schwäche jedes Einzelnen. Es giebt für alle deutsche Staaten nur eine Politik, und diese ist in den einfachen Worten enthalten: Eintracht und einmüthige Bereitwilligkeit zu jeder Anstrengung und Aufopferung für das Ganze! Es bedarf nichts, als diese unwidersprechliche Wahrheit vor Augen zu haben, um jeden Bundesstaat mit der dringendsten Nothwendigkeit nicht nur zur Eintracht und Treue, sondern auch zur möglichsten Beförderung der Wohlfahrt und Stärke des ganzen Bundes zu bestimmen. Es läßt sich aber wohl erwarten, daß so viele und nachdrückliche Erfahrungen endlich ein Licht werden angezündet haben, bey dessen Klarheit jene hochwichtige Wahrheit sich nicht mehr verkannt bleiben kann. Es läßt sich um so mehr erwarten, je richtigere Grundsätze und je bes-

sere Köpfe auch die deutschen Staaten leiten werden, und je stärkern Reiz diesen der durch die neuern Veränderungen gewordene Vorzug der Souverainität gewähren wird, sich denselben nicht wieder entreißen zu lassen.

Deutschland, das vor der gegenwärtigen Epoche allen Gefahren der Hülflosigkeit und Schwäche Preis gegeben war, ist durch seine Verbindung mit Frankreich gegen jeden Angriff gesichert, es hat überdieß an eigner innerer Kraft beträchtlich zugenommen, und ist auf dem Wege, einst auch für sich allein eine völlig selbstständige und unüberwindliche Macht zu bilden.

IV.

Was wird es durch die neuen Verhältnisse an Wohlstand gewinnen?

Es sind schon oben die Bedingungen entwickelt worden, unter welchen es Deutschland möglich werden kann, denjenigen Grad von Wohlstand zu erschwingen, dessen es überhaupt fähig ist. Es sind zugleich die wichtigsten Hindernisse angezeigt worden, die durch die alte Verfassung der Erreichung dieses Ziels in den Weg gelegt wurden. Es folgt also von selbst, daß Deutschland diesem Zweck durch den gegenwärtigen Zustand der Dinge um so viel näher gerückt ist, als durch denselben die erwähnten Hindernisse entfernt, und die gesetzten Bedingungen realisirt, oder doch vorbereitet worden sind.

Die erste und wesentlichste Bedingung, unter welcher Deutschland sich zu der höchsten, ihm überhaupt möglichen, Stufe des Wohlstands erheben kann, ist dieselbe, unter welcher ihm der höchste Grad politischer Kraft und Sicherheit erreichbar ist: totale Vereinigung der ganzen Nation in ein ungetheiltes, von einem einzigen Willen bewegtes

Ganzes. Denn darauf beruht die Möglichkeit eines allgemeinen ungehinderten Verkehrs unter der gesammten Nation; darauf beruht die Möglichkeit einer allgemeinen wechselseitigen Unterstützung und Belebung der Kräfte; nur dadurch wird es möglich, durchgängige Einheit in die Erwerbthätigkeit der Nation zu bringen, oder die Kräfte derselben, nach einem allgemeinen richtig berechneten System, in übereinstimmende Wirksamkeit zur Erreichung des Totalzwecks, des höchstmöglichen Nationalwohlstands, zu setzen; nur dadurch kann jener Umfang von Mitteln gewonnen werden, welcher erforderlich ist, um dem großen verwickelten Getriebe des National-Erwerbfleißes ein immer freyeres und kräftigeres Leben einzuhauchen, die Schwierigkeiten und Hindernisse desselben aus dem Wege zu räumen, und überall mit der nöthigen Unterstützung zu Hülfe zu kommen.

Ist nun gleich jene erste und Grundbedingung des höchstmöglichen Nationalwohlstands der Deutschen auch durch die gegenwärtige Verfassung noch nicht realisirt; so ist doch dadurch, daß die vielen kleinen Einzelstaaten in weit größere zusammengetreten sind, wenigstens innerhalb der Grenzen dieser größern Körper, eine nähere Verbindung und ein freyerer Verkehr zwischen den sonst geschiedenen und einander mehr oder minder entgegengesetzten Einzelstaaten hergestellt. Man muß aber die mannichfaltigen Hindernisse und nachtheiligen Folgen, welche aus der großen Trennung eines Landes in so viele Territorien unter von einander unabhängigen und mit landesherrlichen Rechten versehenen Regierungen für den Erwerbsfleiß und Wohlstand dieser Staaten und ihrer Bewohner entspringen, entweder ganz verkennen, oder man muß eingestehen, daß die Vereinigung solcher Territorien in ein ungetheiltes politisches Ganzes schon durch sich selbst einen beträchtlichen Aufschwung des Erwerbsfleißes

und Wohlstandes zur Folge haben müsse. Die drückenden Ein- und Ausfuhrverbote, welche sonst den Einwohnern der kleinen Staaten den Absatz ihrer Produkte und den Vertrieb ihrer Waaren so sehr erschwerten, und zu manchen Zeiten sie der Theurung oder gar dem grausamsten Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens aussetzten, müssen durch ihre Vereinigung unter einer gemeinschaftlichen Regierung verschwinden. Die lästigen Auflagen und Zölle, wodurch die Regierungen den Handelsverkehr ihrer Unterthanen unter einander beschwerten, und die einen großen Theil der Vortheile, die der Fleiß der Unterthanen der übrigen zu gewinnen suchte, an sich zog, fallen entweder gänzlich weg, oder was davon bleibt, kommt doch dem Ganzen, folglich auch denen, welchen es auf diesem Wege entzogen wird, auf einem andern wieder zu gut. Da ferner mit den verschiedenen Regierungen auch die verschiedenen Einrichtungen und Systeme in der Staatswirthschaft ein Ende genommen; so ist es dadurch zugleich möglich geworden, die mannichfaltigen, dem Gewinn der verschiedenen Staatsverwandten so nachtheiligen Differenzen und Abweichungen, wie z. B. die große Verschiedenheit in Münzen, Maaßen, Gewichten rc. aufzuheben.

Als ein nicht geringer Vortheil, der dem Wohlstand der sonst getrennten Staaten aus ihrer Vereinigung unter eine einzige Regierung erwächst, muß ohne Zweifel auch das betrachtet werden, daß dadurch der große Aufwand verschwindet, der mit einer so großen Menge besonderer Regierungen verbunden war. Denn sollte dieses auch nicht gerade eine Verminderung der vorigen Abgaben zur Folge haben; so wird doch das, was sonst unter so Viele vertheilt, nirgends zu einer großen Wirkung für das öffentliche Beste zureichend war, nun, in den Händen einer einzigen Regierung vereint,

diese in den Stand setzen, nachdrückliche und umfassende Maaßregeln zur Beförderung des Wohlstandes im Einzelnen und im Ganzen durchzuführen. Zugleich ergiebt sich von selbst, daß eine Regierung, die über eine große Masse von Mitteln gebietet, um den Wohlstand ihres Volks, eben dadurch aber auch ihr eignes Maaß von Kräften mit Nachdruck zu heben, und sich ein größeres Gewicht in der Waagschale der politischen Verhältnisse zu geben, eben hierin einen mächtigen Antrieb finden müsse, auf diesen Zweck mit Eifer hinzuwirken.

Dann kommt hier auch noch der wichtige Umstand in Betracht, daß eine Regierung, die den Besitz ihrer Staaten auch auf ihre Nachkommen überträgt, und folglich die Früchte ihrer Arbeiten, und den Glanz ihrer Verdienste ihrer Familie hinterläßt, bey der Beförderung des Wohlstandes ihrer Lande überhaupt mehr interessirt seyn muß, als eine solche, deren ganze Plane sich hierbey blos auf ihr persönliches Interesse beschränken. Dieß war aber der Fall bey allen geistlichen Staaten. Wenn überhaupt schon etwas Widersprechendes darin liegt, daß ein Stand, dessen eigentliche Bestimmung auf die Bildung und Leitung der Gemüther zum Ueberirdischen geht, sich mit den irdischen Sorgen der Regierung und Staatsverwaltung belaste; so mußte es einem geistlichen Regenten zu der letztern auch schon darum an dem nöthigen Eifer mangeln, weil das Land, zu dessen Gebieter er sich erhoben sah, für ihn im Grunde nichts, als eine große Pfründe war, die nach seinem Tode einem Fremden zufiel, und die er, während er lebte, so gut zu nutzen suchte, als es sich ohne Abbruch seiner Bequemlichkeit thun ließ. Daß der Wohlstand des Landes hierbey in der Regel mehr verlieren, als gewinnen mußte, ergiebt sich von selbst, wenn auch die Geschichte es nicht bestä-

tigte. Die edlen Dalberge, deren höherer Sinn seine Befriedigung mehr in der Beglückung ihrer Unterthanen und in einem ruhm- und thatenvollen Leben, als im schwelgerischen Sinnengenuß und in der selbstsüchtigen Beförderung des eignen Interesse findet, die auch gerne säen, wo Fremde ärnten, sind bloße Ausnahmen von der Regel. Dazu kam: in solchen Staaten, wo Geistliche regierten, wurde auch der geistliche Stand vorzüglich begünstigt und ausgezeichnet. Die Folge davon war, daß dem Erwerbsfleiß eine große Menge thätiger Hände entging, daß ein Schwarm von müßigen Leuten auf Kosten des fleißigen Bürgers und Landmanns schwelgte, und daß noch überdieß die Trägheit einer Menge Müssiggänger in der Freygebigkeit der geistlichen Stiftungen Aufmunterung und Unterstützung fand. Und so war es freylich nicht zu verwundern, wenn die geistlichen Länder mit Armuth, und ihre Regierungen mit Schulden rangen. Die Aufhebung dieser Regierungen und die Vereinigung ihrer Länder und Gebiete mit den Besitzungen erblicher Regenten ist daher gewiß für keinen geringen Gewinn in Absicht auf Industrie und Wohlstand zu achten.

Ein anderes wichtiges Hülfsmittel, welches der Wohlstand der deutschen Völker in der neuen Ordnung der Dinge findet, ist die theils schon geschehene, theils noch bevorstehende Aufhebung der Privilegien, wodurch die großen Gütherbesitzer nicht nur die ganze Last der öffentlichen Abgaben und Leistungen auf die ärmere Volksklasse wälzten, sondern sie auch noch mit besondern Diensten und Zinsen beschwerten, und überdieß der Nahrung des Bürgers beträchtlichen Abbruch thaten. Ein System, welches dem einen Theil der Staatsbürger Muth und Mittel zum höhern Aufschwung seiner Thätigkeit raubt, indem es ihn in den traurigsten Fall setzt, mit allem seinem vergossenen Schweiß

doch nur ein dürftiges Daseyn erringen zu können, während es dem andern Vorschub thut, sich sorgenfrey der Gemächlichkeit und dem Wohlleben hinzugeben, muß nothwendig auf beyden Seiten eine verderbliche Lähmung und Vernachläßigung der Kräfte zur Folge haben. Dagegen werden sie sich in einer allgemeinen lebendigen Strebsamkeit zeigen, wo eine durchgängige gleichmäßige, und darum minder drückende Vertheilung der Lasten für jeden Staatsbürger ein wirksames Reizmittel zu erhöhter Thätigkeit wird, ohne sie durch partheyische Beschränkungen zu hemmen, oder durch entnervende Opfer niederzudrücken.

Wenn es endlich ein wesentliches Erforderniß zum Wohlstand bürgerlicher Gesellschaften ist, daß die Mitglieder derselben eine sichere, unverzögerte, nicht mit großem Aufwand und Beschwerden verbundene Rechtshülfe finden, und daß zur Erhaltung der Gesundheit zweckmäßige und zu ihren großen Wirkungen zureichende Maaßregeln getroffen seyn; so muß auch in diesen Hinsichten die Einheit der Gesetze, des Gerichtsstandes, des Rechtsganges, verbunden mit einer bessern Rechtsverfassung überhaupt, auf der einen Seite, und die gründlichere und vollständigere Einrichtung der Medicinalanstalten, und der größere Umfang ihres Wirkungskreises, den ein großer Staatskörper gewährt, auf der andern, den näher zusammengerückten Staaten einen Zuwachs an Wohlstand verschaffen, den ihre vorige Vereinzelung in sich selbst unmöglich machte.

Selbst jenes Maximum von Nationalwohlstand, dessen vollständige, ungehinderte und dauernde Erreichbarkeit freylich eine totale Vereinigung der deutschen Völker in ein ungetrenntes Ganzes fordert, ist durch die gegenwärtigen Veränderungen des deutschen Staatskörpers, durch das oft erwähnte nähere Zusammenrücken der vereinzel-

ten Staaten, durch die Auflösung der alten fesselnden Formen, durch die freyere Disposition, zu welcher die gebliebenen oder neugebildeten Staaten über sich selbst gelangt, durch den sich bildenden bessern, das innere Wesen und Interesse der bürgerlichen Gesellschaften tiefer durchdringenden Geist der Staatsverwaltung, durch die gründlichere Entwickelung und allgemeine Verbreitung besserer politischer Grundsätze und Ideen, und durch mancherley andere wichtige Umstände, in soweit möglich geworden, daß wenigstens nichts Ungereimtes oder Schimärisches darin liegt, sich dem Gedanken und der Hoffnung einer bedeutenden Annäherung an dasselbe zu überlassen.

Zur Realisirung dieses Maximum gehören hauptsächlich zwey Stücke: größtmöglicher Erwerbsfleiß der gesammten Nation, und größtmöglicher Gewinn von demselben. Der erstere tritt in der Regel von selbst ein, wo der letztere Statt hat. Dieser beruht theils auf dem möglichst vortheilhaften Absatz der einheimschen und selbstgewonnenen Produkte, theils auf dem möglichst vortheilhaften Einkauf der nöthigen fremden Produkte, beydes aber auf dem diesen Zwecken angemessenen innern und äußern Verkehr. Folglich hängt nun das Maximum des Nationalwohlstands fürs erste davon ab, daß die Bundesstaaten übereinkommen, die lästigen Fesseln zu zerbrechen, die bisher den Handelsverkehr im Innern beschwerten, und alle Mittel zur positiven Beförderung desselben gemeinschaftlich in Gebrauch zu setzen, kurz daß sie in dieser Hinsicht ihre einseitigen blos auf eines jeden besondern Vortheil berechneten Commerz- und Staatsökonomie-Systeme mit allen denselben anhängenden und daraus abfließenden Abweichungen und Gegensätzen fallen lassen, und in Absicht auf den Handelsverkehr sich soweit als möglich einem reinen Gemeinwesen nähern. Eine solche Vereini-

gung kann ihnen aber um so weniger entgegen seyn, da jeder an dem daraus entspringenden und auf andere Weise nicht erreichbaren Gewinn Theil nimmt. Auch würde dazu nichts, als eine Veränderung in der Art, die von dem vermehrten Reichthum des Volks zu nehmenden Einkünfte zu erheben, und einige sehr leicht ins Werk zu setzende Vorkehrungen, um nöthigen Falls dem, durch etwa eintretende zu starke Ausfuhr entstehenden, Mangel an unentbehrlichen Bedürfnissen vorzubeugen, vorausgesetzt werden.

Was den äußern Verkehr betrifft; so leuchtet von selbst in die Augen, daß Deutschland, so wie jede Nation überhaupt, nur auf den Fall einen vollständigen Gewinn davon ziehen wird, wenn es seine Produkte selbst verführen, und was es von andern Nationen bedarf, bey diesen selbst abholen, folglich die ungeheuren Procente, die es jetzt an die zwischenhandelnden Völker abgiebt, in seine eignen Kassen streichen kann — mit einem Wort, wenn es eine eigne Marine und einen eignen allgemeinen Seehandel hat. Ob so etwas zwischen zwar verbundenen, aber doch zugleich als besondere für sich bestehende Körper getrennten Staaten gedenkbar sey? Warum nicht? Stellt uns nicht die Geschichte der Deutschen schon ein glänzendes Beyspiel davon auf? Spielte nicht im Mittelalter die deutsche Hansee dieselbe Rolle zur See, die später Venedig, Holland, und nun das stolze England spielt? Warum sollte aber zwischen den deutschen Fürsten im neunzehnten Jahrhundert eine Verbindung unmöglich seyn, die im zwölften und dreyzehnten zwischen vielen deutschen Städten wirklich bestand?

Entzückender Gedanke, Deutschlands Flaggen auf den großen Weltmeeren wehen, deutsche Natur- und Kunstprodukte von deutschen Schiffen an Afrika's, Asiens, Amerika's Küsten und in den

Häfen der atlantischen und Südseeinseln abladen, und mit den Erzeugnissen entfernterer Himmelsstriche belastet wieder in die vaterländischen Hafen einlaufen, und die erworbenen Schätze und den mitgebrachten Waaren-Reichthum im regen Kreislauf sich durch die Provinzen verbreiten zu sehen! Nein! Deutschland wird sich wieder erheben, es wird nicht mehr den Ueberfluß seines gesegneten Bodens und die Früchte seines Fleißes von einer habsüchtigen Nachbarinsel verschlingen, und sich selbst von so vielen unbedeutendern Staaten in Absicht auf Macht und Handel zur See verdunkeln lassen! Der mächtige Monarch, der Deutschlands Schicksal leitet, und dessen Arm erhoben ist, um die langen Anmaaßungen und habsüchtigen Anschläge jener despotischen Insulaner zu vernichten, und jedem Volk seine natürlichen Rechte zur See zu vindiciren, wird auch ihm die Hände bieten, um ihm seinen Rang unter den seehandelnden Mächten zu verschaffen!

V.

Was wird Deutschland durch die neuen Verhältnisse an Kultur gewinnen?

So unrühmlich auch die Rolle seyn mag, die Deutschland in neuern Zeiten in politischer und militairischer Hinsicht gespielt; so wird doch die Jetzt- und Nachwelt der gegenwärtigen Generation ein eifriges, kräftiges Aufstreben in Absicht auf intellectuelle sowohl, als sittliche und Kunst-Kultur nicht streitig machen können. Wenn das Ziel aller ächten Kultur kein anderes ist, als harmonische Selbstthätigkeit aller Anlagen und Kräfte nach ihren eigenen Gesetzen; so hat die deutsche Nation sich diesem Ziel bis auf einen Grad genähert, daß schwerlich eine andere aus irgend einer Zeit ihr

hierin vorgeachtet werden darf. Seit der Reformation sind keine Edikte, keine Reichstagsbeschlüsse, keine Concilien, keine Glaubensformeln, keine Versprechungen, keine Drohungen, keine Kriege und keine Verfolgungen fähig gewesen, dem Forschungstriebe der Deutschen zu wehren, sich von den Fesseln des Irrthums, des Vorurtheils, der willkührlichen Satzungen immer freyer zu machen, und dem Wahren, Guten und Schönen bis zu ihren wahren, reinsten Quellen nachzuspüren. Nie aber hat sich dieses Streben in einem stärkern und schönern Lichte gezeigt, nie sich unverkennbarer in seinen Wirkungen ausgedrückt, als in den letztern Decennien. Der ächte Geist der Wissenschaft, der seine Gesetze nur von der Vernunft entlehnt, und alles Wissen auf von ihr diktirte und festgestellte Prinzipien zurückführt, hat sichtbar alle Zweige des menschlichen Wissens durchdrungen. Alle Wissenschaften schreiten in Materie und Form, in Absicht auf Vollständigkeit, Gründlichkeit und Gewißheit, wie in Absicht auf Klarheit, Bestimmtheit, Ordnung und innern Zusammenhang, und selbst in Rücksicht ihrer fruchtbarern Anwendung aufs Leben einer Vollendung entgegen, deren sie in diesem Umfang noch nie theilhaftig wurden.

Ein ähnliches Streben nach ächter vollendeter Ausbildung äußert sich in Absicht auf Moralität. Noch nie ist man, weder in den ältern, noch in den neuern Zeiten, so tief in das Wesen und in die letzten Gründe sittlicher Handlungen eingedrungen, noch nie sind die Begriffe über sittlichen Werth und Unwerth, über Recht und Unrecht, Gut und Böse, Tugend und Verbrechen, so scharf geläutert und so genau bestimmt worden, als es in den letztern Decennien von Deutschlands Denkern geschehen ist. Den Deutschen, die von Anbeginn durch Wahrheitsliebe, Treue und Redlichkeit, vor andern Völkern sich ausgezeichnet haben, schien es

vorbehalten zu seyn, was sie unbewußt, bloß durch ihren reinern und kräftigern moralischen Sinn geleitet, in rohern Zeiten schon vor andern übten, nun auch zuerst auf seine höchsten Prinzipien zurückzuführen, und diese in klaren Begriffen darzustellen. Das Interesse für diese großen und erhabenen Forschungen hat sich auch nicht bloß auf den engern Kreis der spekulativen Denker beschränkt, die ganze Nation hat mit Eifer daran Theil genommen. Lange schon durchdringen jene geläuterten sittlichen Begriffe selbst den ersten Jugend- und Volksunterricht, und bilden früh in der Nation jene reinere sittliche Denkart aus. Daß es aber hierin auch nicht bey den bloßen Worten und Gefühlen sein Bewenden nehme, beweist das in der Nation überall sichtbare Bestreben, das Gute, sowohl durch besondere Handlungen der Wohlthätigkeit, als auch hauptsächlich durch Errichtung neuer zweckmäßiger Anstalten, und durch Verbesserung der alten, auf alle Weise zu befördern, ohne dazu durch frommen Wahn oder andere Triebfedern, als durch bessere Vernunfteinsicht und reinere Liebe zum Guten bestimmt zu werden.

Was von der intellectuellen und sittlichen Kultur der Deutschen gilt, das muß man auch rühmen von ihrem Fortschritt in der höhern und niedern Kunstkultur, und zwar in Hinsicht beydes, der Theorie sowohl, als der Praxis. Wie Deutschland in der Philosophie überhaupt allen andern Nationen mit mächtigen Schritten vorgeeilt ist, so behauptet es auch entschieden vor ihnen den Rang in der Kunstphilosophie. Und was die Ausübung betrifft; so kann keine Nation uns einen Dichter aufweisen, der einem Schiller, Göthe ꝛc. den Rang abzulaufen vermöchte. Auch in den bildenden Künsten darf Deutschland vor keinem der gleichzeitigen Völker erröthen. Und wenn England und Frankreich in einigen mechanischen Künsten

vor Deutschland etwas voraus haben; so liegt die Schuld nicht in dem Mangel an Talent oder Erwerbsthätigkeit der Deutschen, sondern in den ungünstigen politischen Verhältnissen, gegen welche aller Fleiß und Eifer des Privatmanns bis daher umsonst anstrebte. Uebrigens muß man der deutschen Nation in diesen Rücksichten noch den eigenthümlichen Vorzug zugestehen: Bey einer seltnen Aufmerksamkeit und Achtung, die sie jedem Verdienst und Vorzug fremder Nationen schenkt, und bey dem emsigsten Fleiß, sich fremde Erfindungen zu Nutze zu machen, besitzt sie zugleich einen hohen Grad von Forschungsgeist und eigener Erfindungskraft, so daß es nichts, als günstigerer politischer Verhältnisse bedarf, um von diesem Nationalcharakterzug die wichtigsten Resultate zu sehen.

Ein größerer Verlust könnte Deutschland nicht treffen, als wenn es in diesem glänzenden Fortschritt seiner Kultur gehemmt, oder gar auf eine niedere Stufe derselben zurückgeworfen würde. Wie aller Ueberfluß an Glücksgütern für den einzelnen Menschen ohne Werth ist, wenn er nicht dazu dient, ihn über den niedern Kreis seines thierischen Wirkens und Strebens emporzuheben, und das Höhere in ihm, seine intellectuellen, sittlichen und ästhetischen Anlagen zu entwickeln und auszubilden, so ist auch der blühendste Zustand einer ganzen Nation und der ausgebreitetste Ruf ihrer Macht und Größe nur sehr gering zu achten, wenn sie dabey des Vorzugs einer weit gediehenen und immer fortschreitenden Kultur entbehrt. Dagegen ist dieser Vorzug schon allein hinreichend, ihr einen hohen Rang unter den übrigen Völkern bey der Mit- und Nachwelt zu sichern.

Hat nun Deutschland Ursach, von den neuen Verhältnissen und eingetretenen politischen Veränderungen eine Hemmung oder gar einen Rückschritt in seiner Kultur zu fürchten? Es giebt hauptsächlich

lich dreyerley Umstände, die eine solche Wirkung herbeyführen könnten: Tiefe Verarmung der Nation, despotische Beschränkung der Denk- und Gewissensfreyheit, und Verachtung der Wissenschaften und Künste und aller höhern und sorgfältigern Geistesbildung.

Armuth der Nation kann der Kultur auf eine doppelte Weise verderblich werden: einmal, indem sie den Ankauf und Umlauf neuer Schriften sowohl, als die Neigung, sich durch dieselben zu unterhalten und zu unterrichten, dadurch aber eins der wichtigsten Beförderungsmittel der Nationalkultur aufhebt, oder doch in hohem Grade beschränkt; dann, indem sie den Regierungen die Mittel raubt, für die Unterhaltung und das Emporkommen der öffentlichen Bildungsanstalten die nöthige Sorge zu tragen, und überhaupt den Gelehrten und Künstlern die erforderliche Aufmunterung und Unterstützung zu gewähren. Nun hat Deutschlands Ueberfluß durch den letztern Krieg allerdings einen sehr bedeutenden Abgang erlitten, und insbesondere sind einzelne Provinzen so sehr entkräftet worden, daß ein beträchtlicher Zeitraum zu ihrer Erholung erforderlich seyn wird. Auch sind die nachtheiligen Wirkungen davon für den literarischen Verkehr bereits nicht undeutlich wahrzunehmen. Inzwischen würde es doch eine sehr übertriebene Vorstellung seyn, in diesen Umständen ein wesentliches und dauerndes Hinderniß für den Fortschritt der Kultur zu finden. Noch haben die erlittenen Unglücksfälle und die Aufopferungen, zu welchen Deutschland genöthigt worden, weder das Interesse für Lektüre, noch alle Mittel vernichtet, das Bedürfniß derselben zu befriedigen. Noch giebt es keinen Zweig der wissenschaftlichen und schönen Literatur, welcher nicht neue schriftstellerische Produkte aufzuweisen hätte, und wenige Jahre des all-

gemeinen wiederkehrenden Friedens werden hinreichen, dieses Feld von geistiger Thätigkeit wieder in seinem ganzen Umfang angebaut zu sehn. Was aber die öffentlichen Bildungsinstitute betrifft; so ist wenigstens ihre bisherige Subsistenzbasis unverletzt geblieben, der Geist der Humanität hat mitten im Kriegessturm seine schützenden Flügel über sie ausgebreitet, und die ruhmwürdigen Beyspiele mehrerer Regierungen im obern Deutschland, welches doch vom Anfang der Revolution unter dem unseligen Zwist mit Frankreich so viel gelitten hat, beweisen anschaulich, daß es den deutschen Staaten, wenn sie nur den Willen haben, noch nicht an Kräften gebricht, selbst neue Anstrengungen zur Aufnahme der Wissenschaften und zur Beförderung der Kultur zu machen. Ueberhaupt können solche vorübergehende Aufopferungen für den Wohlstand eines an innern Hülfsquellen so reichen Landes, wie Deutschland, nie von so verderblichen Folgen seyn, daß sie es ganz und dauernd erschöpfen, und die Mittel zu seiner Fortbildung ihm rauben sollten.

Die Beschränkung der Denk- und Gewissensfreyheit kann nur darin bestehen, daß man den menschlichen Geist in Erforschung, Beurtheilung und Mittheilung des Wahren an gewisse festgesetzte Dogmen binde, und ihm wehre, sich in diesem Geschäfte blos nach seinen eigenen, unmittelbar in der Vernunft gegebenen Gesetzen zu richten. Fragt man nun: Wird Deutschland in dieser Hinsicht unter den neuen Verhältnissen einem strengern Zwange unterworfen seyn, oder im Gegentheil vielmehr einer größern Freyheit genießen, als unter seiner bisherigen Verfassung? so muß die Antwort ohne Zweifel, und allen gegebenen Thatsachen zufolge, für die zweyte Hälfte der Frage ausfallen. Um die Richtigkeit dieses Satzes ohne weitläuftige Erörterung anzuerkennen, bedarf es blos eines Blicks auf die Grundsätze, welche jetzt in Frank-

reich, und welche vormals in Deutschland die Gewissensfreyheit der Staatsbürger bestimmten. Nach den erstern ist jedermann die Ausübung seines Glaubens frey gelassen, sofern er ihn nur nicht hindert, ein ruhiger und getreuer Staatsbürger zu seyn. Nach den letztern war jeder von den Rechten eines Staatsbürgers ausgeschlossen, der sich nicht zu einer von den drey im Reiche sanctionirten Glaubensformen bekannte. Kann es einen härtern Glaubenszwang geben, kann man dem menschlichen Geist im Denken und Erforschen des Wahren schwerere Fesseln anlegen, als wenn, was in einem weitläuftigen Reiche jeder glauben, lehren, und öffentlich bekennen darf, durch allgemeine Reichskonstitutionen, Verträge und Friedensschlüsse für immer festgesetzt ist? wenn Rechte, Ruhe, und Friede der Reichsmitglieder von der strengen Beobachtung und Handhabung dieses öffentlich decretirten und confirmirten Glaubens abhängen? wenn an denselben die Bürger gekettet, und Lehrer und Beamte eidlich darauf verpflichtet werden? wenn, mit einem Wort, auf solche Art die Vernunft und Einsicht eines rohen Zeitalters zur allgemeinen Vernunft und Einsicht aller künftigen Generationen erhoben werden? So war es bisher in Deutschland, und wenn diesen drückenden Fesseln zum Trotz die Vernunft ihre Rechte behauptet, und das Licht der Wahrheit einen immer ausgedehntern Horizont gewonnen hat, so war dieß nicht eine Folge der öffentlichen Verfassung, sondern des unaufhaltsam emporstrebenden Forschungstriebes der Deutschen, der Nachsicht und bessern Einsicht einzelner Regierungen, der veränderten politischen Verhältnisse der verschiedenen Religionspartheyen, der lockerer gewordenen Bande des Reichs, und mancherley zufälliger Umstände.

Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß die Denk- und Gewissensfreyheit, und der davon

mit abhängende Fortschritt in der Kultur, unter den neuen Verhältnissen nicht blos nicht verlieren, sondern vielmehr gewinnen wird; und dafür bürgen nicht blos die uneingeschränkten Duldungsgrundsätze der französischen Regierung und die wirkliche Einführung derselben in die deutsche Bundesverfassung, sondern selbst schon die Secularisation der geistlichen Staaten und die mächtige Beschränkung aller Hierarchie. Niemand, der nicht ganz bey der Oberfläche der deutschen Geschichte stehen blieb, wird in Abrede stellen, daß die geistlichen Fürsten und Stände in Verbindung mit dem päbstlichen Stuhl und seinen Partheygängern den Fortschritt in der Reformation und Vernunftkultur von jeher am meisten aufgehalten haben. Und wie konnte es auch anders seyn? Von der fortdauernden Herrschaft des römischen Kirchenglaubens hing die Fortdauer ihrer eigenen Herrschaft, Macht und Größe ab. Je weiteres Feld die Reformation gewann, und je höher sich der Geist in der Erkenntniß des Wahren hob, desto tiefer sank ihr Ansehen, desto enger zog sich der Kreis ihrer Gerichtsbarkeit und ihrer Einkünfte und mannichfaltigen Vortheile zusammen, dergestalt, daß zuletzt ihre sämmtlichen Stifter und Klöster Gefahr liefen, in weltliche Hände zu kommen. Daher ihre gespannte Aufmerksamkeit auf jeden Schritt, den die Evangelischen in Religions- und Glaubenssachen thaten. Daher ihr beständiges Streben, den theuer errungenen Religionsfrieden zu brechen, oder nach ihrem Vortheil auszulegen. Daher die oft gewagte Behauptung jesuitischer Schriftsteller, daß jener Frieden nichtig sey, weil die Evangelischen der augsburgischen Confession nicht treu verblieben. Daher jenes gewaltsame Restitutionsedikt unter Ferdinand dem Zweyten, und die ganze mißliche Lage der Protestanten jener Zeit, aus welcher

nur die großen Thaten eines Gustav Adolph sie zu retten vermochten.

Ueberhaupt, nur die Hierarchie kann bey der Fortdauer festgesetzter Dogmen und Kirchengebräuche, und um dieser willen, bey dem Obscurantismus ein wesentliches Interesse finden. Die politische Absicht, welche eine weltliche Regierung bey dem Ansehn der Religion haben kann, bezieht sich blos auf die Treue und den Gehorsam der Unterthanen. Da aber diese sich um so sicherer und fester bestimmt finden müssen, ihren Pflichten überhaupt, und denen gegen den Staat und die Regierung insbesondere, nachzukommen, je würdigere und richtigere Begriffe sie von der Religion besitzen, und je gründlicher sie ihre Pflichten und Rechte, ihre gesammten Verhältnisse zum Staat, und ihre daraus entspringenden Lasten und Vortheile zu beurtheilen wissen; so heischt das eigene Interesse jeder aufgeklärten und wohlunterrichteten Regierung, die Aufklärung und Vernunftkultur der Unterthanen selbst zu unterstützen, weit entfernt, ihr Hindernisse in den Weg zu legen. Es giebt keine morschere, keine gefährlichere Stütze für die Sicherheit und das Ansehn der Regierung, als Unwissenheit und Blindheit des Volks in Absicht auf Religion und seine Verhältnisse zum Staat. Der Wille des Volks liegt dann nicht in der Hand der Regierung, sondern in den Händen der Priester, die ihn nach Willkühr gegen die erstere lenken können. Die weltliche Macht sinkt mithin unter die Herrschaft der Kirche herab, und zieht von dieser sklavischen Abhängigkeit nicht einmal den Vortheil, des Gehorsams der Unterthanen versichert zu seyn. Man darf ja nur einen Blick in die finstern Zeiten des Mittelalters werfen, wo die Blindheit des Volks, und eben dadurch die Macht der Hierarchie, auf ihrem Gipfel stand, um sich durch das leichte Spiel, mit welchem die Kirche die Nation, so oft sie wollte,

gegen ihren Beherrscher in Aufruhr trieb, und diesen seiner Macht und Ehre, wo nicht gar seiner persönlichen Sicherheit, beraubte, aufs unwiderstehlichste zu überzeugen, daß das Ansehn und die Sicherheit der obersten Staatsgewalt jederzeit um eben so viele Stufen herabsinkt, als die Blindheit des Volks, und dadurch die Gewalt der Kirche steigt, so wie die spätern hellern Zeiten die deutlichsten Beweise liefern, daß das Ansehn der Regierungen und die Treue der Unterthanen immer gleichen Schritt mit der Aufklärung des Volkes halten. Diese auf der einen, und Energie, Gerechtigkeit und Weisheit der Regierung auf der andern Seite, machen jederzeit die festeste Stütze der Regenten, so wie des Wohls des ganzen Staates aus, indem ein wohlunterrichtetes und aufgeklärtes Volk sich durch kein Blendwerk zu Fehltritten und Ausschweifungen gegen die oberste Staatsgewalt, und dadurch gegen sein eignes Interesse verleiten lassen wird.

Aus allen diesen und andern Betrachtungen kommt uns unstreitig die angenehme Hoffnung entgegen, daß die Sonne der Aufklärung, statt uns für die Zukunft ihr Antlitz zu verhüllen, ihren allbelebenden Strahl vielmehr immer ungehinderter über Deutschland und ganz Europa ausgießen wird; eine Hoffnung, die durch die einseitigen Urtheile und trübsinnigen Einbildungen derer nicht aufgehoben wird, die bey dem geringsten Anlaß nichts, als Zeichen des härtesten Drucks und der ärgsten Geistessklaverey erblicken, ohne irgend einen Versuch, in die Gründe ihrer Urtheile tiefer einzugehn. Wenn eine Macht unter gegebenen politischen Verhältnissen, und namentlich zu den Zeiten eines Kriegs es nöthig findet, ein aufmerksames Auge auf die Berichte und Aeußerungen öffentlicher Blätter und Schriften zu richten, und wenn hie und da ein Individuum durch unvorsichtige Urtheile oder zwecklose Declamationen sich unangenehme Folgen zuzieht — ist

das schon hinreichend, um, gegen den Geist jener Macht und gegen die Grundsätze, die sie durch Thathandlungen und öffentliche Verfügungen selbst deutlich zu Tage legt, auf ein System von Sklaverey des Geistes zu schließen? Ist noch irgendwo, seit dem jetzigen Zustand der Dinge, ein ernsthaftes, auch noch so freymüthig, scharf und gründlich, aber zugleich auch ruhig und unbefangen untersuchendes Werk über die allgemeinen Rechte der Menschheit, über Staatsverfassung, Religion und Moral verboten worden? Gehen nicht die wissenschaftlichen Forschungen und Mittheilungen in Schriften und Hörsälen nach wie vor ungestört und unangefochten ihren Gang? Beruht aber auf der Freyheit und Begünstigung dieses, innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Untersuchungen sich haltenden Forschens der wahre Fortschritt der Erkenntniß und der Vernunftentwickelung, was für Hindernisse sind dann dieser durch die neuen Verhältnisse in den Weg gelegt?

Was endlich den dritten Punkt betrifft, auf welchen es bey dem Fort- oder Rückschritt in der Kultur ankommt; so hat es wohl nie eine Zeit gegeben, wo die Wissenschaften und Künste weniger fürchten durften, bey ihrem Zeitalter in Verachtung zu sinken, als die gegenwärtige. Wissenschaften und Künste führen überhaupt den großen Vorzug mit sich, daß sie in der Achtung und Gunst der Menschen um so höher steigen, je mehr sie gekannt, und nach ihrem innern Wesen sowohl, als ihrem großen und mannichfaltigen Einfluß auf das Leben durchdrungen werden. Ars non habet osorem, nisi ignorantem. Daher kann ein Volk, wenn es nicht gewaltsam unterbrochen wird, in der Kenntniß und Kultur der Wissenschaften um so weniger stille stehen, je weiter es in denselben fortgerückt ist.

Außer dieser mit der wissenschaftlichen Kultur schon unmittelbar und in ihr selbst gegebenen Ten=

denz zur Vollendung in derselben sind auch die Veränderungen, die Deutschland neuerdings betroffen haben, ganz besonders dazu geeignet, die Achtung und den Eifer für die Wissenschaften mächtig zu beleben und allgemein zu machen. Die neueste Geschichte Deutschlands hat uns mit erschütternden und tief eindringenden Zügen die wichtige Wahrheit vorgehalten: daß der Sieg der Waffen nicht mehr auf roher Naturkraft und blinder Tapferkeit, sondern auf tiefer Kenntniß, Einsicht und überwiegender und geübter Geisteskraft beruht, und daß der bloße Vorzug der Geburt zur Behauptung und Regierung der Staaten nicht mehr zureichend ist. Das dringendste Interesse der Regierungen schreibt also selbst den Grundsatz vor, sich zu Werkzeugen ihrer Gewalt im Felde und in der innern Verwaltung des Staats nur solcher zu bedienen, die durch Talent und Einsicht zu solchen Funktionen berufen sind. Dadurch werden Viele, die sonst das Studium der Wissenschaften entweder ganz verabsäumten, oder doch sehr lau und oberflächlich betrieben, weil der zufällige Vorzug der Geburt sie auf einem weit gemächlicheren Wege zum Ziele führte, zur ernstern Beschäftigung und zum tiefern Eindringen in dieselben sich genöthigt finden; Andere, die sonst bey allem Verdienst, blos wegen ihrer niedern Abkunft, von höhern Wirkungskreisen sich ausgeschlossen sahen, werden nun ihre intellectuelle Ausbildung und die Erwerbung tiefer und umfassender Kenntnisse sich um so angelegener seyn lassen, da sie dadurch sich Aussichten auf Ehre, Macht und wichtige Vorzüge öffnen können; und selbst diejenigen, welche schon in ihrer natürlichen Neigung einen mächtigen Trieb zu den Wissenschaften finden, werden durch die erhöhte Wichtigkeit, in welcher diese auch ihren sonstigen Verächtern erscheinen, sich zu doppeltem Eifer in denselben angetrieben sehen.

Weit entfernt also, daß die Wissenschaften durch die neuesten Veränderungen in Verachtung und Verfall gerathen sollten, werden sie vielmehr zu einem allgemeinern und kräftigern Leben erwachen, und mehr, als je, die Aufmerksamkeit, Unterstützung und Pflege der Regierungen auf sich ziehen, wovon wir auch in der That schon überall, und mitten unter dem harten Druck der Gegenwart, die deutlichsten und erfreulichsten Zeichen erblicken.

Dieß sind Wirkungen, die sich aus dem gegebenen Kulturstande und aus den großen Ereignissen der Zeit nach einem nothwendigen Gesetze von selbst entwickeln müssen. Doch unsre Erwartungen sind nicht auf diese allein beschränkt. Wer kann seinen Blick auf die großen Ideen richten, die jenseit des Rheins, auch in Rücksicht auf die Wissenschaften und das National-Bildungswesen wirklich ausgeführt werden, ohne der erhebenden Hoffnung Raum zu geben, daß endlich auch einmal in Deutschland das elende, planlose Flickwerk des Schul- und Erziehungswesens ein Ende nehmen, und die wichtigste Angelegenheit der Menschheit nach einem durchdachten, umfassenden und zusammenhängenden System betrieben werden wird? Die enge Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland, der mächtige Einfluß des genialen Protectors auf die Angelegenheiten und Einrichtungen des deutschen Bundes, der natürliche Hang eines großen Kopfes, seine Ideen, so weit sein Einfluß reicht, zur Ausführung zu bringen, die erhabene Denkart, die tiefen Einsichten, der große umfassende Blick, der Patriotismus des edlen Fürsten, welcher berufen ist, an der Organisirung des deutschen Bundes so wichtigen Antheil zu nehmen — das alles berechtigt uns, der Erfüllung jener herrlichen Hoffnung entgegen zu sehen. Freylich muß ein solches Werk, an sich selbst schon so schwer, in einem Lande, das noch

immer so sehr an Zerstückelung leidet, seine besondern Schwierigkeiten finden, und große Vorsicht und Behutsamkeit, und ungemeine Weisheit und Geschicklichkeit in der Ausführung nothwendig machen. Allein den Glauben an wichtige und erhabene Einrichtungen blos um ihrer Schwierigkeiten willen, zu einer Zeit, wo die außerordentlichsten Ereignisse fast zum gewöhnlichen Lauf der Dinge geworden, und was man sonst für bloßen Traum geachtet, sich fast täglich realisirt, ungereimt zu finden, würde wenigstens eine große Steifheit im Urtheilen verrathen.

Gesetzt aber auch, daß dieser Plan in der noch bestehenden Trennung der deutschen Staaten zu große Hindernisse fände, um im Ganzen ausgeführt zu werden, oder daß andere dringendere Einrichtungen ihn verdrängten; so wird das glänzende Beyspiel, welches Frankreich gegeben, wenigstens für die einzelnen deutschen Staaten nicht verloren gehn. Es wird die Aufmerksamkeit der Regierungen und denkender Beobachter mit Macht erregen, man wird untersuchen, vergleichen, anwenden, und aus dem fruchtbaren Schooße der Revolutionen, welche die neueste Zeit herbeygeführt, wird sich auch eine weise Organisation des Schul- und Bildungswesens erheben, deren schöne Früchte für Wissenschaften und Kultur uns schon allein mit so manchem Uebel der Gegenwart aussöhnen werden.

Wenn wir also die neueste, ereignißvolle Geschichte unsers deutschen Vaterlandes mit freyem Blicke betrachten, ohne uns durch den unangenehmen Eindruck vorübergehender Uebel, oder durch die Einflüsterungen und Blendwerke des Partheygeistes, oder durch engherziges Privatinteresse zu einseitigen Ansichten verleiten zu lassen, so muß uns unfehlbar alles auf das große und erhebende Re-

sultat hinführen: Die neueste Geschichte Deutschlands ist der Zeitpunkt einer totalen Regeneration, wodurch es die ungestalte Hülle seiner alten, nach keinem durchdachten Plan entworfenen, sondern, im Einzelnen wie im Ganzen, durch Zufall und Anmaßung gegründeten, nur hie und da von Zeit zu Zeit gelegentlich und nothgedrungen verbesserten, und zu keinem wesentlichen Staatszweck hinreichenden Verfassung abstreift, um unter einer durch Einsicht und tiefe Staatsweisheit entworfenen, und durch mannichfaltige oft harte Erfahrungen erprobten Staatsform im Einzelnen und im Ganzen zu einem schönern und kräftigern Daseyn wieder aufzuleben.

Dieß muß uns aufrichten bey dem vergleichendem Blick auf Deutschlands ehemalige Größe und auf seinen jetzigen Fall, bey dem Gefühl der Uebel und bey den mancherley Aufopferungen, welche die Gegenwart mit sich führt; ja es muß uns willig machen, uns mit Zufriedenheit und ohne Murren in unsre Lage zu fügen, weil wir sehen, daß sie unter den gegebenen Umständen der einzig mögliche Uebergang zu einem bessern Zustand ist. Dieß ist zugleich der sicherste Weg, die Schmach unsrer Niederlage bey der Mit- und Nachwelt, und bey den Siegern selbst von uns abzuwenden. Ein gefallenes Volk, das seinem Ueberwinder nichts, als heimlichen Groll entgegensetzt, ohne auf die Ursachen seines Falls zu achten, und ohne Muth und Eifer die Gebrechen abzuthun, durch die es sank, und sich von neuem emporzuschwingen, muß sich dadurch nur noch verächtlicher machen. Dagegen wird der mächtige Sieger selbst uns seine Achtung nicht versagen können, wenn er wahrnimmt, daß wir, gleichweit entfernt von sklavischer Muth- und Willenlosigkeit, von todter Betäubung und trotzigem Starrsinn, ernst prüfend die Mängel erkennen, die uns stürzten, und mit Eifer und männlicher Entsagung einer bessern Ordnung der Dinge entge-

gen streben; daß wir, mit einem Worte, von dem ächten lebendigen Geist einer sich regenerirenden Nation durchdrungen sind. Deutschland wird seiner alten Freyheit, Macht und Größe in demselben Maaße wieder theilhaftig werden, in welchem es Gelehrigkeit für die höchst nothwendig gewordenen neuen Formen, Redlichkeit, Eintracht, Weisheit und beharrliche Thatkraft in Herbeyführung und Behauptung einer besser geordneten Verfassung beweist.

Siebenter Brief.

Als der Tilsiter Frieden geschlossen war, hoffte Preussen, die ihm gebliebenen Reste seiner Provinzen würden in Ruhe und Frieden die Wunden heilen können, welche der Krieg ihm geschlagen hatte; aber vergebens. Englands habsüchtige Kaufleute wollten den ostseeischen Handel sichern, sie nahmen Koppenhagen und die dänische Flotte. Die Thatsache ist bekannt, weniger die näheren Umstände. Ich übersende Dir den Bericht eines Augenzeugen über die dortigen Vorgänge. Da aber derselbe, wie es mir scheint, zuweilen mit blöden Augen gesehen hat; so findest Du darüber meine Randglossen:

Als ich Danzig verließ, glaubte ich wohl nicht das Glück und Unglück zu haben, diese schöne angenehme Königsstadt zu sehen. Ich fand es für nützlich, in Stolpe einige Zeit liegen zu bleiben, und das Ende des Kriegs abzuwarten. Der schöne Frühling und ein zufällig gefundener Freund machten mir diesen Ort interessant, und verlängerten meinen Aufenthalt. Während derselben kamen 500 russische und preußische Gefangene über Danzig hier an, (der Friede war schon abgeschlosssen), welche hier Rasttag hielten. Sie wurden in dem alten

Schlosse einquartiert, und auf Befehl von den Einwohnern Stolpe's zu Mittag und Abend bewirthet. Die guten Bewohner dieser Stadt ließen aber nichts von Zwang oder Befehl ahnden, sie gaben und spendeten so reichlich und so freundlich, daß es einen erfreulichen Anblick gewährte, da sie doch schon vorher viel gelitten hatten, und noch fortwährend unter einer ungewöhnlichen Last des Krieges seufzten. Ich sahe zu Mittage die schönsten Suppen verschiedener Art, selbst Hühnersuppen, mit allerley Gemüse im Uebermaaß, und zum Theil von den Hausvätern und Hausmüttern des mittleren Standes mit einem freundlichen Gesichte, worauf die Wonne des Wohlthuns ruhte, hintragen. Eben so drückten Gesicht und Mienen der Domestiken den guten und gastfreundlichen Willen ihrer Herrschaften aus. Auch wurde Brod, Branntewein und Bier, sowohl auf Veranstaltung des Magistrats als freywillig, einem jeden gereicht, und noch auf die weitere Reise gegeben. Ihre wohlbewirtheten Gäste zogen erquickt, gestärkt und beladen von hier ab, und segneten dankvoll die Stunden ihres Aufenthalts. —

Das Gebrüll der Feuerschlünde bey und aus Colberg war in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Stolpe, bey stillen Abenden und günstigem Winde, wie ein verlorner dumpf-vollender Donner zu hören, und für mich eine traurige Rückerinnerung.

Den 16. Juny erschien der erste Courier, welcher die Nachricht von der verlornen Schlacht bey Friedland und Königsberg überbrachte. Allgemeine Trauer und Bestürzung hierüber, und Mitleid über die angeblich geplünderten Einwohner, durchdrang einen Jeden. Der einige Tage darauf folgende Friedensbote, und daß Königsberg nicht geplündert sey, verschaffte zwar allgemeine Freude, doch nur in sofern, als man zu einem bösen Spiel eine gute

Miene machen muß. Das Rückmarschiren der französischen und badenschen Truppen nahm seinen Anfang, und Stolpe wurde bald mit großen, bald mit kleinern Corps überschwemmt. Mein Aufenthalt wurde mir endlich zu enge, und mein Ziel war Memel. Eine Reise zu Lande war, den Geldaufwand nicht einmal zu rechnen, zu schwierig, und für mich durch das Kriegstheater zu traurig, dabey hatte mich das gänzlich zerrüttete Postwesen von Danzig bis Stolpe, diese Reise zur Post zu machen, abgeschreckt, denn man mußte auf einer Station oft sechs bis acht Stunden auf das Langweiligste zubringen, ehe man Pferde bekam, und hatte man sie, so lief man wieder Gefahr, auf der Landstraße liegen zu bleiben, wenn diese Pferde von Courieren oder sonst zu nöthigen Requisitionen gebraucht wurden, und vom Landmann war keine Hülfe zu erwarten; dieser suchte seine Pferde möglichst zu verstecken. Ich wollte es also versuchen, obgleich ich sonst immer die See gefürchtet habe, mich in Rügenwalde einzuschiffen. Dieser kleine Hafen war von den Engländern unbemerkt und unbewacht geblieben, es treffen wöchentlich einige kleine dänische Schiffe daselbst ein, auch kleine preußische liefen aus und ein. Der kurze Aufenthalt verstrich mir sehr angenehm, und von aller Bekanntschaft entblößt, fand ich hier viel gute und freundschaftliche Menschen. Es waren Pommern, wie ich sie mir stets vorgestellt und bereits in Stolpe gefunden hatte. Obgleich der Ort kleiner wie Stolpe, und schlechter gebaut ist; so wird er doch durch den nur etwas mehr als eine Viertelstunde entfernten Hafen, sehr lebhaft, und gewährt zur Badezeit ein besonderes Interesse. Der Gang dahin wird durch eine niedliche schattenreiche Allee sehr angenehm, und von beyden Seiten sieht man fruchtbare noch reichlich mit Vieh besetzte Ebenen. Die Menschen schienen mir hier mehr, wie in Stolpe, zum Frohsinn geneigt

zu seyn; ob dieses aber nur temporair war, weil sie bis dahin noch das wenigste durch den Krieg gelitten hatten, und übrigens durch einen kleinen Handel entschädiget wurden, vermag ich nicht zu entscheiden. So gern ich auch hieselbst länger verweilt hätte; so wollten es meine Verhältnisse doch nicht gestatten. Da nun kein Schiff nach Memel oder Königsberg ging, sondern alle nach Kopenhagen; so trug ich in dieser schönen Jahreszeit auch kein Bedenken, diesen Weg einzuschlagen, da mir die Reise allgemein als gefahrlos, und in Kopenhagen zu jeder Stunde eine Schiffsgelegenheit nach Memel zugesichert wurde; überdem betrugen die Kosten, nach einer mir gegebenen Berechnung mit einem achttägigen Aufenthalt in Kopenhagen, kaum ein Drittel einer Landreise nach Memel. Dieses, der Reiz, eine Seereise zu versuchen und Kopenhagen zu sehen, bestimmten mich bald zur Realisirung meines Vornehmens.

Den 5. August bestieg ich, unter Begleitung und Segenswünschen einiger in Eile gemachten Bekannten, das Schiff, und vertraute mich ohne Furcht den Wellen des Meeres, wie den Wellen des Schicksals. — Hätten wir günstigen Wind gehabt; so hätten wir die Reise bis Kopenhagen, nach der Versicherung des Schiffers, innerhalb 36 Stunden zurücklegen können, wir mußten aber 3 Tage darauf zubringen. Zwar blieb ich nicht von den gewöhnlichen Seeübeln befreyt, indeß wurde ich derselben bald gewohnt, und verlebte drey der schönsten Tage, und ich möchte sagen: Wer die Allgewalt der Natur, den Himmel und seine Pracht sehen und erkennen lernen will, der besuche das Meer. Alle Beschreibungen, sie mögen noch so dichterisch schön seyn, erreichen den Anblick nicht, sind bloß Schattenrisse; am wenigsten darf ich es daher wagen, die große makellose Natur und deren allgewaltigen Schöpfer mit meinen Federstrichen zu zeichnen.

Die zweyte Nacht führte uns in die Nähe der Insel Rügen, und wir konnten den Donner des französischen Geschützes über die geängstigte Stadt Stralsund deutlich hören, und noch einen Theil des folgenden Tages hallte er unsern Ohren nach. Es war mir traurig auf meiner Reise, noch immer von diesen Tönen begleitet zu werden, und bange Ahndungen, wenn es dergleichen giebt, störten meinen übrigens heitern Sinn. Am Abende des zweyten Tages verkündete der Junge von der Spitze des Mastbaums: Die Thürme von Kopenhagen wären bereits zu sehen. Mein Herz schlug fühlbar vor Freude, und meine Neugierde wuchs mit jeder Minute, für diesen Abend aber blieb alles unbefriedigt; eine völlige Windstille setzte uns außer Stand unserm Ziele näher zu rücken. Ich suchte und fand Ruhe, jedoch war ich bereits träumend in Kopenhagen. — Schon längst war die Sonne aus dem Meere gestiegen, schon längst hatte sich mein Schiffer über das herannähernde Kopenhagen, über den mit Schiffen bepflanzten Hafen und über die Ueberraschung gefreut, welche die Besteigung des Verdecks auf mich wirken würde; deshalb hatte er mich nicht früher geweckt, deshalb hatten seine Leute alles unnütze Poltern vermeiden müssen. Jetzt trat er mit einer Stille und Gelassenheit in die Kajüte — es war fünf Uhr des Morgens am achten Tage des Augusts; nie werde ich diesen Tag und den Genuß vergessen! — lud mich zum Genuß des schönen Morgens ein und fragte: ob ich jetzt die Thurmspitzen von Kopenhagen sehen wollte? Ohne Verzug bestieg ich das Deck. Ein schöneres Gemälde, eine mannichfaltigere Scene von Gegenständen hatte ich noch nie gesehen. Rechts die schwedische Küste mit verschiedenen Abwechselungen, links die dänische, und besonders die Insel Amak, der sogenannte Küchengarten von Kopenhagen, und auf derselben unter andern das Dorf

Dragöe,

Dragöe, welches einer kleinen Stadt mit einem Seehafen gleicht, denn es lagen vor demselben viele kleine Schiffe, die mehrentheils den Bewohnern zugehören sollen. Vor uns lag die Kopenhagener Rhede, die mit Schiffen bedeckt zu seyn schien, und im Hintergrunde die schöne Stadt, welche hinten durch sanfte Erhöhungen und prächtige Environs angenehm gedeckt wurde. In diesen schienen sich viele neugebaute Landhäuser auszuzeichnen, und besonders erhob sich tief unter dem Horizont das Lustschloß Friedrichsberg, der gewöhnliche Sommersitz des Königs. Ungern trennte ich mich auch nur auf Augenblicke von diesen Ansichten, denn die Gegenstände kamen mir stets näher, und immer entdeckte ich schönere und größere Mannichfaltigkeit. Diese wurde bald durch eine große Anzahl auf uns mit vollem Winde von Helsingör herzukommender großer Schiffe vermehrt, die wir anfänglich für Kauffahrtey-Schiffe hielten. Bis dahin war uns die Ostsee sehr öde gewesen, und daher wurden wir durch den Anblick dieser belasteten Schiffe sehr erfreut; aber zu unserm Schreck entdeckten wir bald, daß es englische Kriegsschiffe waren. Wir hatten gerade Gegenwind, und mußten daher laviren, welches uns in die Nothwendigkeit setzte, durchseegeln zu müssen. Da der Friedensschluß Frankreichs mit Preußen längst der Welt bekannt war; so wurde meinem Schiffer bange, und hier war es, wo schon wieder ein Tropfen Bitterkeit in den von der Freudengeberin Natur mir eben zubereiteten Kelch der Freude durch die mordsüchtige Menschheit getröpfelt werden mußte; jedoch wurde er nicht vergällt, denn die Neugierde, Kriegsschiffe zu sehen, verdrängte alle Furcht, und ein uns bald sehr nahe vorbeyseegelnder Kutter, der keine Notiz von uns zu nehmen schien, machte uns sorglos, indem er nicht einmal die Flagge zu ziehen befahl, die der Schiffer aus

Furcht nicht aufgezogen hatte, und welche vor jedem Kriegsschiffe gezogen werden muß. Wir sahen uns bald mitten in einer Flotte, und hatten Mühe, jedem Schiffe gehörig und in Zeiten auszuweichen, um nicht zerschmettert zu werden. Dieses gewährte mir den zweyten überraschenden Genuß, und da man sich um uns nicht bekümmerte; so wurde er durch nichts gestört. Nach einer Stunde hatten wir sie schon in weiter Entfernung im Rücken. Jetzt breitete sie sich mehr aus, und gewährte ebenfalls ein sehr interessantes Schauspiel durch ihre vollen Seegel, die in der Entfernung lauter kolossalische Figuren und Ungeheuer bildeten, die von der Phantasie zur Schlachtordnung gereiht wurden. Wenn gleich mehrere meiner Leser bey der Annäherung nach Kopenhagen von der Ostsee die nämlichen Gegenstände so wie ich gesehen und genossen habe, von ähnlichen Gefühlen überrascht und durchdrungen worden sind; so werden doch wenige oder keiner ein Schauspiel der Größe gesehen haben, und mit ähnlichen Vorgefühlen darunter versetzt worden seyn; daher rechne ich auf das Mitgefühl meiner Leser, welches mehr wie die Befriedigung ihrer Neugierde mein Zweck ist. — Dem Anscheine nach seegelte diese Flotte nach Stralsund, und unsere Vermuthungen wurden durch das Andenken an das noch gestern vernommene Bombardement bestärkt, jedoch bezweifelten wir die Rettung durch eine Flotte, die sich der Stadt nicht nähern kann, wie mir der Schiffer auf der Charte zeigte, weil das Wasser zu seicht ist. Unter solchen Betrachtungen hatten wir die Rhede erreicht, es wehte stark, und der Schiffer trug Bedenken, zwischen den vielen eng vor Anker liegenden Schiffen einzulaufen; indeß ließ er sich doch bewegen, wir schlängelten uns durch. Um 4 Uhr Nachmittags freute ich mich, wieder auf festem Boden zu stehen, auch bey der Zollbude einen dänischen Officianten zu sprechen, welcher der

deutschen Sprache ziemlich mächtig war. Meine Sachen wurden ziemlich genau durchsucht, weil ich dabey gleichgültig war, und mich zu keinen extraordinairen Abgaben verstehen wollte, und hierauf mußte ich doch noch ein gedrucktes Schema ausfüllen über meine Sachen, und daß ich nicht anders und nichts mehr mitgebracht habe. Das Gepäck ließ ich mir durch Arbeitsleute nach meinem Logis bringen, die sich um meine Sachen und um Arbeit zu zerreißen schienen; ich freute mich meiner geringen Bemühung, mußte dieses aber unglaublich theuer bezahlen, bekam also beym ersten Eintritt in Kopenhagen auch die erste Note, mich für Prellerey in Acht zu nehmen. Vier Männer forderten nämlich für höchstens eine Viertelstunde Arbeit vier Reichsthaler, ich mußte sie bezahlen, wenn ich mich nicht Beleidigungen und Grobheiten aussetzen wollte. Die Ursache war, wie mir mein Wirth sagte, weil ich nicht verdungen hatte, dazu hatten die Kerls mir aber keine Zeit gelassen, sie liefen mit meinen Sachen sogleich voraus, und ich hatte Noth nachzukommen.

Die Stadt selbst von innen gewährt ebenfalls einen sehr schönen und freundlichen Anblick. Sie mit ihren Merkwürdigkeiten zu beschreiben, ist nicht mein Zweck, und ich verweise auf Küttners Reisebeschreibung durch Norddeutschland, Dännemark, Norwegen, Schweden, worin Kopenhagen mit allem, was nur interessant seyn kann, vollkommen beschrieben und geschildert ist; ich habe es in derselben zu meiner Belehrung gelesen, und alles sehr richtig und wahr gefunden. Man findet über die Stadt, Bauart, Hafen, Befestigung, Flotte, See- und Landmacht, Regierung, National-Reichthum, Kunst und Kunstschätze, Lebensart und Charakter der Nation durchgängig richtige Ansichten und Bemerkungen, und Niemand wird diese Reisebeschreibung ohne Interesse und Zufriedenheit aus der Hand le-

gen; für den Reisenden selbst wird sie wahrer Gewinn. Weil aber nicht jeder meiner Leser dieses etwas kostbare Buch besitzen, oder sich anzuschaffen geneigt seyn möchte; so erlaube ich mir ihnen folgendes kleine Skelett darüber vorzulegen, welches sich in den gewöhnlichen Beschreibungen nicht befindet.

Der Umfang der Stadt ist über zwey Stunden von der Landseite, die Wälle gerechnet. Die Stadt selbst ist schön, obgleich nicht ganz regelmäßig gebaut, denn sie hat noch viele kleine und krumme Straßen, worunter sich selbst Hauptstraßen befinden. Die Häuser sind durchgängig massiv, und vier bis fünf Stock hoch gebaut, worunter sich viele durch Größe und einzelne Verzierungen auszeichnen; die meisten sind einfach, gewähren aber einen freundlichen Anblick. Eigentliche Palläste giebt es aber gar nicht. Das Steinpflaster ist unverbesserlich, von lauter platt gehauenen Steinen, und daher sehr eben. An den Häusern ist ein sogenannter Bürgersteig von lauter großen, mehrentheils länglich viereckig gehauenen Steinen, ziemlich schmal, und daher bey nassem Wetter wegen der dicht daran laufenden Rinnstöcke, weil sie sehr glatt werden, nicht bequem. Manche Hauptstraßen ließen im Verhältniß mit ihren großen schönen Häusern eine größere Breite wünschen. Unter mehreren großen Plätzen oder Märkten ist der Neue-Königsmarkt wegen seiner Größe und Regelmäßigkeit bemerkenswerth, auf welchem die Statue Christian V. zu Pferde in kolossalischer Größe, in Kupfer gegossen, sich befindet. Das Pferd hat durch eine Bombe vor der Brust einen Schlag bekommen, die Narbe, im Durchschnitte sechs Zoll gerechnet, sieht einer rohen Wunde sehr ähnlich. Eben so verdient das alte noch durch seine Ruinen imponirende Schloß einer Erwähnung. Das neue Schloß nebst einem Platz, welcher ein vollkommenes Achteck bildet, in der Nähe der ebenfalls früher durch Feuer zer-

störten Marmorkirche, wo des Winters jetzt der König residirt, ist zwar kein künstliches Gebäude, zeichnet sich aber durch Regelmäßigkeit und durch den gedachten nicht unbedeutenden Platz aus, der in der Mitte ebenfalls mit einer kolossalischen Figur Friedrichs V. zu Pferde geziert ist. Beyde gedachte Figuren haben nach der Bemerkung des Herrn Küttner zwar keinen besondern Kunstwerth, und ich kann mir nicht anmaßen, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Behauptung zu decidiren, es bleiben aber ein paar sehr würdige Denkmäler, die ihrem Zeitalter Ehre machen, und uns die Ansicht seiner Größe gewähren; übrigens kann der nicht routinirte Kunstkenner Kunst und Fleiß dabey nicht vermissen.

Von den Kirchen ist nichts besonderes zu bemerken, indem man sie schon in den weniger beträchtlichen Städten Deutschlands größer und schöner findet, wo sie mit den größten gar keinen Vergleich aushalten. Die Thürme auf denselben sind mehrentheils nicht hoch, nur der Dreifernen-Thurm zeichnete sich aus, welcher jetzt nebst der Kirche in der Asche liegt. Sie sind schmal, von unbeträchtlicher Höhe, und sehr spitz gebaut, daher sie auch von der See her, besonders bey dunkelm Wetter, nicht in großer Entfernung wahrgenommen werden können. Durch den abgebrannten Thurm ist den Schiffern ein besonderes Merkmal beym Einlaufen in den Hafen entzogen worden. Auf demselben befand sich auch ein Glockenspiel, welches zu dieser Zeit defekt war, weshalb ich es nicht gehört habe, dem äußern Scheine nach schien es unbedeutend zu seyn. Außer diesem muß ich noch auf den sogenannten runden Thurm aufmerksam machen, welcher oben ganz platt und mit einer eisernen Gallerie umgeben ist. Auf demselben befindet sich das Observatorium, und man kann ihn mit der größten Bequemlichkeit besteigen, ja herauf reiten, auch

herauf fahren auf einem breiten platten, sich sehr allmählich windenden oben ganz ausgelegtem Gewölbe. Jedem Fremden ist er deshalb, und besonders der schönen Aussicht wegen, merkwürdig, die man von demselben genießt. Sie ist einzig und prächtig. Alles was ich von dem Anblick Kopenhagens von der Seeseite her gesagt, erblickt man hier in dem schönsten Panorama. Es wäre zu wünschen, daß ein geschickter Panoramen-Maler, wozu ich den Herrn Thielker zähle, von dem ich Berlin und Rom gesehen, und der auch Danzig abgenommen haben soll, sich an diese Arbeit wagte; wenn ich gleich in der Darstellung dieser Rotunde von dem angegebenen Punkte wegen der Mannichfaltigkeit der Gegenstände zu viel Schwierigkeiten finde, wenn sie richtig und ohne Lücken geschehen soll. Man zahlt für die Besteigung dieses Thurms eine unbedeutende Abgabe von einem Stüber an den Wächter auf demselben, das übrige ist freywillig.

Wenn gleich das Schauspielhaus, dem Aeussern nach, für eine so große Königsstadt nicht bemerkenswerth ist; so kann ich es doch nicht übergehen. Da den Sommer über wegen Abwesenheit des Königs nicht darin gespielt wird; so habe ich keine Gelegenheit gehabt, es im Innern in Augenschein zu nehmen. Nothwendig muß ich hierüber meine Bewunderung äußern, weil den, sich den Sommer hindurch hieselbst in Menge aufhaltenden, Fremden ein Vergnügen, und der Kasse dabey ein nicht unbeträchtliches Einkommen entzogen wird. Wird die Gesellschaft auf Kosten des Königs unterhalten; so ist es Verlust des Staats: hängt ihre eigene Subsistenz zum Theil oder ganz davon ab; so ist es grausam, ihr diesen Gewinn zu entziehen, in beiden Fällen leidet die Kunst, und ich kann den sichern Schluß machen, daß es mit der Gesellschaft nicht sonderlich stehen muß. Kopenhagen ist

eine Stadt, die wegen ihrer Volksmenge und wegen des Zuflusses der vielen Fremden, die ansehnlichste Gesellschaft nicht nur den Sommer hindurch ernähren, sondern belehren würde.

Die Bevestigung Kopenhagens von der Seeseite ist gut, von der Landseite aber von keiner Bedeutung. Letztere bildet einen starken Halbzirkel, wodurch drey Thore geschnitten, das Oster-, Norder- und Westerthor genannt; das Amacker-Thor gehört zu Christianshagen. Man sieht es der Stadt bey der innern Lebhaftigkeit gleich an, daß es eine Handelsstadt ist, wenn auch Hafen und Schiffe einem aus den Augen sind; die Zahl ihrer Bewohner soll 100,000 seyn. Im Verhältniß mit ihrer Größe ist dieses eine außerordentliche Bevölkerung, es ist daher auch alles sehr enge und dicht bewohnt, und dabey die Logis außerordentlich theuer. Selten bewohnt eine Familie ein Haus allein, die größten Häuser sind von mehrerern ansehnlichen Partheyen, Kaufleuten, Staatsbeamten, Residenten, auswärtigen Gesandten, Consuls u. dgl. zusammen bewohnt. Alle Häuser haben Souterains, in welchen kleinere Kaufleute, Krämer, Höker, Wein- und Brannteweinschenker und Handwerker ihren Wohnsitz haben. Die Juden gehören hier mit zu den angesehensten Kaufleuten, man sieht fast keine armen oder Bündel-Juden auf den Straßen. Die Gemeine soll dieses nicht leiden, und sich hier durch Unterstützung und Verpflegung, sowohl ihre einheimischen als fremden Glaubensgenossen, besonders auszeichnen. Da es an Arbeit und Gewinn auch wohl in keinem Stande mangelt, so vermißt man auch Bettler in den Straßen und vor den Thüren. Jeder Bürger ist Soldat, und der stehende oder besoldete Haufe steht bey erstern in schlechten Ansehen und Kredit; es bleibt aber ungerecht, daß man ihn sogar verachtet, da ebenfalls Landeskinder pflichtmäßig dazu gezogen werden. Das zu dieser

Zeit sich hier aufhaltende Militair war durchaus schlecht, von keinem Ansehn und schlecht gekleidet, doch nehme ich hiervon den Theil der noch garnisonirenden königlichen Garde aus, welche, als Grenadiere und Musquetiere, von gutem Ansehn, groß und wohlgekleidete Leute waren, doch schien ihnen eine gute Haltung des Körpers abzugehen.

Das schöne Geschlecht zeichnet sich durchaus vortheilhaft aus; ungewöhnlich viele große und starke Frauenzimmer findet man in allen Ständen, und auf ihren vollen runden Gesichtern eine frische rothe Farbe; ihr ganzes Wesen zeigt strotzende Gesundheit, und die Bauart ihres Körpers ist voll, rund, gewölbt. — Das Auge verweilt gern auf diesen Umrissen. Bey den höhern Ständen scheint noch viel Bescheidenheit zu herrschen, der Mittelstand möchte freyer und verdorbener seyn, was die Geschlechtsliebe betrifft, und hiezu möchte der große Seehandel beytragen. Die weiblichen Domestiken zeichnen sich hier mehr als irgendwo durch Prachtliebe und, wie Einheimische selbst versicherten, durch Liederlichkeit aus. Der gewöhnlichen Dirnen — giebts hier, wie in ähnlichen großen Städten, eine große Menge, jedoch nicht viele zu ihrem Aufenthalt privilegirte Häuser. Der schicklichste und bequemste Ort, Bekanntschaften zu machen, ist der Königsgarten, welcher dem Publiko zu jeder Tageszeit und bis 12 Uhr Abends offen steht. Bey schönen Sommerabenden bleibt er auch bis dahin sehr frequent von Personen beyderley Geschlechts aus allen Ständen, die ordentlich gekleidet sind. Man besucht ihn erst gewöhnlich Abends nach dem Essen um 9 oder 10 Uhr, doch auch zu jeder Stunde des Tages findet man Gesellschaft. Für Erfrischungen ist durch einige Schweizer-Boutiken gesorgt, doch darf man weder Toback rauchen noch Hunde mitbringen, wenn gleich übrigens das Tobacksrauchen auf der Straße mit keiner

Polizey-Strafe belegt ist, unerachtet der vielen wichtigen Brände, von denen Kopenhagen heimgesucht worden. Der Garten zeichnet sich durch seine Größe und durch seine nach altem Styl angelegten ehrwürdigen Alleen, nicht aber durch neuere Anlagen aus; er bleibt jedoch als ein Platz mitten in der Stadt sehr angenehm, gewährt Kühle und Schatten in der drückendsten Sonnenhitze dem einsam wandernden Philosophen, und reizende Unterhaltung im abendlichen bunten Getümmel dem Weltmann.

Was den Charakter der Dänen betrifft; so rühmen sie sich einer besondern Gastfreundschaft; ich habe davon nichts abbekommen, will sie ihnen aber nicht absprechen, sondern meinen Verlust meinen und den Zeitverhältnissen zuschreiben. Diese Tugend zu bezweifeln möchte ich aber geneigt seyn, denn nach den gemachten Erfahrungen herrscht hier, wie in allen großen Handelsstädten, Handlungs- und Geldstolz; nur durch Handlung und Geld besteht bey ihnen die Welt. Uebrigens besitzen sie dabey einen übertriebenen Nationalstolz und scheinen sich aus Eigenliebe über alle Nationen zu erheben. Wo diese Leidenschaften herrschend sind, da kann die Frucht der Gastfreundschaft nicht Wurzel fassen, Aufnahmen aus Handlungs-Speculationen und aus Gewinnsucht kann nicht Gastfreyheit oder Gastfreundschaft genannt werden. Dazu kommt noch ein unbegrenztes Mißtrauen gegen jedem Fremden, welches sie besonders dem Deutschen, ich weiß keine Ursache dazu anzugeben, oft mit Verachtung und Haß, fühlen lassen, indem sie die Deutschen auf gut Türkisch mit dem Beynahmen deutsche Hunde oder deutsche Affen zu beehren belieben. Daß ich hier vom National-Geiste spreche, wird jedem klar seyn; der gebildete Mann wird sich dessen gewiß enthalten, selbst wenn er Mißtrauen nicht aus seiner Brust verbannen kann, am

wenigsten solches durch dergleichen Kraftausdrücke zu erkennen geben. Keinesweges will ich auch an guten, jeden Menschen, und daher auch den Deutschen, ehrenden Dänen verzweifeln. Warum wir Deutsche es aber so mit ihnen verdorben haben mögen, weiß ich nicht anzugeben, da sie doch selbst durch ihre deutschen Provinzen mit uns amalgamirt sind; meine Gedanken hierüber aufzustellen verbietet mir Zeit und Zweck. Kurz, es war so, und wir armen Deutschen geriethen so recht in die Presse, die Engländer ängstigten uns von außen mit ihren Feuerkugeln und die Dänen von innen durch ihr Mißtrauen. Nie ist wohl den Deutschen der Aufenthalt in Kopenhagen verhaßter gewesen; mehrere, die ich gekannt und zum Theil Freunde von mir waren, die mit den größten Handlungshäusern in Verbindung standen, wünschten aus dieser doppelten Ursache Kopenhagen zu verlassen und es nie wieder zu sehen. Wie hüpften unsere Herzen von Dankbarkeit und Liebe bey dem Gedanken an unser deutsches Vaterland und ihre Bewohner; sie und ihren Boden küssen zu können war unser heißester Wunsch. Was uns noch mehr den Aufenthalt unangenehm machte, war nicht bloß die temporelle Theurung, sondern die übertriebene jüdische Gewinnsucht. Ohne sich vorher von dem Preise einer Waare überzeugt zu haben, mußte man sich fürchten, in einen Kramladen zu treten; denn sobald man in deutscher Sprache etwas forderte, wurde man unbändig übersetzt, und wenn man nachher auch den gewöhnlichen Preis bot; so blieben sie — aus Eigensinn oder Schaam — bey dem geforderten Preise stehen. Am besten kam man weg, wenn man sich bey Bekannten nach dem Preise erkundigte, und, wenn es auch der geringste war, die Sache forderte, und, ohne zu fragen, den bekannten Preis bezahlte; waren sie zweifelhaft; so durfte man nur als Angeber einen Dä-

nen nennen, und sie waren zufrieden. Ich könnte Beyspiele aus eigener Erfahrung anführen, doch, sie sind zu kleinlich; jedoch muß ich bemerken, daß mir dieses sogar bey einem Kaufmanne wiederfuhr, bey dem ich von einem mit ihm in Handlungsverbindungen stehenden Fremden eingeführt wurde. Den größten Aerger hatte ich aber darüber, daß man einem meiner daselbst gemachten Bekannten und Landsmann um ein kurz vor der Belagerung größtentheils in Gelde eingebrachtes Capital von zwanzig tausend Reichsthaler, unter dem Vorwande, als wäre es verbrannt, prellen wollte, und dieser Betrug wahrscheinlich mit Genehmigung aller Gläubiger des Betrügers geschehen sollte. Die Sache kam zur gerichtlichen Untersuchung, und ich weiß, wegen des Creditors, der die Sache einem Bevollmächtigten übertrug, und wegen meiner baldigen Abreise, den Ausgang und die Entscheidung nicht. Es war der letzte, sorgfältig mit Angst und Mühe verwahrte und aus dem Kriegstrubel seines Vaterlandes gerettete Reichthum! Ob und wie er denselben noch zurückerhalten wird? möchte ich wissen. Daß es nicht allenthalben Wucherer gäbe und ähnliche Handlungen bey andern Nationen vorfallen können, will ich nicht bezweifeln; mir sind sie aber noch nicht so allgemein vorgekommen, daß ich dadurch, wie hier, den Gemeingeist einer Nation bezeichnen kann; und ich kann mich auch hier auf Herrn Küttner beziehen, welcher die Dänen in den besten, friedlichen Zeiten kennen gelernt und von ihnen ein ähnliches Bild entwirft; ja, zum Wohl für Reisende, die Preise der nöthigsten Bedürfnisse, bis auf ein Butterbrod, zur Richtschnur festsetzt.

Demungeachtet spricht fast jeder gebildete Mann die deutsche Sprache, zum ersten Ton und zur Bezeichnung der höhern Geistesbildung bleibt aber die französische Sprache an der Tagesordnung. Eng-

lisch lernt man nur wegen der Handlungsverbindungen mit diesem Lande, zu dieser Zeit durfte sich aber die englische Sprache weder hören noch sehen lassen. So mußte ein Schuhmacher in dieser unruhigen Periode seine Tafel einziehen, weil sie eine englische Inschrift hatte, und seine angeblich englischen, aber in Kopenhagen gearbeiteten Schuhe und Stiefeln verbergen.

Die dänische Sprache hat — vom gebildeten Mann gesprochen — nichts Rauhes oder Unangenehmes; aus dem Munde der dänischen Damen von gutem Ton etwas wohlklingendes, und scheint sehr zum Singen geeignet zu seyn. Beym gemeinen Mann klingt sie roh und wird durch übertriebene Zusammenziehungen und Abkürzungen verunstaltet und unverständlich; sie verstehen sich daher oft selbst nicht, wenigstens schließe ich dieses aus den wiederholten Fragen, wenn sie unter sich sprechen. So spricht z. B. der gemeine Mann: God Aften (guten Abend) G a f t e n aus. Wenn Consonannten gehäuft sind, werden sie wohl verschlungen, hier muß das D aber, des Wohlklanges wegen, sanft gehört, und mehr zur folgenden als zur ersten Sylbe gezogen, ich möchte sagen, getheilt werden. Der gemeine Mann verschluckt aber das D, und weil nun die beyden aufeinanderfolgenden Vocale eine zu lange Oeffnung des Mundes erfordern, läßt er auch noch das O aus. Die dänische Sprache scheint durch Wegwerfung mehrerer Consonannten, durch Beybehaltung mehrerer Vocale und durch ihre Pronunciation einen Vorzug vor der deutschen zu haben und sich der italienischen zu nähern, obgleich ich sie in Hinsicht ihres innern Gehalts und Werths der polnischen Sprache nachsetzen würde, die sich im Singen auch gut ausnimmt. Die dänische Sprache ist ein mixtum compositum aus allen Sprachen Europens, besonders der deutschen, englischen und holländischen,

und weicht in Hinsicht ihrer Beugungen und Zusammenfügungen sehr irregulair von allen ab. Dieses ist es, was ich mir innerhalb 8 Wochen über den Genius der dänischen Sprache durch gesuchte mündliche Belehrungen und mit Hülfe einer Grammatik habe erwerben können. Da ich diese Sprache aber nicht der Erlernung werth hielt, weil kaum eine halbe Million Menschen sie spricht; so habe ich mir auch nicht viel Mühe deshalb gegeben: sollten also in meinen Bemerkungen Irrungen liegen; so muß ich den Sprachkenner um Nachsicht bitten.

Das Temperament der Dänen habe ich nicht beobachten können, indeß schien wohl mehr Trägheit als Munterkeit darin zu liegen, welches sich überall und besonders beym Gemeinen ausdrückte, selbst die langsam schleppenden Gesänge schienen dieses zu bezeugen; so wie ihre Musik als Volksmusik. Was die Musik als Kunst anbetrifft; so hatte ich in dieser Zeit nicht Gelegenheit darüber zu urtheilen, doch versicherte mir ein sehr geschickter Tonkünstler, daß auch hier die Kunst nach Brod gehe, welches sich auch wohl, mit den Bemerkungen über das Schauspiel verglichen, von selbst folgern läßt. Daß es aber in dieser großen Stadt nicht viele Dilettanten und reizende Dilettantinnen geben sollte, die durch ihren melodischen Gesang und niedliche Stimme aus einem küssenswerthen Munde, so wie überhaupt durch musikalisches Talent, auch das geübteste Ohr ergötzen könnten, will ich hierdurch keineswegs bezweifeln, und daß sie Künstler-Talent nicht zu würdigen verstünden, nicht bestreiten; darf daher für die Aeußerung über das Allgemeine mir wohl eine Verzeihung, und wenn sie mich Lästerer recht begnadigen wollen, ein freundliches Gesicht ausbitten; sie werden mir aber auch eingestehen, daß ihre militairische Musik, selbst von ihren Gardehautboisten, in Friedrichsberg vor dem

Schlosse des Königs vorgetragen, nichts einzuwenden hat, und mit an allen meinen Vermuthungen, da ich nichts besseres hören können, Schuld ist. Daß ich offenherzig und Gerechtigkeit liebend besonders gegen sie gewesen bin, habe ich ihnen ja bereits gezeigt, wenn es auch mit dem Complimentiren nicht mehr so recht fort will, und daher werden sie mir noch eine Bitte verzeihen, wodurch ich sie ersuche, bey ihrer übrigens geschmackvollen Kleidung, ihre niedlichen Füße nicht weiter des Sommers mit schwarzen Strümpfen zu bedecken, und wären es auch seidene, und sie dadurch blos Verehrer der vaterländischen Tracht. Wenn sie uns Deutsche auch nicht lieben; so lieben sie doch die französische Sprache, und dieser zu gefallen, wird ihnen die Wechselung eines weisseidenen Strumpfes mit einem schwarzen nicht beschwerlich fallen. Zu meiner Freude habe ich durch eine kleine verzeihliche Angewohnheit diese Wechselung schon hin und wieder bemerkt, ich fürchte daher auch keine Fehlbitte für meine Aufmerksamkeit zu thun.

Ueber die Gasthäuser muß ich mich beschweren, denn selbst den besten mangelt es an der nöthigen Reinlichkeit; die schlechtern sind schmutzig, und man kommt oft in kleine Gesellschaften — aus denen man sich sehr gerne entfernt, in die ich daher meine Leser auch nicht introduciren mag. Ueber die verschrieene Theurung will ich grade nicht schreyen, damit geht es noch an, indem der Fremde allenthalben bald mehr bald weniger geprellt wird. Besonders theuer habe ich den Handwerker mit seinen Fabrikaten gefunden.

Ob ich gleich nach verschiedenen Aeußerungen, Ansichten und Beobachtungen die Kopenhagener nicht für irreligiös halte; so vermißte ich doch nicht nur eine polizeyliche Strenge zur äußern Aufrechthaltung des Sonntags, sondern fand auch überhaupt eine große Gleichgültigkeit für denselben. Der

Sonntag nimmt sich hier in religiöser Hinsicht nicht besser wie jeder andere Tag aus, alle Buden und Kramladen jeder Art sind offen, und es ist auch nicht der geringste Unterschied bey Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitsleuten zwischen ihm und den gewöhnlichen Arbeitstagen; ich müßte ihn denn im Essen und Trinken, in etwas besserer Kleidung und in den nachmittäglichen Vergnügungen suchen. Die Kirchen fand ich im Verhältniß der Bevölkerung Kopenhagens sehr leer, und die wenigen Zuhörer, die ich noch fand, schienen meistens nur Communikanten zu seyn. Dagegen führte mich Nachmittags, auf Anrathen meines Wirths, der Weg durch das Westerthor auf die Promenade nach dem königlichen Sommersitz Friedrichsberg. Zwey schöne, fast eine halbe Meile lange, dichte Alleen führen dahin, welche blos ein Theil der Vorstadt mit einer Menge Gartenhäuser unterbricht. Wenn man um drey Uhr Nachmittags diesen Weg durch das unbedeutende, höchst schmale Westerthor (die übrigen sind eben so) passirt; so muß man mit dem Strom von Menschen mit fort, ohne still zu stehen, wenn man nicht von allen Seiten Rippenstöße bekommen und ähnlichen Uebeln ausgesetzt seyn will; kommt in dieser Zeit ein Wagen zur Stadt; so kann er wegen der Fußgänger, Reiter und Wagen lange warten, bis er eingelassen werden kann. Nach vier Uhr hebt sich das Gedränge in und beym Thor etwas, und gegen Abend fluthet alles auf ähnliche Art zurück. Vor dem Thore öffnet sich zwischen beyden Alleen ein großer breiter Fahrweg, welchen in der Mitte ein großer, aus Granitsteinen gearbeiteter, achtzig Fuß hoher Obelisk ziert, der zum Denkmal des aufgehobenen Sclavenhandels errichtet seyn soll. Unter einer großen Menge Menschen aus allen Ständen langte ich in Friedrichsberg an und fand den dortigen Garten eben so, wie den ganzen Spaziergang, frequent. In Hinsicht

desselben kann ich nicht mehr erwähnen, als daß er auf ähnliche Art, wie der Königsgarten in der Stadt, angelegt ist, nur einige unbedeutende neuere Abwechselungen, die man aber bey uns in jedem Privatgarten schöner und besser findet, in sich schließt, und übrigens fast ganz mit wilden Bäumen bepflanzt ist. Auch hier darf man weder Toback rauchen noch Hunde mitbringen; auf dem ganzen Spaziergange bis dahin raucht man aber ungenirt, und wird durch die, einem längs demselben käuflich dargebotenen, Zigarro's dazu aufgefordert. Daß hier aber an keine Erfrischungen gedacht wird, ist für den Fußgänger besonders übel; man muß sich mit einem aus einer Felsengrotte dargereichten Glase Springwasser begnügen, wofür man nach Belieben eine Kleinigkeit bezahlen, auch nichts geben darf. So erquickend dieses auch für den lechzenden Wanderer ist; so nachtheilig kann es ihm bey einer Uebereilung werden, weil man im heißen Sommer durch die bedeutende Tour sehr erhitzt wird, und sich müde und matt im schattigten von der Seeluft durchströmten Garten einer zwar angenehmen, aber zu schnellen Abkühlung ruhend überläßt.

Die ganze Vorstadt ist rechts und links mit Boutiken und Wirthshäusern, Taschenspielern, Springern, Bereitern, Puppen- und Marionettenspielern, fremden Thieren und mehrern Kleinigkeitskrämern zur Belustigung des Volks angefüllt, und man wandelt auf einem ewigen Jahrmarkt, im Geschrey, Geräusch und Ohren zerreißender Musik. Alle diese Vergnügungen, wozu noch eine Menge Schaukeln, Carousells und Wirthshäuser zu rechnen, die längs der Allee zerstreut liegen, sind aber größtentheils für den gemeinen Mann und höchstens für den Handwerker berechnet; wer sich zu den gebildeten Ständen zählen will, nimmt daran keinen Antheil, sondern begnügt sich an dem vorübergehenden Anblick. Man hat auf der ganzen

Prome-

Promenade hin und zurück kein anständiges Gasthaus, und wenn nicht noch in der Vorstadt eine Schweizerboutike wäre; so müßte man auf dem Wege verschmachten, denn in die gedachten Gesellschaften kann man sich selbst unbekannt nicht einmischen, wenn man nicht die Wahrheit des bekannten Sprichworts: Wer sich unter den Treber mengt, den fressen die Schweine, empirisch erkennen lernen will. Den Schweizer besuchte ich demnach, wo ich mich ungern in eine Stube einsperren mußte, jedoch fand ich einige Unterhaltung an dort einheimischen Deutschen und durch einige deutsche Zeitschriften, die der Wirth zum allgemeinen Nutzen hält. Zwischen diesen Wirthshäusern und längs der Allee, rechts von der Stadt kommend, liegen viele große und ansehnliche Gärten und Landhäuser, die von ihren Eigenthümern und ihren Gästen ziemlich besetzt waren, die mit Bequemlichkeit und Ruhe dem Bacchus und Ceres ihre schuldigen Opfer zu bringen und sich an dem bunten Getümmel zu laben schienen. Hier möchte ich wohl hin und wieder verweilt haben, nicht, weil mich Ceres und Bacchus, nein! weil schöne, liebenswürdige Gestalten mich anzogen.

Im Garten auf Friedrichsberg hörte ich vor dem königlichen Schlosse, welches sich weder durch Größe noch Pracht und Schönheit auszeichnet, eine ebenfalls an diesen Mängeln laborirende Janitscharen-Musik von den Hautboisten der schon erwähnten Garde; sie war schlecht besetzt und wurde schlecht ausgeführt. Auch hatte ich das Glück, den König, einen alten grämlichen Mann, sowohl in den Schloßfenstern, als beym Eintritte in den Garten bey mir vorbeyfahren zu sehen. Seine Equipage, Pferde und Dienerschaft sind pracht- und geschmacklos gekleidet, und kamen mir grade so vor, als wenn ich in alten Holzschnitten Friedrich den Großen in Berlin ausfahren sehe.

In Danzig sind die Privat-Equipagen der reichen Kaufleute, Pferde und Domestiken schöner, reicher und geschmackvoller; alles ist fein Englisch oder englisirt. Die Privat-Equipagen sind in Kopenhagen schlechter als irgendwo, Pferde und alles äußerst schwer und geschmacklos; eben so wenig habe ich bey den Bürgern und beym Militair schöne Reitpferde bemerkt, alles dicke, schwere, ungeschickte Klepper, die das Steinpflaster einzuschlagen drohten und nicht von der Stelle kamen.

Silber- und Goldgeld sieht man wenig oder gar nicht, es cursiren blos Bancozettel, wovon der geringste ein Thaler ist; zur Auseinandersetzung hat man kleine Silber- und Kupfermünzen, Stüver und Skilling genannt. Der Stüver hat die Größe und den Werth eines Danziger Düttchens oder Zweygroschenstücks (nicht Ggr.) Preußisch; der Silberskilling ist dem preußischen Gröschchen und der Skilling in Kupfer des nämlichen Werths, an Größe beynahe einem preußischen Thaler gleich. Das Papier hat gegen diese Scheidemünze beständig einen gleichen Werth und wird in allen öffentlichen und Privat-Cassen unweigerlich genommen. Keine fremde Geld- oder Silbermünze ist cursirend: will man sie einzeln ausgeben; so berechnet man nur den innern Werth, um also nicht zuviel dabey zu verlieren, muß man sich an einen Banquier, welches fast jeder Jude zugleich ist, wenden, und eine Portion auf einmal gegen Papier auswechseln.

Aus allen diesen ist der Schluß zu ziehen, den Herr Küttner macht, und mit Gründen belegt: daß die dänische Regierung, ohnerachtet des mehrere Jahre hindurch genossenen freyen und durch ihre Neutralität friedlichen Handels, zur Zeit ärmer und ohnmächtiger wie je, und selbst Kopenhagen nicht so reich ist, als es beym ersten Anblick scheinen möchte. Ich hielt diesen kleinen Umriß über

Kopenhagen für Leser, die dasselbe nicht kennen, wozu wahrscheinlich die meisten gehören werden, für nützlich, und hoffe, dabey zweckmäßig verfahren zu haben. Bey Danzig darf ich mehr Kenntniß voraussetzen, und daher habe ich eine ähnliche Beschreibung unterlassen, obgleich ich sie vollkommner wie diese zu liefern im Stande wäre.

Wenn nun gleich mein Zweck war, meinen Aufenthalt in Kopenhagen möglichst zu kürzen; so wäre es doch Sünde gewesen, nicht einige Tage zu verweilen, denn auch ohne alle Bekanntschaft gewährt diese Königsstadt in friedlichen Tagen dem Fremden Unterhaltung und Interesse mehrere Wochen hindurch; doch kaum drey Tage hatte ich zugebracht, kaum den zehnten Theil der Stadt betrachtet, als ich schon wieder die erste beste Entfernung für das Wünschenswertheste hielt, welches jeden Fremden wie mich interessirte; denn die den 8ten August bey Kopenhagen vorbeygesegelte Flotte kehrte den 10ten zurück, schwärmte vor Kopenhagen, und legte sich den 11ten blockadeförmig vor Anker. Die Dänen staunten, und fingen an, nichts Gutes zu ahnden. Es hieß: der englische Admiral hätte eine verschlossene Ordre gehabt, welche er erst mitten in der Ostsee eröffnen dürfen, und darin wäre die Rückkehr und Absichten auf Kopenhagen enthalten; der englische Gesandte hatte sich nicht entfernt, machte auch keine Anstalten dazu, dieses schien noch ein gutes Zeichen; allein die Dänen fingen an von Vorbereitungen zum Widerstande zu sprechen. Die ersten bestanden darin, daß sie jeden fremden Schiffer, er mochte auf der Rhede seyn oder in der Stadt liegen, aufforderten, heraus- oder hereinzulegen, damit die Seebatterien und Blockschiffe freyen Spielraum erhielten; die Dänen mußten sämmtlich zurückbleiben. Von den fremden wagten es einige nicht, andere hatten weder Ballast noch Ladung, und so mußten fast alle in Kopen-

hagen verbleiben. Hierdurch blieb auch den fugitiven Fremden kein Ausweg, die nicht eine Reise zu Lande versuchen wollten, und die auch riskant blieb, weil die Engländer zugleich den Belt gesperrt hatten. Das Parlementiren ging los; nach einigen Tagen bekam kein Schiffer mehr die Erlaubniß auszulaufen, und jeder mußte nun das Schicksal der Stadt und das seinige mit abwarten. Die Anforderung der Engländer war Anfangs: die Auslieferung der Flotte, welche sie bis zum Frieden mit Frankreich in Depot nehmen, und hiernach in statu quo zurückliefern wollten; die Besatzung der Vestung Kronenburg, des Kastells, der Blockschiffe und Seebatterien, desgleichen die Besitznahme von Seeland bis zum Frieden. Sie ließen immer nach und blieben bey der Flotte stehen. Auch dieses wollten und konnten die Dänen nicht einräumen, und so erfolgte den 16. August die förmliche Kriegserklärung, worauf von der dänischen Regierung sofort ein Embargo auf alle englischen Schiffe und englisches Eigenthum gelegt wurde, so wie die Engländer kein dänisches Schiff mehr passiren ließen. In Kopenhagen waren nur 6000 Mann regulairer Truppen, worunter einige Eskadrons Cavallerie waren, die Regierung ließ demnach sofort 10,000 Mann Landmiliz zusammenberufen, die sich in Kopenhagen sammelten. Dieses sind ausgediente Soldaten, aber noch mehrentheils sehr rüstige Leute, da jeder Dienstpflichtige nur zehn Jahre dienen darf. Sie waren militairisch gekleidet und armirt, jedoch ging ihnen schon die gewöhnliche Regelmäßigkeit des übrigen Militairs ab. Der Kopenhagensche Bürger, der durchaus zur Vertheidigung der Stadt verpflichtet ist, wurde zum Dienst aufgefordert, und jeder, von Vaterlandsliebe entflammt, stellte sich mit Eifer zur Vertheidigung. Diese Bürgermiliz erschien nun bald allenthalben in ihren rothen Uniformen, und machte sich auf den Straßen elegant,

wozu auch jeder in Friedenszeiten berechtigt ist. Sie zeichnet sich vor dem übrigen Militair durch Eleganz aus, dieses lassen sie denselben aber auch allenthalben fühlen. Zu gleicher Zeit wurde auch eine Löschungs-Commission organisirt, die auf ähnliche Art genau uniformirt war.

Während dieser stürmischen Zeit erschien noch der Kronprinz von der Armee, und rief in einem Proklama alles in Masse zur Gegenwehr auf, wobey er die Bürger in demselben mit dem Namen „Mitbrüder" beehrte, und vorgab, daß er bey der Armee durchaus nöthig wäre, indeß alles zu ihrem Besten angeordnet hätte. Der König und der königl. Hof war schon früher nach Kiel mit allen Schätzen geflüchtet, und der Kronprinz hielt es für nützlich, seinen hiesigen Aufenthalt nicht über vier und zwanzig Stunden zu verlängern. Wenn gleich noch an kein Bombardement zu denken war, so wurden doch sofort alle Bewohner der Stadt aufgefordert, Wasser vorräthig zu halten, und vor allen Häusern sahe man den folgenden Tag eine Menge Wassergefäße mit Wasser gefüllt stehen, selbst an den Enden der Stadt, welche von der Seeseite her, und dieses war zu dieser Zeit unmöglich, nie eine Bombe oder ähnliches Feuerinstrument erreichen konnte; von der Landseite war noch gar nichts zu fürchten, denn noch hatten die Engländer keinen Landungsversuch gewagt, und waren nur ruhige Zuschauer geblieben. Eben so war auch die Feuerlöschungs-Commission Tag und Nacht in Thätigkeit, und alle Löschungs-Instrumente standen auf den Märkten und sonst bestimmten Plätzen aufgefahren; Menschen und Pferde mußten dabey des Tages in der Sonne braten, und des Nachts die nöthigen Erholungen entbehren. Eben so stellte man auch die Landmiliz auf den Märkten und in den Straßen mitten in der Stadt auf; doch als man zur Besinnung kam, fing man an diese vorei-

ligen zwecklosen Verfügungen abzuändern, man ließ den größten Theil der zur Löschung angestellten Bürger nach Hause gehen, spannte die Pferde aus und schickte sie in die Ställe, und die Landmiliz brachte man unter die Wälle und Zelte.

Eine besondere Aufmerksamkeit wurde der Bemannung der Blockschiffe und Kanonierböte gewidmet. Hiezu wurden aber nicht die gewöhnlichen, noch in Menge vorräthigen Matrosen genommen, sondern zuerst Freywillige gegen ein Douceur von funfzehn Reichsthalern engagirt. Die Sache war zu gefährlich, und daher die Anzahl klein, und der kleine etwa aus drey- oder vierhundert Mann bestehende Haufe war eine wahre Bettler- und Vagabondenhorde verschiedenen Alters. Sie wurden auf der Polizey-Kammer angenommen, bekamen eine Nummer an den Hut oder das Kleid, und wurden in dem daran stoßenden Hofraum unter polizeylicher Aufsicht so lange eingesperrt, bis eine hinlängliche Anzahl da war, die dann an den Hafen getrieben, eingeschifft, und auf die Blockschiffe geschafft wurden. Da diese aber nicht hinreichten; so griff man zu härtern Maaßregeln; man fing an von allen fremden Schiffen die Matrosen oft bis auf den Steuermann mit Gewalt, und bey Weigerungen und Widerstand mit Mißhandlungen und Schlägen, zur Schlachtbank zu führen, und eben so mußte jeder Fremde, den nicht Qualitäten oder Sicherheitspässe schützten, sich auch zum Landdienst engagiren, die Nationalkokarde anstecken, die Flinte tragen oder zum Löschen brauchen lassen. Ich sahe mich für diese Augenblicke nach Algier und Tunis *)

*) Der Verfasser muß wohl in London keinem Matrosenpressen beygewohnt haben, wobey es doch selten auf Vaterlandsvertheidigung, sondern in der Regel nur auf Raub, Eroberung und Unterdrückung friedlicher Völker ankommt. In der Gefahr, worin damals Kopenhagen

versetzt, und ergrimmte im gerechten Zorn, wenn ich von den verübten Gewaltthätigkeiten hörte oder Augenzeuge davon seyn mußte. Alle diejenigen, welche, geringerer Vergehungen wegen, als Injurianten in gefänglichem Arrest saßen, wurden in Gnaden entlassen, und ihnen, zum Dienst für die Blockschiffe, ihre Freyheit geschenkt, nöthigenfalls ihnen auch solche eingeprügelt, wenn sie undankbar genug auf selbige in casu renunciren wollten. Dieses traf besonders die Fremden, die sich nicht durch Stand auszeichneten; so z. B. hatte sich ein deutscher Matrose gegen den Hafenmeister vergangen, er war zu vierzehntägigem Arrest condemnirt, und hatte seine Strafe auch bereits angetreten; ihm wurde seine Freyheit, aber auch zugleich seine Verbindlichkeit angekündiget; er wollte seine Strafe abbüßen; man drohte, er wurde nicht gerührt; man schlug, er widersetzte sich, und endlich, da eine Menge Prügel ihn dennoch nicht bewegen konnten, wurde er gebunden zu den Blockschiffen geschleppt. Wenn Algier und Tunis solche und ähnliche Handlungen mit Profession thun; so kann man sich hüten, und der Unglückliche, den von ungefähr die Wellen des Schicksals und des Meeres in ihre Hände spielen, kann kein besseres Loos als Sklaverey erwarten; wenn aber Menschen, die mit Freyheit, Moral und Hospitalität prahlen, ihre unschuldigen Gäste aufgreifen, und, statt sie zu schützen, sie für sich dem Tode oder einer elenden Verkrüppelung entgegenführen, dieses ist verächtlicher, schrecklicher, als die bekannte Handlung des Seeräubers. Waren diese Unglücklichen weniger wie Galeeren-Sklaven? Arbeit und Tod, bey magerer Kost zu jeder Stunde, im Nothfall auch Prügel, erwarteten ihrer! Die Blockschiffe waren von den Engländern leicht zu beschies-

schwebte, war keine Maaßregel so strenge, die man zur Vertheidigung ergriff, daß man sie nicht gerecht nennen könnte. N. d. Red.

fen, zu verbrennen und in die Luft zu sprengen; man erinnere sich, was diesen im Jahre 1801 durch Nelson zugesetzt wurde; ein ähnliches gilt von den Kanonierschaluppen, wovon zwey zerschmettert und in die Luft gesprengt wurden. Die Blockschiffe haben für diesesmal zwar sehr wenig gelitten, und ob viele von der Besatzung den Tod gefunden haben, davon ist nichts ins Publikum gekommen. Die Dänen werden hier einwenden: „Thun dieß nicht auch die Engländer?“ Nicht widersprochen — soll man aber den, welchen man verachtet, haßt, nachahmen? Ihr schreyet über Ungerechtigkeit, Immoralität und Räuberey eurer Feinde, und übet solche in dem Augenblicke an euren unbefangenen Gästen aus! Ihr glaubtet: die Engländer hätten nicht Leute genug eure Flotte zu bemannen und in Stand des Ausseegelns zu setzen und fürchtetet, sie würden euch eure Matrosen nehmen. Sie besiegten euch und eure Stadt, waren eure Feinde, haben sie eure Leute zum Arbeiten genöthiget, haben sie eure Matrosen entführt? und könnt ihr ihnen ein Recht dazu absprechen? Wer ist der Beschämte, der Tadler oder der Getadelte? Zwar wollte mir Jemand, mit dem ich diese Unterredung, obgleich er ein Däne war, wagen durfte, (die meisten hätten mich sofort des Hochverraths beschuldiget), die Nothwendigkeit entgegensetzen; als ich ihm aber den wirklichen Ueberfluß ihrer Matrosen, und daß sie sich die ganze Zeit der Belagerung nutzlos herumgetrieben, betrunken und Unfug gestiftet hatten, entgegenstellte, so blieb ihm bey dieser nicht zu bestreitenden Wahrheit nichts übrig, als diese für eine nothwendige Reserve auszugeben, dadurch aber keineswegs den Skandal zu heben. Da nun einmal alles Soldat seyn mußte, so suchte jeder, und besonders der Fremde, sich den sichersten Platz aus, und dieser war vermeintlich beym Löschungsdepartement. Damit er nun nicht ferneren Angriffen ausgesetzt würde, bekam er

eine Kokarde und ein messingnes Schild, welches, wie ein Ringkragen gestaltet, vor der Brust getragen wurde; hierdurch hatte er nun die gewünschte Sicherheit, um das Geschäft selbst war ihm wenig zu thun, wie die Folge sattsam bewiesen hat.

Außer dem gewöhnlichen Militair und der gedachten Land- und Bürger-Miliz formirten sich noch zwey freywillige Corps aus Handelsdienern und Studenten. Erstere hießen Jäger, waren diesem gemäß nett und mit Geschmack gekleidet und armirt, und hatten bereits für ihre Bravheit am 2ten April 1801 den Namen kronprinzliche Leibjäger erhalten. Die Studenten hatten nichts Auszeichnendes, als sich, der Gleichheit wegen, ihre schwarzen Leibröcke mit rothen Kragen besetzen zu lassen, und waren übrigens wie jeder zum Dienst verpflichtete Handwerksbursche armirt. Die Truppen besetzten das Castell und die Seebatterien, und die Bürger die übrigen Wälle und die innern Wachen der Stadt; die Landmiliz schien als Reserve benutzt zu werden. Die gedachten Jäger hätten sehr nützlich werden können, wenn sie stark genug, gehörig gebraucht und unterstützt worden wären; sie sind die einzigen, die sich durch persönlichen Muth, aber leider stets zu ihrem Nachtheil, ausgezeichnet haben. Die noch nicht geübten Bürger, wozu besonders Meister, Gesellen und Handwerksbursche aller Art gehörten, wurden täglich in den Waffen geübt, und es gab da manche drolligte Scenen. Da die Löschungs-Commission aus dem angezeigten Grunde zu stark geworden war; so wurde aus ihr auch noch eine Reserve für den Wall herausgezogen und in den Waffen geübt, wobey manchem nicht wohl zu Muthe war. — Man ließ sich den Dienst recht angelegen seyn, und versäumte dabey auch nicht, sich gütlich zu thun, wie solches auf den Bürgerwachen in Danzig von jeher und noch zuletzt geschehen. Das als National-Eigenthum bereits

gerügte Mißtrauen der Dänen drückte sich in dieser Zeit der Noth und Gefahr vollkommen deutlich aus, und war auf ihren Gesichtern zu lesen. Man durfte nur auf der Straße stehen bleiben, etwas betrachten oder anstaunen, in der Kleidung etwas Auffallendes zu haben scheinen, nach etwas fragen, gleich wurde man von dem ersten besten, befugt oder unbefugt, angehalten, examinirt, und, wenn die Antwort ihm unrichtig, oder er sie nicht zu begreifen schien, arretirt, und nach der Polizey oder Hauptwache transportirt; in jedem sahe man einen Verräther oder Spion; nur die Kokarde, ein Schild oder eine Waffe schützten für dergleichen Mißtrauen und daraus entstehenden Unannehmlichkeiten. Die Pässe und sonstige die Person angehende Papiere mußte man stets bey sich tragen; sonst riskirte man, eingesteckt oder wohl gar zum Galeerendienst geschleppt zu werden. *) Einheimische haben mir dieses gesagt, und mich warnend versichert, daß damit nicht zu spaßen sey und hier kein Ansehen der Person gelte. Statt sich vor die Thore zu postiren, um das Annähern des Feindes, sein Landen und seine Schanzen-Arbeiten zu verhindern, oder ihn doch wenigstens durch starke Vorposten-Commandos zu beobachten, zog man alles, bis auf den letzten Mann, in die Stadt, und schloß die Thore hinter sich zu, nur die gedachten Jäger schienen dann und wann auf die Rebhühner-Jagd auszuziehen. An Muth fehlte es diesen jungen Leuten nicht, aber an Uebung und Unterstützung; sie zogen kühn heraus, suchten den Feind, doch, wenn sie ihn gefunden hatten, kehrten weniger,

*) Ich kann diese allgemeine Theilnahme des Volks am allgemeinen Wohl nur löblich finden; anstatt daß man anderwärts, besonders in Berlin, nur darnach sieht, ob der Fremde Geld, nicht, ob er Pässe hat, und ihn im letzten Falle gehen läßt, er mag seyn, wer er will.
N. d. Red.

und diese zum Theil blutend, zurück; denn die Engländer schickten ihnen mehrentheils nur ihre Bergschotten entgegen, welche die geübtesten Schützen seyn sollen.

Eines Tages machten die Dänen einen sehr großen Ausfall, und wollten die bereits gelandeten Engländer ganz verjagen. Der Angabe nach waren hierzu 7000 Mann von der Landmiliz und einige Escadrons Cavallerie erkohren, die Sache aber wahrscheinlich schon früher den Engländern bekannt, da sie drey Tage hindurch deliberirt und im Publico herumgetragen wurde. Diese schickten ihnen ihre vorgedachten Tirailleurs entgegen, ließen sie immer retiriren, und als die wüthend verfolgenden Dänen da waren, wo sie seyn sollten, fiel ihnen die versteckte englische Cavallerie von beyden Seiten in die Flanke, die dänische Cavallerie zeigte ihre Gegenwart durch Abfeuerung einiger Pistolen und eilte mit verhängtem Zügel, um für die in Unordnung fliehende Landmiliz die Oeffnung der Thore zu besorgen, die aber 1300 Mann im Stiche ließ, welche die Engländer zwar zu Gefangenen machten, sie aber mit Ablegung ihrer Waffen in ihre Heymath, zur Betreibung ihrer Wirthschaft, ziehen ließ. Nun war alles kopfscheu, und vor den Thoren ward auch nichts weiter von Bedeutung unternommen, als daß sie einen Theil der beschriebenen Vorstadt und eine Menge Gartenhäuser ausbrennen, die massiven Mauern aber, zum Schutz für die Engländer, stehen ließen. Mit Schmerz sahe man von den Stadt-Wällen diese schöne Vorstadt, die schönsten Gebäude und Gartenhäuser, welche Danzigs Vorstädte weit überwiegen, in Flammen, leider! wie allenthalben, umsonst aufgehen. Das Fliehen aus den Vorstädten hatte schon einige Tage vorher, aus Furcht für einem englischen Besuch, angefangen und vermehrte sich dadurch; es war aber nicht so groß, und das

Elend nicht so schrecklich in die Augen fallend, wie bey Danzig. Fast alle diese Gebäude hatten ihre Eigenthümer in der Stadt, und waren größtentheils nur Sommersitze, und das Meiste daher auch nur Möbeltransport. Die Danziger Vorstädte enthielten aber mehrentheils kleine Häuser, mitunter Katen und Hütten, und waren der ganze Reichthum, das einzige Obdach eines jeden Bewohners. Noch immer glaubte jeder Däne, die Engländer zu schlagen. Die Vertheidigung der Stadt, die Sicherheit der Flotte war ihm unumstößlich gewiß, und ich möchte keinem zum Widerspruch gerathen haben, der geringste Zweifel an solchen Behauptungen würde einem Unwillen und Haß, wenn nicht noch andere Unannehmlichkeiten, zugezogen haben. Mit einiger Beobachtung konnte man aber leicht das Resultat ihrer Vertheidigung finden, denn es herrschten allenthalben ungemessene, schiefe Maaßregeln. Hätten sie ihre innere Stärke mit dem geäußerten Patriotismus und Erbitterung gegen die Engländer zu benutzen gewußt, muthig benutzt, und nicht blos hinter den Wällen geprahlt; so hätten sie das Corps Engländer gewiß von einer Landung abhalten, dadurch Kopenhagen, und vielleicht — die Flotte retten können. Aber sie hatten keine Idee von Fortificationen oder zu machenden Vertheidigungs-Anstalten, ihr Geschütz war schlecht, mehrentheils eiserne und als Vestungsstücke zu kleine Kanonen, und — statt Muth — prahlende Beschimpfungen und Bitterkeiten gegen ihre Feinde. Auf den äußersten Wällen, bey den Thoren, an den gefährlichsten Spitzen standen oft Dreypfünder, höchstens Sechspfünder aufgestellt, an Schießscharten, verdeckte Batterien, Faschinen, Schanzkörbe war gar nicht zu denken, fast alles Geschütz stand bloß auf dem Walle, und war, wie die Artilleristen, durch nichts gedeckt; hin und wieder fand man eine Schießscharte durch den Sand geschnitten, so daß, wenn

eine feindliche Kugel hineingekommen wäre, die Leute Nase und Augen vollbekommen, und dadurch, ohne beschädigt zu seyn, zum Dienst unbrauchbar geworden wären. So stand es mit den Vertheidigungs-Anstalten. Danzigs Werke waren respektabler, noch ehe eine Hand zur neuen Vertheidigung angelegt war. Man wende mir nicht ein: Danzig hatte an vier Monate Zeit sich in diesen Vertheidigungszustand zu setzen; es wäre Thorheit, wenn ich dieses bey Kopenhagen in der kurzen Vorbereitungszeit von drey Wochen verlangen wollte: aber mehr konnte geschehen, wie geschahe, denn es geschahe nichts, obgleich tausende von Händen müßig und unbeschäftigt waren, müßig hingestellt wurden, und sich als geschäftige Müßiggänger herumtrieben. Bey dem anscheinenden Eifer für die gute Sache wäre es leicht möglich gewesen, Tausende mit Bereitwilligkeit in Thätigkeit zu setzen, jeder hätte diese gefahrlose Arbeit mit Vergnügen übernommen. Aber man sahe den Wald vor Bäumen nicht, haschte im Innern der Stadt nach Spionen, und ließ den schlauen Feind draußen einen Vortheil nach dem andern erringen; man schämte sich nicht seiner Narrheit, wenn man mitten in der Stadt auf offener Straße fremde Uniformen für englische hielt, unschuldige Personen darin als Spione arretirte und nach der Hauptwache oder Polizey schleppte, wo sie, ohne irgend einen Grund dazu gegeben zu haben, zur Ruhe und Ordnung ermahnt wurden, welche man selbst nicht kannte.

Nach dem, was ich sah und hörte, schienen die Dänen der Meynung zu seyn, die Engländer würden sich mit Büchsen und Gewehren vor ihre Wälle stellen, und sich geduldig wie die Schaafe todtschießen lassen; besonders schien man einen Sturm zu fürchten, und daher wurde die neue Bürgermiliz in einem noch nicht gesehenen Exercitio geübt; dieses schien ein Schuß kurz vor ihnen in die Erde

zu seyn, nach der mir gegebenen Erklärung beym Sturm anzuwenden. Dieses kam mir sehr lächerlich vor, denn sollte dieser Schuß vom Walle auf den Feind applicirt werden, so mußte der Soldat auf die Brustwehr steigen, denn hinter derselben war er schwerlich zu machen. Noch muß ich eine Piece ihrer, dem Anscheine nach, reitenden Artillerie bemerken: sie bestand aus einem kleinen Dreypfünder, wovor zwey alte Karrengaule hinter einander angespannt waren, das Kanon selbst war so klein und leicht, daß man mit mäßiger Stärke es unterm Arm forttragen konnte.

Die Engländer ließen sich diese Spielereyen gern gefallen, hielten sich von der Landseite ganz ruhig, und indem sie den Dänen einige Schauspiele zur See gegeben, arbeiteten sie von der Landseite ruhig fort. Wollte man hieraus schlimme Schlüsse ziehen, und besorgt über den Ausgang den Kopf schütteln, dann erscholl nichts als Muth und Bravour, und nicht selten hörte man aus ihrem Munde: „Wir sind keine Preußen!“ Traurige Zeit, dachte ich; ehemals wurden die Preußen allenthalben mit Ehren, und jetzt spottweise genannt; diese Aeusserung würde ehemals den Mangel einer Tugend ausgedrückt haben, da sie jetzt das Daseyn einer Schwäche bezeugen soll. Indeß wer zuletzt lacht, lacht gut, fiel mir dabey ein; Stillschweigen und Abwarten ist hier das Klügste. Mir wurde, Trotz dem Gewimmel, dennoch mein zeitheriger Aufenthalt langweilig und unerträglich; nicht besser ging es meinen Landsleuten, denn es blieb täglich bey unbedeutenden Neckereyen, und manchen Tag herrschte eine vollkommene Stille. Bey stillem und ungünstigem Winde konnten die Engländer zur See nichts unternehmen, und die dänischen Blockschiffe, Kanonierschaluppen und Batterien waren dann ebenfalls nur stille Beobachter, nur dann und wann hörte man einige Schüsse von den Landbatterien auf die

schanzenden Engländer. Das Kanoniren mochte nun mäßig oder heftig in der Nacht oder am Tage seyn, das störte uns nicht, die wir respektive die Belagerung Danzigs und Colbergs mitgemacht hatten, und die Dänen blieben nicht weniger unverzagt und ruhig dabey. Einige kleine Seegefechte, die gewöhnlich des Morgens oder Vormittags ihren Anfang nahmen, interessirten und amusirten, man konnte sie von der sogenannten Zollbude her in Sicherheit und ohne Furcht bemerken; die kleinen Kanonierschaluppen gingen den sich nahenden großen Kriegsschiffen kek entgegen, und da sie nur durch Ruder regiert wurden, so war ihnen jeder Wind gleich; auch durften sie wegen ihrer Fläche nirgends zu seichtes Wasser befürchten, sie thaten daher den englischen Kriegsschiffen manchen Schaden; doch ihre Anzahl war zu klein, und das ganze eine Spiegelfechterey, wofür es die Engländer selbst auch wahrlich hielten. Es kam einem vor, als wenn ein kleiner Bolognoiser auf eine große englische Dogge keift, und bey jeder Bewegung oder Gebrumme der letztern erschreckt wird; so ging es auch diesen Kanonierschaluppen. Als die Engländer sie erst ein paarmal gut zusammen genommen hatten, zogen sie sich weislich zurück, und ließen ihr Muxen. Ein paar englische Angriffe von der See her sind doch bemerkenswerth, sie geschahen zwischen den 23sten bis 30sten August; sie nutzten den Engländern eben so wenig, als sie den Dänen schadeten, erstere büßten dabey zwey Schiffe ein, eins davon gerieth in Brand, und das andere wurde leck geschossen und sank; die Dänen dagegen verloren zwey Kanonierschaluppen, die zerschmettert und in die Luft gesprengt wurden. Nun war aber auch ein Jubel, als wäre Nelson geschlagen, denn daß sie ihn den 2. April 1801 geschlagen hatten, bildeten sie sich steif und fest ein, und stets wurde das Volk in Publikandis und Kriegsliedern

auf jenen Muth und Tapferkeit zurückgeführt, wenn wir gleich wissen, daß Nelson ihnen weit mehr geschadet und seinen Zweck erreicht hatte. Die Kriegsgesänge, welche erschienen, waren alle unbedeutenden Inhalts, Arien gedruckt in diesem Jahr ꝛc. und wurden wie arme Sünder-Lieder verkauft; ich habe es daher nicht der Mühe werth gehalten etwas davon aufzubewahren und mitzutheilen *). „Sie bekommen die Flotte nicht! Sie bekommen die Flotte nicht!“ schrie und jubelte man allenthalben in allen Volksklassen. Nach dem Seegefechte, Sonntags den 30. August, herrschte von beyden Seiten eine unleidliche Stille, denn Niemand schien was wagen, Niemand etwas unternehmen zu wollen; ich und meine Landsleute wünschten dagegen zur baldigen Oeffnung unsers Kerkers, so kam uns Kopenhagen vor, ernsthaftere und entscheidendere Auftritte, sie möchten so toll seyn wie sie wollten; doch immer besser wie ein langsamer Hungerstod, den man bey diesen Neckereyen fürchten mußte. Daß die Engländer von nun an aber den Angriff zu Lande auf das eifrigste vorbereiteten, und damit sobald fertig werden würden, glaubten weder wir noch die Dänen; letztere hielten die Engländer durch das letzte Seegefechte vollkommen geschlagen und zur Ruhe gebracht, und hofften auf einen baldigen Entsatz durch den Kronprinzen, der sich angeblich mit einer Armee von 20000 Mann nähere, ohne zu bedenken, daß diese weder Schiffe noch Schiffbrücken über den Belt zu kommen, und letzteren auch die Eng-

*) Daran haben Sie sehr Unrecht gethan, Herr Korrespondent! Mochten diese Lieder ächt-poetisch seyn oder nicht, wenn sie nur ihren Zweck erreichten, das Volk zum Muthe entflammten. Wie können Sie diese patriotischen Aeußerungen lächerlich finden? Sie beweisen, daß Sie kein Däne sind, ich bin es auch nicht, aber warlich, Sie haben durch ihren Tadel mich diese Nation achten gelehrt. N. d. Red.

Engländer gesperrt hatten. Auch zeigten sich hinter der englischen Flotte sechs russische Kriegsschiffe, und nun hieß es, von dieser Seite komme eine russische Flotte zum Entsatz. Man haschte, wie in Danzig, nach Hoffnungen, wie das Kind nach bunten Schmetterlingen. Diese sechs Schiffe näherten sich auch wirklich, salutirten, wurden wieder begrüßt, und legten sich in einiger Entfernung seitwärts als müssige Zuschauer vor Anker. Die Engländer schienen nichts dagegen zu haben, denn sie lagen zwey bis drey Tage, und nahmen von ihrer freundschaftlichen Nachbarschaft wieder Abschied.

Die Lebensmittel stiegen schnell und mit jedem Tage; Kopenhagen war nicht verproviantirt, hatte höchstens Getraide für einige Zeit, in den Gasthäusern war nichts mehr für Geld zu bekommen, und was man noch erhielt, war schlecht und theuer; übrigens wollte jeder, selbst die Gastwirthe, aus Sorgsamkeit für sich, einige Bissen behalten, und das war keinem zu verdenken. Die größte Furcht verursachte aber der Verlust des Wassers, welches durch Kunst von Friedrichsberg bis nach der Stadt geleitet wird, die in ihrem Innern nichts als Seewasser hat; diesen Verlust hätte Kopenhagen kaum ertragen können, denn wenn es auch einige Grundbrunnen giebt; so würden diese doch nicht lange und hinlänglich die Stadt haben unterhalten können. Doch die Engländer dachten menschlich, stets auf dem Meere erkannten sie zu sehr den Werth des frischen Wassers, und machten von ihrer Gewalt hier keinen Gebrauch, sonst wüßte ich mir dieses nicht zu erklären; Unwissenheit und Nachlässigkeit war es nicht, nur der Gedanke: Brod und Wasser ist ja schon des größten Sünders größte Strafe. Es wurde uns bald klar, daß mit Geld wenig, und ohne Geld zur Zeit gar nichts anzufangen war, und dieses machte doppelte Besorgniß; dazu kam, daß man offenen Kreditbriefen der

sichersten auswärtigen Häuser nicht traute, den Kredit versagte. Unsere Unzufriedenheit wuchs und — zu unserer Freude sahen wir auch die Unzufriedenheit der Einwohner keimen; der Bürger war Tag und Nacht unter den Waffen, und mußte sich auf elenden Wachen, ohne Verpflegung und Unterstützung, herumtreiben; er, der des Nachts Ruhe und Bequemlichkeit gewohnt war, murrte nicht nur über den Dienst, sondern daß die Regierung nichts zur Erleichterung desselben that, und daß der Soldat und die Landmiliz allenthalben geschont, und in den Hinterhalt gestellt wurde. Der Meister war mit seinen Gesellen und Burschen auf den Wällen oder sonst im Dienst, mußte sein Gewerbe vernachläßigen, verdiente nichts, und sollte jetzt, außer seiner Familie, auch noch seine Gesellen und Burschen zum Nutzen des Staats beköstigen. Anfangs erhielten sie beym Exercieren und auf den Wachen noch etwas Bier, aber auch dieses wurde bald eingestellt. Bald bekümmerte sich der Meister nicht mehr um seinen Gesellen, und nun mußte dieser für sich selbst sorgen. Daß also auch bey den Handwerksgesellen, worunter eine Menge Fremde waren, Unzufriedenheit einriß, bleibt wohl nicht zu bezweifeln und zu bewundern, denn was sie heute verdienen, wird morgen verzehrt; jetzt mußten sie hungern oder ihre besten Habseligkeiten zusetzen, und dafür einem fremden Staate dienen. Es war ungerecht und unweise dieses zu fordern. Der Soldat wurde auch nicht besser, wie gewöhnlich, belohnt, und konnte bey den gestiegenen Preisen der Lebensmittel, für seinen ungemein wenigen Sold, sich kaum den Magen füllen. War die Regierung zu arm, und die Dänen ächt-patriotisch gesinnt; so mußten sie dieser zu Hülfe eilen; doch der ärmere Bürger that seinen Wachen- oder Feuerdienst, und der reichere bewachte seinen Mammon, und wußte seinen Brüdern nicht den geringsten Dank,

die ihn bewachen und schützen halfen. Kurz ich fand in Kopenhagen nicht die im Auslande geträumte weise Regierung, sonst hätte sie bessere und zweckmäßigere Maaßregeln zur Zufriedenheit des Ganzen ergreifen und erzielen müssen, wozu ich in diesem Zeitpunkt Spende und Geld, Viktualien und Getränke an den gemeinen Mann, und überhaupt an jeden diensthuenden ärmern Bürger zähle. Hatte sie keinen Schatz, hatte sie in so langem Frieden unter so günstigen durch ihre Neutralität herbeygeführten Umständen nichts gesammelt, so mußte sie den dadurch begütert gewordenen Bürger, der im Trüben gefischt hatte, dazu auffordern, und nöthigenfalls Zwangsanleihen und Zwangslieferungen ausschreiben. Habeat sibi! —

Unter diesen Umständen fürchtete der muthige Däne noch immer nicht den Angriff der Engländer, die Eroberung der Stadt oder die Wegnahme der Flotte, woran sein ganzes Herz hing, weil er lieber die Stadt untergehen, als sich die Flotte entführen sehen wollte; aber für die Ausdauer in einer langen Blokade wurde ihm bange, denn Holstein, seine Brod- und Holzkammer, Amak sein Küchengarten, war ihm verschlossen, man lebte zur Zeit nur so für den Tag; die Wintermagazine waren noch nicht gefüllt, und selbst Brennholz fing schon an zu mangeln. Die Regierung fing an einzusehen, daß die Einnahme Kopenhagens durch Macht und Mangel immer möglicher werde, und machte deshalb Anstalten, die Flotte, im Uebergebungsfall, zu versenken, zu welchem Ende in jedem Schiffe im Boden ein viereckigtes Loch geschnitten, und solches verdichtet wurde. Durch die Oeffnung desselben konnte eine solche Menge Wasser hereinströmen, daß in einigen Minuten das Schiff im Wasser lag. Meines Erachtens hätten sie diese Versenkung sogleich vornehmen sollen, sie wäre während dem Bombardement fürs Verbren-

nen geschützt und auch noch nach der Uebergabe dem Feinde das Herausbringen bedeutend erschwert worden, und Zeit gewonnen, oft — viel gewonnen. —

Laß Kopenhagen verbrannt, laß es ein Schutthaufen werden! ist leicht gesagt, dachte ich; ihr kennt noch kein Bombardement, und wenn ihr auch jetzt närrisch genug denkt, euch lieber eure Hütten verbrennen zu lassen, als den Anblick einer nutzlosen Flotte zu entbehren; so werdet ihr doch die Feuerprobe nicht überstehen, so leicht euch auch die Wasserprobe werden mag, und besser ist es doch, den Winter über unter Obdach in warmen Stuben zu wohnen, als sich auf dem nackten Eise am Anschauen der eingefrorenen Schiffe zu vergnügen, die euch Millionen kosten, um zu verfaulen. Gebt sie hin, dieses kostbare Spielzeug, erhaltet eure Stadt, und baut dafür eure abgebrannten Palläste und Kirchen auf, ehe ihr selbige noch mehr entstellen und zernichten laßt. Gern hätte ich ihnen dieses laut zugerufen, denn ich sahe das Unglück kommen, es war nach allem, was man sahe und hörte, zu berechnen, daß Kopenhagen ein Platz des Jammers und dennoch die Flotte nicht gerettet werden würde. Daß man von der Seeseite wenig befürchten durfte, dieser Meynung muß ich beytreten, denn alle Versuche, welche die Engländer hier machten, waren unbeträchtlich, und verursachten unbedeutenden Schaden, wenn ich auch gleich nicht zu entscheiden wage, ob es ernstlicher Wille oder Ohnmacht war; die Stadt wurde vom Wurfgeschütz nicht erreicht, nur das Kastell und die Batterien litten; fast alles, was von daher nach der Stadt gerichtet schien, zerplatzte in der Luft, oder ging kaum über die Wälle. Bey der Zollbude konnte man stets sicher stehen und dieses Schauspiel mit ansehen, nur durch das Auffliegen eines Kanonierboots hätten mehrere unglücklich werden

können, und daher wurde auch für die Folge Niemand dahin gelassen, den nicht Dienstgeschäfte dahin riefen. Es ist ein erhabenes Schauspiel für das Auge und Ohr, Kriegsschiffe auf der See manövriren zu sehen, und dabey für seine Person sicher zu stehen. Diese großen mobilen Maschinen, woraus oft funfzig und mehrere Feuerschlünde donnern, ihre schwebenden geschickten Bewegungen, das ewige Rollen des Donners, einem Peletonfeuer ähnlich, durch das Schaudernde und Furchtbare erhöht, ist für die Sinne ein majestätisch-großer Genuß.

Sachkundige wollten behaupten: die Engländer meynten es zur See nicht ernstlich, wenn sie mehr aufopfern wollten, möchten sie mehr effektuiren können; ja es schien ihnen nicht unmöglich, auch von dieser Seite, wenn gleich mit größerer Gefahr und Aufopferung, ihren Zweck zu erreichen, und daher sagten sie: ihre Unternehmungen wären nur Spielerey, die Absicht wäre, die Stadt und Bürger zu schonen, und sich die Flotte, die von hier gefährdet würde, zu erhalten, die sie lediglich von der Regierung verlangten. Zwar haben sie für die Folge nicht die Stadt, aber doch die Bürger geschont. Der Commandant Paymann, ein alter schwächlicher Mann, der gewöhnlich im Kastell wohnte, war indeß durch eine Kugel oder Bombe an dem einen Fuße, jedoch nur leicht, blessirt worden; er zog daher nach der Stadt, und schlug sein Hauptquartier bey dem Gastwirth Rauh auf dem neuen Königsmarkt neben der Hauptwache auf. Dem Einheimischen, wie dem Fremden, drängte sich jetzt mehr, wie je, der Wunsch auf, die Stadt zu verlassen; denn daß es endlich hart hergehen würde, fing man an zu ahnden und zu fürchten. Die Engländer machten zu Lande täglich Fortschritte, und in der Stadt lag man stille, sahe zu, und konnte es nicht verhindern. Was mußte man aus einem zwecklosen, dem Anscheine nach, wü-

thenden Zustande erwarten? Dachte man sich noch dabey Tumult und Aufruhr mit allen Gräueln, wozu es kommen könnte, so mußte jedem, und besonders dem verhaßten Fremden, dabey warm, und der Aufenthalt in Kopenhagen eine Hölle werden. Viele einheimische Familien suchten daher das platte Land und flüchteten nach Amak, wenn sie gleich hier den Engländern zuerst in die Hände zu fallen fürchten mußten. Eine Anzahl Fremder faßte mit großen Aufopferungen den Entschluß nach dem Dorfe Dragoe zu gehen, und von da nach dem Städtchen Malmö an der schwedischen Küste, welches nur vier oder fünf Meilen über See ist, zu segeln. Sie ließen sich deshalb in Dragoe ein großes Boot kaufen, und hatten einen schwedischen Schiffer zum Herüberselzen gemiethet. Das Fahrzeug hatten sie dreymal über den Werth bezahlen müssen. Jeder besorgte sich Pässe, die von der Polizey nicht verweigert wurden, weil damit eine ansehnliche Revenue verbunden ist. Einige aus der Gesellschaft, acht oder zehn Personen, fuhren den Abend vor der verabredeten Abreise heraus, um die nöthigen Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen. Sie producirten ihre Pässe dem dortigen Bürger-Commandanten, der die polizeyliche Ordnung daselbst handhabte, sie wurden auch von ihm unterzeichnet, und ihnen zu ihrer Freude die Versicherung gegeben, daß sie ungehindert abfahren könnten. Für diese Bemühungen forderte er zwar nichts, ließ es aber auf eine freywillige Gabe an, und sich einen Thaler Douceur von jedem wohl bekommen. Nachdem sie sich eingerichtet, erfuhren sie zu ihrem größten Leidwesen, daß die schwedischen Schiffer keine Pässe bekämen, weil Tags vorher ein schwedischer Schiffer mit einigen Waaren in der nämlichen Absicht abgefahren, aber statt nach Hause zurückzukehren, zu den Engländern übergegangen wäre; doch wurden sie dadurch nicht ab-

geschreckt, und faßten Muth genug, mit Hülfe eines Bootmanns sich selbst herüber zu rudern, wenn gleich bey schnell entstehendem Sturm die größte Gefahr damit verbunden war. Ich dankte für die Parthie, obgleich ich mich anfänglich auch dazu engagiren wollte, und blieb entschlossen, mit hunderttausend meiner Mitbrüder zu theilen, was nicht zu ändern war, als mich aufs neue den ungewissen Wellen des Meeres und des Schicksals anzuvertrauen, zumal da man nicht von den Gesinnungen der Engländer überzeugt seyn konnte, und schon ganz Schweden in einem furchtbaren Kriegszustande verwickelt war, und eine große russische Armee in Finnland vermuthete. Incidit in scyllam, qui vult evitare charybdim, und so blieb ich fein zu Hause. Kaum hatten sich meine Freunde ruhig niedergelegt, um für die morgende Fahrt Kraft und Muth zu sammeln, als von einer englischen Fregatte ein solcher Kugel- und Kartätschen-Regen auf Dragoe geschüttet wurde, daß sie nicht wußten, wo sie sich davor verbergen sollten, und hierin zwey Stunden ausdauern mußten. Nach der mir gegebenen treuen Erzählung eines meiner Freunde sind ihm diese zwey Stunden schrecklicher, als das ganze Bombardement, in diesem Aufenthalte gewesen. Alle Einwohner des Dorfs sind davon gelaufen, und nur die wenigen Soldaten darin geblieben, jeder Hauseigenthümer oder Bewohner hat eine Flasche mit Branntewein auf den Tisch gesetzt, und sich mit allen seinen Hausgenossen entfernt. Mein Freund mit seinen zwey Gesellschaftern ist in seinem Logis geblieben, die Soldaten haben Hausvisitation gehalten, und sich in jedem Hause den Branntewein recht wohl bekommen lassen, die offenen Schränke untersucht, und jeden Rest dieser Flüßigkeit zu sich genommen, bis sie Himmel und Wasser nicht mehr haben unterscheiden können. Die Ursache dieses Beschießens soll folgende gewesen

seyn: Vor Dragoe liegen gewöhnlich, in einer Art dazu aptirten Hafen, einige kleine Schiffe; eine englische Schaluppe landete einige Truppen, welche die Absicht gehabt haben sollen, diese Schiffe in Brand zu stecken, sie wurden entdeckt, es kam zum Lärm und Handgemenge zwischen den englischen und dänischen Soldaten; die Dorfbewohner wollten zu Hülfe eilen, darüber ergriffen die Engländer die Flucht, retteten sich glücklich in ihre Schaluppe, avertirten dieses ihrer in der Nähe liegenden, die ganze Affaire beobachtenden, Fregatte, und diese fing nun an das Dorf in der angegebenen Art zu beschießen. Von beyden Theilen ist kein Gefangener gemacht, nur ein dänischer Soldat ward erschossen und einige blessirt, übrigens hat das Dorf, außer einigen zerstörten Dächern, keinen Schaden gelitten. Nach zwey Stunden wurde allgemein die Ruhe wieder hergestellt, und jeder kehrte in seine Heimath zurück.

Der Morgen rückte heran, und meine Freunde trafen Anstalten ihr Schifflein seegelfertig zu machen. Der daselbst commandirende Officier, verwundert über diese Thätigkeit unter diesen Umständen, fragte nach der Ursache, und als man ihm solche entdeckte, antwortete er: „Hieraus kann nichts werden!“ Das Vorzeigen ihrer Pässe, die noch mündlich gegebene Versicherung, Bitten und Vorstellung des Bürger-Commandanten, alles wollte nichts helfen; eine nochmalige Antwort: „Meine Herren, ich habe hier zu befehlen, und sie kommen nicht weg.“ wieß sie zurück. Sie eilten zu ihrem Bürger-Obersten, der ihnen auf ihre Vorstellungen erwiederte: „ich habe hier zu befehlen, und sie können in Gottes Namen fahren!“ Auf solche Erklärung gestützt, glaubten sie jetzt, statt zu bitten, fordern zu können, eilten wieder zum Officier, der aber sein: Ich habe hier zu befehlen, auf ihre jetzt trotzigen Bitten gebietend wiederholte und hinzu fügte: „Sie können

takeln lassen und thun, was sie wollen, beym ersten Versuch des Abfahrens lasse ich aber auf sie Feuer geben.“ Hierauf wollten sie es nun wohl nicht ankommen lassen, da sie aber nicht wußten, woran sie waren, so liefen sie noch einmal zu ihrem leidigen Tröster. Zwar hörten sie auch noch jetzt die Worte: Ich habe hier zu befehlen; als sie ihn aber zur Bekräftigung derselben zu einer Conferenz mit dem ihm widersprechenden Officier aufforderten, antwortete er: „Meine Herren, wie können sie verlangen, daß ich mich mit dem Manne erzürnen soll?“ Daß sie getäuscht und geprellt waren, sahen sie jetzt wohl ein; artig und bescheiden wollten sie jetzt noch das Letzte beym Officier versuchen; doch dieser versicherte sie jetzt eben so artig und bescheiden, daß er schon vor drey Tagen den Befehl erhalten habe, keinen von hier unter keinerley Vorwand absegeln zu lassen, und zeigte ihnen sogar zur vollkommenen Ueberzeugung eine diesen Befehl betreffende schriftliche Ordre.

Diesen an sich nicht wichtigen Akt habe ich der dänischen Polizey wegen hier einrücken wollen. Wußte sie von dem Befehl, so konnte sie keine Pässe ertheilen, um Geld einzustreichen; wußte sie ihn nicht, so war in Kopenhagen die unverantwortlichste Unordnung, welches auch von dem Bürger-Commandanten auf Dragoe gilt. Noch mehr: Ein russischer Officier fordert von der Polizey einen Reisepaß, und erhält ihn, versteht sich gegen Bezahlung, und wie er gleich darauf damit ans Thor kommt, wird er zurückgewiesen, mit dem Bemerken: daß nur vom Commandanten ertheilte oder von ihm mit unterschriebene Pässe jetzt gölten. Dieser verweigert die Unterschrift und fügt hinzu, daß die Polizey ja seine Verordnungen kenne. Er läuft zur Polizey, fordert sein Geld zurück, und man verweigerts ihm, bis er ohne Rückhalt gegen den Herrn Polizeymeister (bey uns Polizey-Director

oder Präsident) recht grob wird. Ist das verzeihlich?

Eben so erzählte mir mein Freund, daß sie noch nirgends mehr, wie in dem Dorfe Dragoe, 'geprellt, und nirgends schlechter und brutaler bewirthet worden wären. Für eine elende Lagerstätte und ein noch schlechteres Abendbrod, einige Bouteillen schlechtes Bier und elenden Branntewein hatten sie für den Mann drey Reichsthaler dänisch bezahlen müssen. Da lobe ich mir Deutschland!

Noch ein paar Tage verstrichen hierauf fast in vollkommener Stille, man hörte nur dann und wann von den Wällen schießen, von den Feinden aber nichts erwiedern.

Den 2. Septbr. Vormittags kam noch ein englischer Parlementair in die Stadt, mit der Aufforderung zur Uebergabe und der Vorstellung an den Commandanten, daß im Weigerungsfall der Angriff von der Landseite, wo jezt alles dazu vorbereitet war, mit allem Ernst unternommen werden, und bey seiner Rückkehr mit einer verneinenden Antwort das Bombardement anfangen würde. Der Commandant überlegte es mit der übrigen Generalität, die Uebergabe mußte verweigert werden, und das Schicksal Kopenhagens war entschieden. Wenn er selbst nach den beschriebenen Vertheidigungsanstalten, mit Betrachtung des verwirrten Chaos seiner Streiter, auch eingesehen hätte, daß Kopenhagen nicht zu retten sey; so erlaubte es doch seine Ehre und der Volksglaube nicht, dieses zu äußern, man wollte erst durch Schaden klug und durch Unglück weise werden. *)

*) Beynahe möchte ich glauben, Ingerslebens Geist sey in den Hrn. Correspondenten gefahren: der Commandant soll nicht über die Zukunft grübeln, und solche der Vorsehung überlassen; er soll aber den ihm anvertrauten Platz vertheidigen, bis er nicht mehr zu vertheidigen ist. A. d. Red.

Mein Wirth gab mir für die Folge Recht, wenn ich ihm, ohne Prophet zu seyn, meine Meynung mit Gründen über den Ausgang vorgelegt hatte; seine Frau traute mir schon früher, und fing an die Regierung zu tadeln und zu schimpfen: der König zöge seine Soldaten weg, die sie bezahlen müßten, und die Bürger sollten sich und die Stadt selbst vertheidigen und für seine Flotte todtschießen lassen, wiederholte sie oft vor dem Bombardement, und unzähligemal während demselben.

Der Parlementair konnte kaum im englischen Lager eingetroffen seyn, und dem en Chef commandirenden General der Landtruppen Katkat die Antwort des Commandanten von Kopenhagen überbracht haben, als ein sehr heftiger Angriff von der Land- und Seeseite anfing, und um 7 Uhr des Abends aus allen Landbatterien die Stadt mit Bomben, Granaten, Kugeln und Brand-Raketten beschossen wurde. Bey der Helligkeit des Tages war mir der Anfang nicht gar zu fürchterlich, obgleich das von beyden Seiten brüllende Geschütz und das Zerplatzen der Bomben und Granaten die Erde zitternd machte. Man wurde an dem Ende der Stadt, wo ich wohnte, noch wenig Gefahr gewahr, noch keine Bombe reichte hin, die Straße blieb so lebhaft, wie vorher, und jeder schien langsamen Tritts oder eilig seinem Geschäfte nachzugehen. Auch das weibliche Geschlecht schien wenig zu erschrecken, es wandelte am Arme ihres geharnischten Mannes oder Liebhabers ruhig und unbesorgt fort, und alle Kaufmannsläden, Höker- und Krämerbuden blieben offen, man sahe keine Stokkung. Da bey einem jeden Bombardement der sicherste Aufenthalt vor der Thüre auf der Straße ist, so wählte ich mir auch diesen und fand bald Gesellschaft. Ist man einmal der Gefahr entronnen, so wird man mit ihr vertraut, kühn und trotzt derselben. So geht es dem Krieger, so ging

es auch mir, da kein Ausweg mir übrig blieb; übrigens fürchtete ich nicht den Tod, nur eine Verkrüppelung, und der veste Gedanke: Der Herr ist mein Schild, stärkte mich.

Während wir hier noch in Sicherheit dem fürchterlichen Schauspiele zuschauten, den Gang der Feuerinstrumente beobachteten, und unsere Ohren durch das Krachen und Donnern der Feuerschlünde erschüttert wurden, waren in dem der Landseite zu gelegenem Theile der Stadt in kurzer Zeit schon mehrere hundert Häuser beschädiget, mehrere Menschen ums Leben gekommen, und andere jammerten schon verkrüppelt auf ihrem Lager. Alles floh jetzt von da nach Christianshagen, welches der neueste Theil der Stadt und durch einen Kanal ganz abgesondert ist. Diesen konnte der Feind nicht leicht von seinen Landbatterien erreichen, und von der See her hielt ihn die Seichtigkeit des Wassers in ähnlicher Entfernung ab; man hielt ihn aber doch von dieser Seite in Gefahr, und besonders dadurch, weil auf den um denselben herumlaufenden unbedeutenden Wällen die Pulvermagazine zwar massiv, aber nur mit Dachpfannen gedeckt und ganz kahl da standen, welche man nicht unerreichbar und daher auch diesen Ort gefährlich hielt. Deshalb flüchteten mehrere Familien lieber zum Amaker Thor heraus auf das flache Land, welches schon vor dem Bombardement, wie ich bereits erwähnt habe, geschehen war. Auch hier wurde mir das Fliehen in Danzig traurig ins Gedächtniß gerufen. Dort wußte auch ich ein Zufluchts- und Sicherheitsplätzchen zu finden, hier mußte ich, von Freunden und Bekannten entblößt, mein Schicksal abwarten, jedoch blieb ich noch ruhig, weil noch keiner meiner Nachbarn sich rührte, und hieher noch keine Bombe gekommen war. Den ganzen Abend und die ganze Nacht hindurch dauerte das Bombardement mit gleicher Heftigkeit fort, und wäre es

nicht mit so vielen Schrecken und Verwüstungen begleitet gewesen, ich hätte das schönste Feuerwerk zu sehen geglaubt. Ich hatte die schönste Aussicht über den Königsmarkt, sahe in einem Halbzirkel diese verschiedenen Feuerkugeln und Raketten vielfarbig majestätisch in die Höhe steigen, und wurde durch keine inkommodirt, obgleich einige den Königsmarkt erreichten; nur eine Batterie vor dem Norderthor, die aus sechs Mörsern spielte, schien von hinten meinen Standpunkt beunruhigen zu wollen, und ich mußte mit meinen Gesellschaftern diesen die größte Aufmerksamkeit widmen, die wir leider wegen der hohen Häuser nicht eher, als bis sie die größte Höhe erreicht, wahrnehmen konnten. Schon in Danzig, ich schreibe dieses nicht aus Gefühllosigkeit, ließ ich mir an dem gedachten Sicherheitsorte das Vergnügen nicht rauben, das Spiel der Bomben zu beobachten, wenn mich nicht die größte Abspannung zur Ruhe zog, und dort sahe ich doch nur zwey bis vier hinter einander, oder zu gleicher Zeit, hier aber gewöhnlich acht, zehn bis funfzehn, und zwischen ihnen die, dem Anblicke nach, schönen Raketten zu eben der Zeit in der Luft von mehreren Orten zusammentreffen, sich bald durchkreuzen, bald in einem Punkt vereinigen wollen. Das Steigen einer Bombe in der Nacht zu beobachten, ist wirklich prachtvoll, erst schnell, dann immer langsamer, bis sie endlich die höchste Höhe erreicht, dann einige Pulsschläge auf einem Punkt zu ruhen scheint, und nun langsam und immer schneller zu sinken anfängt. Selbst das Zerplatzen in der Luft, wenn es nicht so erschütternd wäre, gewährt einen überraschenden Anblick, wenn sie mit Leuchtkugeln ähnlicher Materie gefüllt ist, und diese, wie aus einer zerplatzten Rakette, sich in mehrere Sterne theilt. Nie wünsche ich es aber wieder zu sehen, mit Trauer, Mitleid und Schrecken fühlte ich hier, wie in Danzig, das Unglück meiner Mit-

brůder, wenn sie mich auch nicht dafür erkennen wollten; aber wer möchte nicht gerne aus einem Sicherheitspunkte Augenzeuge einer großen Land- oder Seeschlacht seyn, die er nicht abwenden kann, wo der Tod wüthet, wo Ströme von Blut fließen; hat er Gefühl, so wird er durch den Anblick solcher Schreckensscenen den nichts als Elend und Gräuel verbreitenden Krieg hassen lernen, und dabey ausrufen: Wehe dem, der unschuldig Blut vergießt!

Wäre ich Sachverständiger, so möchte ich meinen Lesern noch gern eine Beschreibung jener Brandraketten liefern, die schon in öffentlichen Blättern als eine neue Erfindung die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; doch besser etwas, wie nichts, ich wage als Laie einen Versuch: Sie stiegen perpendikulair in die Höhe, und hatten dabey eine Birngestalt, die sich in einen dünnen Feuerschweif verlor, und brannten ganz roth. Hatten sie die höchste Höhe erreicht, in welcher sie sehr langsam stiegen, so wandten sie sich schnell um, und flogen, ohne vorher einen Bogen zu machen, (sie machten fast einen spitzigen Winkel), mit Blitzes-Schnelle schräge in gerader Linie auf die Gegenstände zu. Sie reichten eben so weit, und oft weiter wie die Bomben, weil sie aber vermöge des geraden Aufsteigens eine größere Tour zu machen hatten, so verlöschten einige schon in der Luft, ehe sie die Gegenstände erreichten. Für Menschen hatten sie keine Gefahr, ein Gebäude steckten sie aber leicht in Brand, wenn man nicht gleich zum Löschen bereit war. Sie zerschlugen doch selten mehr als die Dachziegel; an einer Mauer, war sie auch noch so dünn, konnten sie nichts effectuiren, ihre brennbare Materie klebte nur an, und brannte sich wie ein Namenszug in hellblauem Feuer bald aus. Ein Sachkundiger gab mir über ihren Bau und

über ihren Gang folgende, doch auf seiner Muthmaßung beruhende, Erklärung:

Eine birnförmige, an den Seiten durchlöcherte, Büchse mit brennbarer Materie angefüllt, hinter derselben ein schnelltreibender starker Feuerschlag, und mit demselben in Verbindung eine förmliche Rakette mit dem nöthigen zur ganzen Schwere berechneten Stock. Wenn diese in die Höhe treibende Rakette ausgebrannt ist, fällt sie sammt dem Stocke ab, entzündet aber zugleich den zweyten gedachten Satz, vermöge der obern größern Schwere wendet sich nun die Rakette halb, hat aber nicht Zeit sich ganz zu wenden oder einen Bogen zu machen, und wird jetzt pfeilschnell in gerader Richtung von ihrem hintern starken Feuersatze fortgetrieben. Ob hierin etwas Richtiges seyn möge, überlasse ich dem Urtheile und der Probe von Sachverständigen, und bitte für meine kunstlose Beschreibung Verzeihung.

Bis den 3. Septbr. Vormittags um 9 Uhr schienen die Feinde in ihrer Thätigkeit gegen die Stadt nicht zu ermüden, obgleich die Bewohner derselben, von Schrecken und Angst ermattet, der Schlaf aufs Lager zog. Diese Nacht blieb ich und meine Gesellschafter aber noch ziemlich ruhig, obgleich zwey Bomben in der benachbarten Querstraße einschlugen, jedoch wenig Schaden anrichteten, und eine, mehrere Häuser von uns, auf die Straße fiel und zerplatzte, ohne Schaden anzurichten, einige Fensterscheiben ausgenommen. Bey letzterer blieb das massiv gemauerte wohl conditionirte Haus unser Asyl, bis das Platzen vorbey war. Noch bis dahin war kein bedeutender Feuerschade geschehen, es hatte zwar hin und wieder, zum Theil auch zu gleicher Zeit, gezündet, es waren aber nur einzelne Häuser beschädigt worden, und die Löschungs-Commission hatte mit angestrengter Schnelligkeit und Thätigkeit stets die Wuth

des Feuers verhütet. Doch sie ermüdete, und da jedes Feuer stets das Ziel des Feindes wurde, wodurch schon mehrere Menschen unglücklich geworden, fing man an die Sicherheit seines Lebens zu bedenken. — Das gedachte Hauptquartier des Commandanten war diese Nacht von Bomben und Granaten nicht verschont geblieben, und der Aufenthalt desselben war auch hier unsicher. Man wußte sich nicht zu helfen. Ein dort logirender Danziger Kaufmann, der auch zur Zeit des Bombardements in Danzig gewesen war, warnete wohlmeynend, und man kam mit ihm dahin überein, das Steinpflaster des großen viereckigten Hofes aufzureißen, für den Commandanten die sicherste Stube des Hauses auszusuchen, und selbige über der Decke und rund herum dick mit Wollsäcken zu belegen; übrigens mußte der Gastwirth Rauh alle seine Gäste delogiren; der Grund dazu war Mißtrauen, ein schon oft gerügter Fehler *) der Dänen. Rauh protestirte zwar wegen des ansehnlichen Verlustes, die Anzahl der darin Logirenden war groß (das Haus hat 120 Stuben-Nummern), indeß mußte er einwilligen, und wurde ihm für jeden Tag hundert Reichthaler Vergütigung versprochen, und die Fremden mußten sehen, wo sie blieben.

Nach 9 Uhr schienen auch die Feinde zu ermüden, das Bombardement legte sich, und es war um 10 Uhr fast ganz still, welche Stille nur durch einzelne Schüsse unterbrochen wurde, und bis 4 Uhr Nachmittags dauerte. Man wollte behaupten, daß während dieser Zeit wieder ein englischer Parlementair in der Stadt gewesen wäre, doch bezweifele ich dieses, er müßte denn incognito gekommen

seyn,

*) Kein Fehler, sondern lobenswerthe Vorsicht; das Zutrauen hat Preußen mit zu Grunde richten helfen.
A. d. R.

seyn, welches sich wohl nicht denken läßt. Nach 4 Uhr wurde das Feuer wieder lebhafter, und die Wüstlinge schlenderten in der Stadt herum; heftiger wie die vergangene Nacht war zwar das Bombardement nicht, aber es verursachte an mehreren Orten Feuer, verschiedene Häuser geriethen zu gleicher Zeit in Brand, und die Löschungs-Commission, abgespannt, war theils nicht mehr zur Thätigkeit fähig, theils ihres Geschäfts aus Mißmuth schon überdrüßig. Die Stadt stand also zu gleicher Zeit an mehrern Orten in Flammen, und schon Nachmittags hatte man dänischer Seits vor dem Osterthore den sogenannten Zimmerhof, wo ein großer Holzvorrath war, aus welchen die Engländer sich eine hölzerne schwimmende Batterie errichten wollten, in Brand gesteckt, welches ein solches Feuer verursachte, daß die ganze Stadt heller wie beym klarsten Vollmond davon beleuchtet, und dadurch das Bemerken der übrigen Feuer und Bomben sehr verhindert wurde. Man kann sich die Helligkeit denken, wenn ich versichere, daß man eine Bombe nur erst beym Sinken und erst in ziemlich gefährlicher Nähe bemerken konnte. Diese Operation um diese Zeit schien mir daher fehlerhaft, dem Feinde wurde die schönste Uebersicht der Stadt gewährt, und die Löschenden wurden irre geleitet. Der Dreykronenthurm wurde durch seine glänzenden drey Kronen und übrige Vergoldung eine sichere Marke, und es gelang den Feinden bald, ihn und die Gebäude in seiner Nähe und Nachbarschaft für diese Nacht in Brand zu stecken. Das Feuer griff hier heftig und schnell um sich, und die größten Anstrengungen waren unzulänglich demselben Einhalt zu thun, das feindliche Geschoß machte den Ort gefahrvoll, und die Löschenden kopfscheu und muthlos; man ließ brennen, was nicht zu löschen war, und schien nur noch bemüht zu seyn, neue Brände zu verhüten. Glücklicherweise fing es in dieser Nacht nicht an

mehreren Orten mit Bedeutung Feuer, alles wurde durch die Eigenthümer oder Wächter im Keim erstickt. Ein an einem andern Ende entstandener heftiger Brand hätte von eben den unglücklichen Folgen seyn, und Kopenhagen dadurch gänzlich verwüsten können, denn es fing an allenthalben an Menschen und Löschungsinstrumenten zu fehlen, erstere zogen sich aus Furcht, oder ihre eigene Haabe und die Ihrigen in Sicherheit zu bringen, oder von dem Anstrengen und Wachen der vorigen Nacht und des Tages ermüdet, zurück, und letztere waren durch den Gebrauch, durch das schnelle Hin- und Herfahren, oder durch feindliches Geschoß ruinirt und unbrauchbar geworden; wobey überdem angenommen werden muß, daß Kopenhagen für solche Fälle nicht hinlänglich mit Feuergeräthschaften versehen seyn kann. Uebrigens war die Organisation der Löschungs-Commission in sich fehlerhaft, daher sah man bald die gehörige Ordnung und Aufsicht mangeln, jeder that was er wollte, und ging hin, wohin er wollte. Auf eine ähnliche Art ging es auf den Wällen, und nur hieraus allein mußte man schließen, daß es nicht lange dauern könne, obgleich Egoismus und Prahlerey sich noch bey vielen Unvernünftigen nicht verstecken wollte.

Den 4. Septbr. war es des Tages hindurch wieder ziemlich ruhig, und man wagte es, in der Stadt herumzugehen, um die Verwüstungen in Augenschein zu nehmen. Viele, die noch größeres Unglück befürchteten, eilten nach dem bis dahin verschont gebliebenen Christianshagen, und auch ich wollte daselbst ein Plätzchen suchen, indem die vergangene Nacht auch meine nächste Nachbarschaft incommodirt worden, und gerade vor meinem Logis ein Schiff durch den Einsturz einer Bombe gesunken war; doch ich mußte mein Projekt aufgeben, denn in allen Wirths- und Gasthäusern sowohl als bey geringern Bürgern war es gepreßt voll, und das

kleinste Hüttchen von Menschen angepfropft, Möbeln und Menschen der ärmern Klasse lagen auf der Straße herum. Zwar sah ich große Häuser noch ziemlich leer und unbesetzt, und die Familien in aller Gemächlichkeit darin wohnen, doch ich getraute mich nicht irgendwo um ein Plätzchen zu bitten; denn konnten sie dem Drängen ihrer Mitbürger ruhig zusehn, und, ohne Mitleid über ihr Elend, ihrer Gemächlichkeit sich ruhig pflegen, wie durfte ich als Fremdling etwas Besseres hoffen, oder zu fordern mich erdreisten können? Ob ich Recht dazu hatte, mögen meine Leser, und besonders meine auf dem ganzen Erdboden zerstreuten Brüder, selbst beurtheilen, wenn ich ihnen folgendes mittheilen muß:

Da ich mich in Kopenhagen nur einige Tage geschäftslos und unbemerkt aufhalten, und mich von hieraus an meinen Bestimmungsort begeben wollte; so hatte ich mir keine Adresse besorgt, um mir und irgend einem andern keine Beschwerde zu verursachen, so wie ich überhaupt, da ich kein Handelsmann bin, in Handelsstädten nicht viel von Adressen halte; denn hat man kein Geschäftchen zu machen, so wird man kalt oder gar nicht angesehen, Geld und Gewinn macht hier nur angenehm und liebenswerth. Meine vielen mit Adressen versehenen Landsleute, die wirklich Handelsgeschäfte wegen hier waren, überzeugten mich davon hinlänglich. Denn da zur Zeit kein Handel zu machen, und wohl nicht sobald daran zu denken war; so wurde auf sie auch nicht reflektirt. In der Zeit der Noth und Gefahr ergreift man jedoch jedes Mittel, um sich irgendwo anzuschließen; ich wagte es daher in meinem Leben zum erstenmal von der Maurerey Gebrauch zu machen, und an den Meister vom Stuhl der deutschen Loge, Friedrich zur gekrönten Hoffnung, den Herrn Professor Muenter, zu schreiben, in der Meynung, daß er ein

Deutscher wäre, und die Loge wirklich aus Deutschen bestände. Nachdem ich ihm in meinem dießfalsigen Schreiben kürzlich die Ursache meines Aufenthalts und meine weitere Bestimmung bekannt gemacht, das Schicksal Kopenhagens, und mich als abermaligen Augenzeugen einer unglücklichen Belagerung bedauert, eröffnete ich ihm meinen Wunsch, seine und einiger Brüder Bekanntschaft während dieser Unruhe zu machen, und mich an sie anzuschließen, um in vorkommenden Fällen die Quellen des Raths und der Hülfe zu suchen; ich empfahl mich zugleich den Brüdern und versicherte, daß ich nicht im geringsten ihre Wohlthätigkeit auf die Probe setzen wollte, und zu Begründung dessen und zur Vermeidung aller anscheinenden Zudringlichkeit ich auch weder ihn noch irgend einen Bruder ohne weitere Aufforderung incommodiren würde. — Ich erhielt eine kalte Antwort, er schickte mir jedoch, warum ich gebeten, ein paar unbedeutende Bücher mit dem Vorgeben, daß er nichts Besseres besitze, und außer diesem hat weder er noch sonst Jemand, obgleich er in seiner Antwort sagt: daß er meinen Brief mehreren Brüdern mitgetheilt und sich um mich bekümmert habe, sich meiner angenommen, sondern ich blieb isolirt, meinem Schicksale bis zu meiner Abreise den 2. Octbr. überlassen. Zu meinem Troste bemerkt er in seinem Briefe, daß sie (die Brüder der Loge) zwar deutsch sprächen, indeß alle Dänen wären. Ich habe daher auch Wort gehalten, und weder ihn noch sonst Jemand incommodirt, schickte ihm bey meiner Abreise die geliehenen Bücher mit Dank zurück und bemerkte: daß ich mit der Trauer aus Kopenhagen scheide, daselbst keinen Bruder ge- und erkannt zu haben. Die Wahrheit dieser Angabe kann ich durch die geführte Correspondenz, welche ich zum ewigen Andenken aufbewahren will, auf Verlangen belegen. Ich stelle hiernach anheim, ob meine Gedanken in

Christianshagen richtig seyn konnten, und freue mich hier einen glücklichen Platz gefunden zu haben, um auch hier über Maurerey etwas zu berühren, da ich bey der Belagerung Danzigs vieles über maurerische Verhältnisse gesprochen habe. Beyläufig bemerke ich noch für meine deutschen Brüder, daß sich hier auch mit dem Johannisfeste die maurerische Arbeit endet, und von da an der Tempel des Momus wie Thaliens Tempel, den Sommer über bis November geschlossen bleibt. Mehr habe ich über diesen Gegenstand nicht zu berühren, ich kehre zur Beschreibung des weitern Unglücks der Kopenhagener zurück.

Die Nacht vom 4. bis 5. Septbr. war eine der fürchterlichsten, die Engländer spielten mit 25 Mörsern und vielen Kanonen von der Land- und Seeseite auf die Stadt, das noch nicht gedämpfte Feuer (war Nachläßigkeit) wurde vergrößert und bekam neue Nahrung, allenthalben hörte man Angst und Klagegeschrey, und mit jeder Minute sahe jeder, der nicht in Christianshagen war, wozu auch ich gehörte, Tod und Verderben vor Augen. Rechts und links schlugen auch jetzt in meiner Nachbarschaft die Bomben ein, wovon eine, (sie kam aus der Batterie vom Norderthor, wie ich schon bemerkt) uns sehr ängstigte. Sie schwebte beynahe über unserm Haupte und blieb zweifelhaft, ob sie vor uns auf die Straße, oder in mein oder des Nachbarn Haus stürzen würde; ich flohe in mein Haus unter die dicke Giebelmauer, und schon stürzte sie dicht beym Nachbar ein, ging durch fünf Stock, fiel in die offene Einfahrt und rollte noch bis vor die Thüre, wo sie zerplatzte. Die Explosion und der Dampf benahmen mir Athem und Luft, und über meinem Kopfe stürzten die Fenster zusammen. Alles kam glücklich davon, selbst in dem nachbarlichen Hause war der Schade nicht zu groß, da sie vor der Thüre platzte. Eine schrek-

kenvollere Nacht habe ich noch nicht durchlebt, mit größerer Todesgefahr noch nie gekämpft, und dieses dauerte bis in den späten Morgen und Mittag. Erst zwischen eilf und zwölf Uhr ließ die Heftigkeit nach, und Morpheus zog mich unwillkührlich, ich war zu sehr abgemattet, noch unter Kanonen und Bombendonner mit einem, Gott befohlen! auf irgend eine Ruhestätte. Um ein Uhr war es ganz still geworden, und nun ermannte ich mich, wanderte noch einmal nach Christianshagen, um mein Glück zu versuchen, und, es koste was es wolle, da zu bleiben, im schlimmsten Fall unter freyem Himmel bey meinen ärmern Mitbrüdern zu campiren, denn eine solche Nacht, wie die vergangene, war nicht mehr auszuhalten; überdem ergriff auch meine ganze Gesellschaft und Nachbarschaft die Flucht. Jetzt fielen mir aber auch meine zwey Freunde ein, die ich diese drey Schreckenstage hindurch nicht gesehen hatte, ich faßte Muth sie aufzusuchen, und es gelang mir den Br. D... ausfindig zu machen, der ebenfalls das Rauhsche Logis hatte räumen müssen; wir freuten uns gegenseitig herzlich uns noch gesund zu umarmen, suchten uns nun zu stärken und zu laben, und tranken mit gefüllten Bechern uns ein Lebewohl und glückliches Wiedersehn, wo nicht mehr hier, doch jenseits des Grabes in veredelter Menschheit. Doch ehe wir schieden, irrten wir noch etwas in den Straßen herum, und erfuhren zu unserer Freude, daß ein englischer Parlementair in der Stadt, und bereits ein vier und zwanzigstündiger Waffenstillestand abgeschlossen sey. Dieses beruhigte uns zwar, jedoch besuchten wir noch Christianshagen, wie noch Tausende unserer Mitbrüder, zum Schutz bey einem erneuerten Bombardement, fanden aber jedes Unterkommen unmöglich, die Straßen waren mit armen Familien und Mobilien gedeckt; doch in den Häusern der Reichen sahe ich noch wenig Veränderungen, sie

genossen der Ruhe mit gewohntem Anstand, und ließen sich nichts abgehen. Wir faßten den Entschluß diesen Bivouak mitzumachen, wenn es nicht anders werden könnte, und unsere Sachen, (Wagen und Arbeiter waren nicht zu bekommen), selbst hinzuschleppen. Noch brummte der Donner des Geschützes in einzelnen Schüssen; indem fiel uns ein, unsern Freund und Br. S.... aufzusuchen, er wohnte in der Zollbude-Ressource, und daher sehr gefährlich; es blieb uns Pflicht, sein Leben oder seinen Tod zu erfahren, und hier hätten wir am Schlusse noch selbst unser Leben oder Arm und Bein opfern können; denn vor seinem Hause, dem wir schon auf sechs Schritte nahe waren, fiel eine Bombe nieder, wir warfen uns an die Erde, sie zerplatzte, zerschmetterte seine Fenster, riß einem ungefähr drey Schritte von uns vor einer Spritze stehendem Pferde den Leib auf und — wir richteten uns betäubt auf, und eilten mit heiler Haut in das Haus unseres Freundes, wo wir ihn zwar nicht antrafen, jedoch zu unserer Freude erfuhren, daß er auf Christianshagen schon seit der ersten Nacht in Sicherheit sey. Dieses war die letzte Bombe, die in Kopenhagen mein Ohr zerriß und mir den Tod androhte, den Abend und die Nacht blieb alles still, und man fing an allgemeiner einzusehen, daß die Engländer die angebetete Flotte doch wohl erhalten würden; ja Vernünftige wünschten sogar, daß sie ihnen gegeben, und die Stadt vom völligen Untergange gerettet würde; denn je längerer Widerstand destomehr Aschenhaufen und unschuldige Opfer, und endlich mußte doch die Wegnahme oder die Zerstörung der Flotte das Resultat bleiben. Der Commandant Peymann fuhr selbst in der Stadt herum, und besah die Verwüstungen; das Unglück, die Klagen und Vorstellungen der Leidenden ging ihm zu Herzen. Der den 5. Abends angekommene englische Parlementair soll

die Nacht bis zum 6ten in der Stadt im Hauptquartier geblieben, und des Morgens in aller Frühe abgegangen seyn. Hierauf beschloß der Commandant einen Rath, und ließ die ganze Generalität, den Admiral der Flotte, Abgeordnete der Bürgermiliz, aller höhern Behörden und der Kaufmannschaft zusammen kommen, stellte ihnen das Unglück der Stadt, und die seines Erachtens unmögliche Vertheidigung vor, mit dem Bemerken: daß selbst dem Könige mehr an der Erhaltung der Stadt als an der Erhaltung der Flotte gelegen seyn müßte, daß er die selbst mögliche Erhaltung der Flotte nicht wünschen könne, wenn er dafür bey seiner Zurückkunft statt einer Stadt einen Aschenhaufen finden müßte; und dieses wäre unumgänglich, da der Feind entschlossen wäre, nicht nur das Bombardement zu verdoppeln, sondern auch einen Sturm zu wagen, wogegen in der Stadt die Löschungs-Anstalten zerrüttet und überhaupt alles verwirrt wäre. — Es schien auch kein Spaß gewesen zu seyn, denn als ich nach abgeschlossener Capitulation mit meinem Freunde das englische Lager besuchte, erfuhren wir es selbst von den Engländern, daß bey fernerem Widerstande beschlossen wäre, für die folgende Nacht die Stadt aus 75 Mörsern zu beschießen, welche bereits gelandet waren, und daß auch die Armee zu einem Sturm vorbereitet wäre. Einen Theil der Mörser sahen wir noch, die meisten waren bereits eingeschifft, auch jene lagen schon dazu bereit. Kanonen und Mörser, die wir sahen, waren alle von Eisen, aber schöner, wie ich sie gewöhnlich bey uns gesehen, gearbeitet, sie waren inwendig wie polirt, und von außen glatt ohne Politur gearbeitet, und sahen, wenn ich es recht anschaulich machen soll, an Farbe und Arbeit der schönen schwarzen englischen Steinarbeit in allerley Trinkgefäßen ähnlich. — Doch ich kehre zu meinem Commandanten zurück, der nach

geschehener Darstellung der Lage der Dinge dem versammelten Rath noch besonders folgende Fragen vorlegte:

1) Ob durch die Artillerie nicht nur die Wälle gedeckt, sondern auch der Feind durch die von Ingenieurs zweckmäßig zu machenden Anlagen aus seinen, für die Stadt so gefährlichen, Positionen verdrängt, und seine Werke zerstört werden könnten?
2) Ob sie dazu kräftige Ausfälle mit Bürger und Militair unternehmen könnten und wagen wollten, ohne welche ersteres unmöglich sey? und
3) Ob sie auch zugleich stark genug wären, um einen auf mehreren Punkten vom Feinde zu befürchtenden, nach Maaßgabe seiner Stärke zu berechnenden, stürmischen Angriff abzuschlagen?

Man konnte alle diese Fragen durchgängig mit Ueberlegung nur verneinend beantworten, alles reducirte sich auf Schwäche und Irregularität, es war weder das Erste noch das Zweyte möglich zu machen, ja man bezweifelte sogar die Möglichkeit des Dritten, und meynte: es würden wenige bey einem Sturm auf dem Walle Stich halten, der Einheimische würde suchen nach Hause zu kommen, und der Fremdling, dem der ganze Spaß nichts anginge, würde sich auch in Sicherheit zu setzen suchen, viele, sowohl Bürger als Fremde, hätten sich ja schon jetzt dem Dienst entzogen, und eine Reserve wäre nicht da. So standen die Sachen, alles war daher einmüthig für die Capitulation und Uebergabe gestimmt, und bezweifelte nicht die Großmuth ihres Feindes in Gestattung billiger Bedingungen. Doch der Admiral, es war dem braven Manne nicht zu verdenken, widersprach, und stimmte für die weitere Vertheidigung. Ihm wurde entgegengesetzt:

1) Ob er garantiren könne, daß bey einer fortgesetzten Vertheidigung die Flotte gerettet werden könne, ob und wie er dazu beytragen wolle?

2) Ob er durch seine Leute die Flotte vertheidigen und erhalten könne, wenn die Stadt eingeäschert und durch Sturm erobert würde? und

3) ob er bey einer zu befürchtenden Aufflammung Kopenhagens die Flotte sicher stellen, und fürs Verbrennen schützen könne?

„Wenn Sie diese Fragen mit Gründen bejahend beantworten können,“ fügte der Commandant hinzu, „so will ich auf Ihren einseitigen Widerspruch noch die Vertheidigung versuchen, und den Willen meiner übrigen geängstigten Mitbrüder und ihrer Familien Klage- und Angstgeschrey nicht berücksichtigen.“ Er schied widersprechend aus der Gesellschaft, welche einstimmig eine noch zeitige und ehrenvolle Capitulation wünschte; die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang, und dauerten den 6ten den ganzen Tag hindurch. Ich habe diese einzelnen Unterhaltungen in dem gehaltenen Kriegsrathe von einem zuverlässigen Mann, der sie aus sichern Quellen geschöpft haben wollte, erfahren, und, da sie weder für den Commandanten noch für die übrigen Mitglieder dieses Raths etwas Nachtheiliges, vielmehr eine kluge Ueberlegung und vielfältige Beseitigung enthalten (?), hier treulich überliefert.

Vor dem Hause des Commandanten blieben stets eine Menge Neugieriger versammelt, und man zitterte nicht mehr für die Uebergabe der Stadt und der Flotte, sondern für die Zerschlagung der Capitulationsunterhandlungen und für ein erneuertes noch heftigeres Bombardement, daher dauerte das Fliehen nach Christianshagen und nach Amak noch immer fort; die größte Lebhaftigkeit herrschte auf

den Straßen und Kanälen, die dahin führten; Nachmittags um 5 Uhr sah man aber schon einige angesehene Familien von diesen Orten zurückkehren, und dieses gab ein gutes Zeichen, daß die Capitulation entweder schon abgeschlossen, oder doch nicht mehr zu bezweifeln war. Abends hieß es schon bestimmt, daß die Präliminarien abgeschlossen wären, doch noch nicht mit allgemeiner Publicität; jedoch wurden schon mehrere Bürger von den Wällen entlassen, ihnen die Besorgung ihrer häuslichen Angelegenheiten erlaubt, und ihnen die nöthige Ruhe vergönnt.

Am Morgen des 7. Sept. erfuhr ich schon beym Erwachen, die Capitulation sey unterzeichnet, und die Punkte wären: die Auslieferung der Flotte nebst allem, was dazu gehört, und die Besetzung des Kastells und des Holms, so wie die Besetzung Seelands auf 6 Wochen, in welcher Zeit die Flotte von den Engländern selbst betakelt, und nach Ablauf derselben alles geräumt werden sollte. — Der Commandant ließ die geschehene Capitulation sofort durch Affichen proklamiren, und ermahnte dabey jeden zur Ruhe und Ordnung. Diese zu stören kam wohl Niemand in den Sinn, vielmehr war jeder über die Beendigung des Unglücks und über die hergestellte Ruhe erfreut; nur der Pöbel, wozu besonders das Chor der dänischen Matrosen gehörte, und ihre Anhänger murrten und schimpften laut, sammelten sich in Haufen, und es schien zu tumultuarischen Auftritten kommen zu können. Man scheute sich nicht, den braven Commandanten, der nach Kräften seine Pflicht erfüllte, einen Landesverräther zu schelten, der Kopenhagen an die Engländer verkauft hätte, weil er angeblich ein Hanoveraner von Geburt sey. Es rottete sich auch wirklich ein Haufe der Tollkühnsten zusammen, zog stürmend auf den Neuen-Königsmarkt und auf das Haus des Commandanten los, mit der Intention,

das Haus zu stürmen und ihn zu mißhandeln. Die auf dem Markte befindliche Hauptwache war noch von Bürgern besetzt, nahm ihn aber gegen diese Tumultuanten sofort in Schutz, und war mit edler Entschlossenheit im Stande, das Zudringen dieser Horde zu verhüten; nicht weniger eilte das gedachte Jäger-Corps und das Corps der Studirenden hinzu, und besetzten sogleich das Haus des Commandanten, und dieser beorderte unter der Zeit ein Detaschement Cavallerie, welches unter diese Ruhestörer sprengte, und da viele, vom Geiste des Branntweins beseelt, nicht weichen wollten, einhauen mußte. So wurde die Ordnung wieder hergestellt, und der, Raub, Plünderung und Mißhandlung fürchtende, Bürger beruhiget. Den ganzen Tag hindurch und noch die folgenden blieb aber das Haus des Commandanten in der angegebenen Art besetzt, und auf dem Markt ein Cavallerie-Commando aufgestellt. Auf den Straßen sah man noch immer betrunkene Matrosen herumstreifen, die durch Schimpfen und Fluchen den Saamen der Unzufriedenheit unter ihres Gleichen und dem gemeinen Manne zu verbreiten suchten, und es blieb wenigstens für jeden Fremden klug, ihnen zeitig auszuweichen oder die Straße ganz zu meiden; hinlängliche und starke Cavallerie-Patrouillen machten aber auch bald diesem Spaß ein Ende. Der ganze Aufruhr und die Hebung desselben erinnerte mich an den Grünen-Donnerstag 1792 in Danzig, an welchem die Preußen einmarschiren sollten, wo vom Pöbel, und besonders von den Matrosen, mitunter auch Stadtsoldaten, ein ähnlicher Tumult erregt, das Rathhaus gestürmt, und auf den Wällen sich der Kanonen bemächtiget wurde, der auf ähnliche Art und durch ähnliche Hülfe gestillt wurde.

Um 4 Uhr besetzten die Engländer das Castell, und den folgenden Tag um 8 Uhr des Morgens

nahmen sie Besitz vom Holm und von der Flotte, die sie mit ihren Matrosen bemannten, und dann sofort zur Arbeit schritten.

Nach der Angabe der Dänen und den eigenen Behauptungen der Engländer waren vor Kopenhagen 30000 Landtruppen, die das Belagerungs-Corps bildeten, die Stärke der Dänen läßt sich aus meinen vorigen Angaben entnehmen, und hiernach möchten sie wohl eben so stark gewesen seyn, nur ging ihnen die Regularität ab, wodurch sich die Engländer, wie ich unten zeigen werde, besonders auszeichneten. Wie viele dänischer und englischer Seits geblieben, ist nicht zur Sprache gekommen; in der Stadt selbst sollen durch das Bombardement an 800 Menschen verwundet und getödtet seyn, ich möchte diese Anzahl aber selbst bezweifeln, wenn ich sie mit der in Danzig innerhalb vier Wochen vergleiche. Daß verhältnißmäßig hier mehr geblieben seyn mögen, ist nicht zu bezweifeln, und beruht mit auf dem großen Brande, wobey viele beschädigt wurden, und auf der anfänglich übertriebenen Dreistigkeit der Dänen: sie handelten und wandelten ruhig fort, wenn gleich um ihnen rechts und links Bomben und Kugeln in die Häuser oder auf die Straße flogen; ob es Unwissenheit oder Gewinnsucht war, weiß ich nicht, Muth kann ich es nicht nennen.

Außer der erwähnten Kirche sind über viertehalbhundert der schönsten Häuser völlig in Asche und Ruinen durch den großen Brand gelegt, aber mehrere tausende in- und auswendig beschädiget, ganze Straßen waren ohne Fenster, und das Aeußere der Häuser ließ die innern Verwüstungen ahnden. Der große Brandschaden ist aber mehr der Nachläßigkeit und der schon mit dem zweyten Tage sinkenden Ordnung, als dem Bombardement zuzuschreiben. Zum Belege muß ich darüber folgendes anführen:

Den zweyten Tag, bey fast gänzlicher Ruhe, ging ich Nachmittags zu der großen Brandstätte, fand in den demolirten Gebäuden noch allenthalben Flammen, die noch um sich zu greifen drohten, und keine Menschen, die solche zu ersticken bemüht waren; besonders erstaunte ich aber, daß noch zwey unbeschädigte Häuser, deren Einwohner bereits geflohen, vor meinen Augen in Flammen geriethen, und vor denselben eine Spritze mit sechs Mann stand, die in völliger Unthätigkeit diesem Aufkeimen der Flammen zusahen, übrigens ihnen niemand zur Hülfe kam, oder von den in Menge Vorübergehenden zur Hülfe eilte. Gerne hätte ich meine beyden Hände dazu gereicht, gern hätte ich sie aus Unwillen schlagen, und sie auffordern mögen; allein alles, was ich als Fremdling wagen durfte, war, sie aufmerksam zu machen, sie zu ermuntern Hülfe zu leisten. Dieses that ich, und von Branntewein trunken antwortete man mir trotzig und abschreckend: „Laß es zum Teufel brennen,“ und unternahm nicht das geringste zur Rettung dieser und der daran stoßenden Gebäude, obgleich ich noch in der Entfernung eine ganze Weile wartete. Was ich vermuthete und auch vorher zu sehen war, geschah, noch ehe das Bombardement wieder seinen Anfang nahm, standen hier schon mehr als zwanzig Häuser in unauslöschlichen Flammen. Gegen Abend trat ein starker Regen ein, konnte aber nichts zur Dämpfung beytragen, es war, als wenn man Oel ins Feuer goß, die Zuschauer gaften, und die Arbeiter überließen sich wie vor und nach ihrer Bequemlichkeit und dachten: „Laß zum Teufel brennen!“ Auch mußte die innere Bauart der Häuser zum schnellern Zünden und zu den größern Verwüstungen beytragen; denn so massiv, wie die Gebäude von außen aussahen, so schwach war alles inwendig gebaut, auch waren die Mauern nicht so dick, wie ich sie mir vorstellte, mehrentheils aus

Mappen, und ein bis zwey Ziegel dick; nur wenige Ausnahmen könnte ich machen; die ausgebrannten Mauern standen so dünne da, daß man zu jeder Stunde den Einsturz fürchtete. Noch acht Tage hindurch dampften die Brandstätten, loderten die Flammen, glühten die Schutthaufen von innerer Hitze. Es war ein trauriger Anblick, eine kleine nicht unbeträchtliche Stadt auf dieser Stelle verwüstet zu sehen. Arbeitet die Natur zur Vernichtung; so ist der Krieg Nothwendigkeit. Völker und Städte entstehen, blühen und erreichen den höchsten Flor, um wieder verwüstet zu werden, um in ihr Nichts zurückzukehren; oder sind wir zum Spiel für sie geschaffen? Meine innere Würde bestimmt mich, diese Frage verneinend zu beantworten, mein fester Glaube an eine weise Weltregierung glaubt das nicht; es ist wunderbar und unbegreiflich!

Man verließ endlich die Schreckensplätze, und richtete sein Augenmerk auf die Zerstörungen außerhalb der Stadt und auf die englischen Truppen, von ersteren habe ich schon gesprochen, nur über letztere noch einige Worte:

Sie besetzten, außer dem Kastell und Holm, weiter nichts, selbst die Dreykronen-Batterie, die tief in der See liegt, und den Eingang des Hafens deckt, überließen sie der dänischen Besatzung, so wie die Stadt, übrigen Wälle und alle Thore von den Dänen besetzt blieben. Den Engländern, ohne Ausnahme, blieb der Eingang in die Stadt in den ersten Tagen verschlossen, das Kastell und Holm waren indessen stark besetzt, sie erlaubten jeden sie zu besuchen, jedoch wurde der Zugang zu ihnen von den Dänen nicht anders als gegen einen besondern Permißions-Paß des Commandanten gestattet, zu dem Ende hatten die Dänen ordentlich einen Cordon gezogen, und jeder Zugang wurde durch ein Cavallerie-Commando stark

bewacht, ja man sollte sie nicht einmal sehen, und deshalb wurden um das Kastell, welches mit der Stadt in Verbindung steht, und nur durch einen schmalen Graben und eine Brücke getrennt wird, mit vielen Kosten neue Pallisaden gesetzt, und noch Wache herumgestellt. Der übrige Theil des Belagerungs-Corps blieb vor der Stadt elend und eingeschränkt liegen, und ein Theil davon zog sich nach Seeland zurück. Erst nach einigen Tagen erschien ein Bericht: daß den englischen Officiers, Commissairs nebst ihrer Bedienung der Eintritt in die Stadt erlaubt worden, wobey die Einwohner sub comminatione ermahnt wurden, sich artig und zuvorkommend gegen sie zu betragen. Es waren daher nach dieser Zeit täglich viel Officiers zu Fuß und zu Pferde in der Stadt, Gemeine dagegen sahe man fast gar nicht, außer solchen, die zu ihrer Bedienung mit erschienen. Da man in der Stadt also wenig oder nichts von ihnen bemerken konnte; so eilte man vor die Thore, diese Truppen zu sehen, und kehrte sehr befriedigt zurück, denn man wurde überall artig behandelt und ungestört durchgelassen. Ueberhaupt war das Betragen der englischen Truppen und ihrer Officiers in und außerhalb der Stadt musterhaft, und auch nicht der kleinste Exceß ist von ihnen bekannt geworden, obgleich sie vor den Thoren mit mancherley Ungemächlichkeiten zu kämpfen hatten. Die gewöhnliche Charakterzeichnung des Engländers traf auch bey den Soldaten ein, man sah und hörte sehr selten Gelächter, Singen oder Spielen, in kleinen und großen Haufen standen sie versammelt, und schienen nur ernsthaften Gesprächen ihr Ohr zu leihen, nur dann und wann wurde man heitere Mienen und ein aufkeimendes Lächeln gewahr; die sich unter ihnen befindenden Deutschen waren dadurch leicht zu unterscheiden. Ließ man sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so antworteten sie gewöhnlich ernst

und

und bescheiden, nie zurückstoßend, doch selten mehr als zur Antwort gehörte. Prahlerey und Geschwätzigkeit schien ihnen fremd zu seyn, einige waren sogar gastfrey, und wollten ihre Gäste aus ihren Schnappsäcken mit Rum und Brod bewirthen. Sie hörten lieber, als daß sie sprachen, doch blieb ihnen kein solides Gespräch uninteressant, sie verweilten und sammelten sich gern um den Sprechenden.

Sämmtliche Truppen waren äußerst einfach und elegant gekleidet, ihre Waffen fein und glänzend, und ihre Kleider zeichneten sich durchaus durch Feinheit aus. Besonders interessirten uns die Bergschotten durch ihre Nationaltracht, welche aus einem rothen runden Rocke bestand, der nur bis ans Knie ging, einer pohlnischen Jacke oder Kutte ähnlich, dabey trugen sie roth und blau quadrillirte Strümpfe und leichte, Sandalen ähnliche, Schuhe, die Strümpfe bis unter die Wade, keine Beinkleider, sondern die Schenkel ganz nackt. Auf dem Kopfe hatten sie eine platte runde Mütze, die Haare waren hoch aus dem Nacken in einen Knoten geschlagen, mit einem Kamme aufgesteckt, und darunter eine schwarze, am Rockkragen bevestigte, große Bandschleife. Ihre Waffen waren mehrentheils Büchsen und Säbel, weil sie als Tirailleurs gebraucht wurden und schon von Jugend auf die geübtesten Jäger von Profession seyn sollen. Man könnte diese Truppen, im Verhältniß gegen das übrige englische Militair, mit den russischen Kosaken vergleichen, nur waren sie gebildeter, feiner und regulairer. Den Haarputz hatten fast alle übrigen englischen Truppen mit ihnen gleich, viele auch verschnittenes Haar, wenige Zöpfe, statt derselben aber immer gedachte Bandschleife am Kragen der Montur bevestiget. Die Officiers trugen fast alle verschnittenes Haar, einige noch Zöpfe, und hatten entweder eine solche Bandschleife oder einen kleinen Zopf am Kragen der Uniform bevestiget. Der Schnitt der Kleider der übrigen Truppen,

besonders der Officiers, war dem preußischen am meisten ähnlich, der der Gemeinen war aber mehr einer Jacke und fast dem russischen gleich. Die Artillerie und Cavallerie präsentirte sich am schönsten, erstere hatte durchaus schöne und wohlgebildete Leute, war dunkelgrün gekleidet, und glich mit ihren ledernen Kaskets den russischen Kürassiers, die sie aber durch Feinheit der Kleidung übertraf; die Husaren waren von den preußischen nicht zu unterscheiden, nur ihre Pferde zeigten, daß es Engländer waren; überhaupt zeichnete sich die Cavallerie durch Eleganz und besonders schöne Pferde aus, die so, wie ihre Reiter, vollkommen schulgerecht beritten waren. Die schönsten englischen Pferde sahe man bey den Officiers, und es war für den Pferdeliebhaber ein erfreulicher Anblick, selbige damit paradiren zu sehen. Das Nämliche gilt auch von ihrer Artillerie, von ihren Bagagewagen und Pferden, allenthalben sahe man englische Leichtigkeit, verbunden mit Stärke und Eleganz. Ein englischer Munitionswagen mit Kutschrädern war so schwer wie der massivste Wagen bey uns beladen, davor spielten sechs englische Packpferde, die sich kein reicher Kaufmann oder ansehnlicher Staatsbeamte bey uns schämen würde, vor seine Staatskarosse zu spannen.

Wenn ich die englische Musik auch nicht zu tadeln verstehe; so kann ich ihr doch auch keine Lobrede halten. Für ihre Nation und ihre Truppen bleibt sie zu schlecht. Die dänische Musik ist meiner Meynung nach so vernachläßigt, wie ich je gehört habe. Ich bemerke noch hier, daß obschon die englische allen andern nachsteht, die ich gehört hatte, sie doch fast die dänische übertrifft.

Die englische mehrentheils rothe Uniform stach ebenfalls durch ihre Feinheit gegen die dänische außerordentlich ab, so wie sich die Behendigkeit und Zierlichkeit der englischen Truppen allenthalben hervorthat. Die zur Zeit in Kopenhagen garnisonirenden

dänischen Soldaten, sowohl Infanterie als Cavallerie, waren, die gedachten Garden ausgenommen, die Invaliden-Compagnien der Engländer, durch ihren Anzug und durch ihre Armatur; so z. B. ritt die Cavallerie mit entblößten Schwerdtern herum, die Jahre hindurch nicht geputzt, und nur mit warmen Wasser vom Rost gesäubert zu seyn schienen, übrigens ganz schwarz aussahen. Zwar bin ich nicht für das übermäßige und zwecklose Putzen, wodurch dem Soldaten der Dienst erschwert wird, jedoch macht Vernachläßgung der Waffen und der Kleidung einen widerlichen Eindruck, so wie Vernachläßigung in der Kleidung überhaupt bey einem jeden.

Uebrigens waren die Engländer sämmtlich nicht ausgezeichnete große Figuren, sondern mehrentheils nur mittlerer Statur, jedoch stark und fest, und dabey munter und rasch, hatten ein gemildertes nicht abschreckendes militairisches Ansehen, und mehrentheils wohlgebildete ausdrucksvolle Gesichter, wodurch sich besonders die Officiers vortheilhaft auszeichneten. Mit Vergnügen habe ich den englischen Soldaten als Schildwache beobachtet, er hielt das Gewehr immer so fest, mit solcher Kraft angezogen, als wenn er einem Officier die Honeurs machen wollte, und dabey eilte er auf seinem Posten die wenigen Schritte mit solcher Schnelligkeit auf und ab, als wenn er die wichtigsten Geschäfte hätte oder vor Kälte nicht ausdauern könnte. Dieses, so wie sein ganzes Wesen, versprach Kraft und Ausdauer. Bey Unterhaltungen, wo man sie auf ihre ersten Feinde führte, hörte man weder Verachtung noch Beschimpfung, aber wohl den Wunsch und das aufrichtige Geständniß, sich einmal mit denselben ordentlich messen zu können; die Zuläßigkeit auf dem übrigen Continent bezweifelten sie aber, weil ihre Truppen in ihren übrigen Besitzungen zu sehr zerstreut wären, und sie so viel nicht übrig hätten, es mit einer Macht aufzunehmen, die sich jetzt lediglich auf dem

Lande concentrirte, und bald das ganze Continent zu Alliirten hätte. Dagegen bezweifelten sie weder ihre eigene Vertheidigung, noch ihre fortdauernde Subsistenz, auch ohne Zuthun des festen Landes. Ueber ihr Unternehmen gegen Dänemark und Kopenhagen zuckten sie mitleidsvoll die Achseln, hielten solches für politisch-nothwendig, und durch die Unternehmungen und Vorfälle auf dem festen Lande herbeygezogen. Sechzig Schiffe mehr, und auf der andern Seite diese weniger, machte einen Vortheil von 120 Schiffen nach ihrer Berechnung.

Die Dänen, ebenfalls geborne und erfahrne Seeleute, nahmen den sich von den Engländern gewählten Zeitpunkt von sechs Wochen zur Betakelung der Flotte zu kurz an, und behaupteten: daß dazu wenigstens drey bis sechs Monate gehörten, und sie dabey noch fremder Hülfe bedürfen würden; denn die Schiffe lagen sämmtlich kahl, in einigen waren noch nicht einmal Mastbäume eingesetzt. Diese Behauptung der Dänen schien zugleich eine geheime Freude zu erwecken, daß sie die Flotte wegen dem Eintritt des Winters würden liegen lassen müssen, wenn sie sich selbst nicht noch Preis geben wollten; aber wie erstaunten sie, als sie das große Werk mit unbegreiflicher Thätigkeit nur mit einer verhältnißmäßig wenigen Menschenzahl anfingen, und nach Ablauf von vierzehn Tagen beynahe die Hälfte der Schiffe in Stand gesetzt und herausbuchsirt hatten, und nebenher noch alle übrigen vorräthigen Schiffsgeräthschaften und Baumaterialien herausschleppten, ja von den drey noch auf dem Stapel stehenden Schiffen, die zwey, welche noch nicht bekleidet waren, sondern nur im Gerippe da standen, mit aller Gemächlichkeit und Klugheit auseinander nahmen, einluden und fortfuhren. Alles geschah mit der größten Ordnung, Akkuratesse und Schnelligkeit ohne Tumult und Lärmen; man hörte bloß kleine Pfeifchen, wodurch alles dirigirt wurde: hätte man diese nicht gehört; so hätte

man nicht gewußt, daß Engländer in der Stadt waren; auch ist von den englischen Matrosen nicht der geringste Unfug begangen worden. Ihre Thätigkeit und die Art derselben gewährte Interesse und Unterhaltung, besonders für den, der dergleichen nie gesehen, weshalb ich diesen Unglücksaufenthalt, als eine große gefüllte Lücke meiner Erfahrungen, auch nicht bedaure. Jetzt zweifelten die Dänen nicht mehr an der Möglichkeit des Herausbringens der Flotte, sondern sahen betrübt und traurig ein Schiff nach dem andern fortbringen, bis der Hafen leer war. Diese Leere war selbst dem ungewöhnten fremden Auge empfindlich, wie vielmehr mußte sie die Dänen kränken, sie blieben deshalb auch auf ihre Gäste erbittert, ungeachtet sie weder in ihrem Eigenthum, noch in der Verwaltung ihrer Regierung gekränkt wurden, und manchen schönen Gewinn hatten. Denn die Engländer bezahlten in und außerhalb der Stadt alles baar zu den höchsten Preisen, schafften ihr Geschütz und ihre Munition mit ihren eigenen Pferden und Wagen wieder zu Schiffe, und in sofern sie dabey noch fremder Hülfe bedurften, bezahlten sie auch diese, so wie sie es bereits vorher vor der Stadt und auf dem Lande gethan haben sollen. Bey ihrem Abzuge hinterließen sie noch zwey Commissarien, welche die noch rückständigen Rechnungen mit der Regierung reguliren und berichtigen mußten

Man fürchtete, daß sie auch noch von den Wällen und Batterien das Geschütz und dergleichen mitnehmen würden, allein sie haben außer der Flotte und ihren Zubehörungen nichts mitgenommen. — Mit der Flotte, welche nach der Angabe aus sechszig Schiffen von verschiedener Größe bestand, worunter 22 Linienschiffe, und das größte von 90 Kanonen, waren, sagten sie freundschaftlich Adjeu und dachten: beati possidentes! Der Admiral Gambier erlaubte allen kleinern Schiffen unter 50 Last auszulaufen, um Viktualien und Holz zu holen, und durch

die Flotte wieder ungehindert zurückzupassiren. Die dießfalsigen Pässe stellte die dänische Polizeybehörde aus, und Gambier unterzeichnete seine Genehmigung. Außer diesem erhielten alle fremden Schiffer der mit den Engländern nicht in offenbarem Kriegsverhältniß stehenden Nationen auf Verlangen ihre Pässe, nur nicht nach französischen oder von Franzosen besetzten Häfen. Mit Scheelsucht und Neid sahen die Dänen diesen nach, bezweifelten ihr glückliches Fortkommen, und suchten allen Furcht einzuflößen, daß sie in der Ostsee doch aufgegriffen und aufgebracht werden würden. Alle Pässe für einzelne Personen, ohne Unterschied des Standes und der Nation, wurden von der dänischen Polizey gegeben, und durften weder vom Admiral noch von dem en Chef commandirenden General der Landtruppen unterzeichnet werden, und jeder konnte darauf ungehindert passiren, nur die Schiffspässe oder Certifikate, welche sich die Schiffer von ihren Consuln lösen mußten, bedurften einer nachträglichen Genehmigung des Admirals; übrigens war kein Schiffer dadurch entbunden, sich für seine Person noch einen Polizeypaß der dänischen Regierung zu besorgen, und sich allen gewöhnlichen Formalitäten der dänischen Regierung zu unterwerfen. Die Engländer bekümmerten sich um keine Person, die von dieser die Erlaubniß zur Abreise hatte, dagegen ließ sich letztere ihre Pässe nicht nur außerordentlich bezahlen, sondern erschwerte auch die Erhaltung derselben dadurch, daß ein jeder Fremde durch einen der Behörde bekannten Bürger für sich bürgen lassen mußte, daß er keinem Bürger in Kopenhagen etwas schuldig geblieben. Darüber wurde von dem Bürgen ein Revers ausgestellt und zu den Akten genommen. Gewöhnlich wurde diese Bürgschaft nun wohl von den Gastwirthen geleistet, wo man logirt hatte; indeß darf ich wohl nicht erwähnen, daß solches, wenn man privatim logirt hatte, oder difficilen und chi-

kanösen Wirthen in die Hände fiel, oft Schwierigkeiten und Aufenthalt verursachen mußte. Diese polizeyliche Maaßregel, welche auch in Friedenszeiten existirt und zum Wohl der Bürger eingeführt zu seyn scheint, ist für die Fremden und Reisenden drückend, und daher überflüßig, denn der Betrüger und Spitzbube wird doch Mittel und Wege finden, fortzukommen; der ehrliche Mann wird nur beeinträchtigt und gekränkt. Man lasse jedem sein Interesse selbst wahrnehmen, der leichtsinnige oder leichtgläubige Creditor mag büßen. Uebrigens ist man in Kopenhagen schon mißtrauisch genug, ohne daß die Polizey noch darüber die Obervormundschaft führen darf.

Ich schließe mit der Bemerkung: daß die Dänen oder die dänische Regierung sich das erlittene Unglück und den Verlust der Flotte selbst beyzumessen haben. Denn bewaffneten sie sich als neutrale Macht zu Lande, warum nicht auch zur See? Es war ihnen möglich, sich mit der Hälfte ihrer Landmacht und ihrer bewaffneten Flotte, und auch ohne letztere, gegen England zu schützen. Ihre Flotte lag in ihrem Hafen sicher und war nicht anzutasten, wenn 30 bis 40000 Mann ihrer regulairen Truppen Seeland und Kopenhagen gehörig besetzten, statt daß sie unnütz und kraftlos in den deutschen Provinzen lagen. Es ist auffallend, daß Dännemark mit einer Armee von 60 bis 70000 Mann, die doch nicht zu den besten Soldaten Europens gerechnet werden können, und größtentheils Miethlinge sind, ein bewährtes kriegerisches Heer sich vom Leibe halten wollte, das sich beliebig vergrößern kann. Der, welcher alle Heere Europens geschlagen hat, wie würde derselbe, wenn er den Willen dazu gehabt hätte, dieses Häuflein zu Paaren getrieben haben! — Es war also unweise und unvorsichtig, die ganze Armee nach Holstein zu ziehen, und Seeland und Kopenhagen ungedeckt zu lassen. Hier war wirksame Stärke nöthig, dort überflüßig und ohne Kraft;

eine halb so große Armee erreichte als Cordon an den Grenzen Deutschlands den nämlichen Zweck, und die andere Hälfte erhielt den Dänen auf Seeland und Kopenhagen die Flotte sicherlich. Denn mit weniger Mühe und Verlust haben wohl noch die Engländer keine Flotte und Vestung erobert. Ihre Schanzen und Gräben waren nur höchst nothdürftig, und an Parallelen, Trancheen, Untergrabung u. dgl. brauchten sie gar nicht zu denken, indem sie aus der Stadt nicht incommodirt wurden. Zwar verschossen die Dänen von den Wällen viel Pulver, aber ohne Effekt, so z. B. fand ich vor dem Norderthor links einen großen Wiesenplatz zwischen zwey Alleen von Bomben ganz durchwühlt, wo keine Spur einer feindlichen Unternehmung, nicht einmal eine Schanze in der Nähe war.

Doch mögen sie nicht trauern über den Verlust ihrer Flotte. Verwendet die Regierung die Summen, welche sie gekostet, von nun an auf die Verschönerung der Stadt Kopenhagen, und überhaupt zur Verbesserung des Landes zum Wohl der Unterthanen; so wird der Bürger und Landmann einst die Stunde segnen, in welcher ihnen diese an den Lungen des Staats nagenden Holzwürmer entzogen wurden. Und da ich dieß nach meinem Alter noch zu erfahren hoffen kann; so will ich mit Vergessung der überstandenen Gefahr und mancher mir verursachten trüben Stunden euers Wohls mich erfreuen; sollt oder wollt ihr aber diesen Verlust ersetzen, dann behängt euch auf ewig mit Trauerflor *).

*) Sonderbar! Als wenn England ewig die Meere beherrschen werde. N. d. R.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Coelln, Friedrich <<von>>,

Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II

Bd.: 6.

Amsterdam ; Cölln [i.e. Leipzig] 1809

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 464A -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251163-6